(Wessenberg)
Beck

Freiherr
J. Heinrich v. Wessenberg.

Sein

Leben und Wirken.

Zugleich

ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit.

Auf

der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenbergs.

Von

Dr. Jos. Beck,
Großherzoglich badischem Geheimen Hofrath.

Freiburg.
Friedrich Wagner'sche Buchhandlung.
1862.

Den Manen

des

Karl Hüetlin,

Bürgermeisters zu Konstanz;

dem deutschen Manne, in dem Gesinnung, Charakter und Streben in gesunder Harmonie standen, dem theuern Freunde, dessen die Seele nur mit Erhebung zu Allem, was gut und recht ist, gedenken kann,

in Liebe gewidmet.

Vorwort.

Eine ausführliche biographische Darstellung Wessenbergs, der zu den hervorragendsten geistigen Vorkämpfern des deutschen Volkes zählt, bedarf in unseren Tagen keiner besondern Rechtfertigung. Denn das Lebensbild eines Mannes, der zugleich ein erleuchteter frommer Christ und ein muthiger deutscher Patriot war, müßte, wenn es mit treuer Hand gezeichnet ist, sicherlich geeignet sein, Vielen in der Gegenwart, in der wir leben, zur Aufrichtung und Erweckung, und vielleicht Manchen für die Zukunft, der wir entgegen gehen, zum Leitstern zu dienen.

Wessenberg ist der muthige Bahnbrecher und würdige Führer der Reformpartei innerhalb des katholischen Bekenntnisses seines Volkes. Ferner gehört er zu den Ersten jener kleinen Zahl wackerer und tapferer Männer, die in schlimmer trostloser Zeit die gute Sache der deutschen Nation zur Sache ihres Herzens und zur Aufgabe ihres Lebens machten. Er half den Boden berei-

ten und den Saamen darauf ausstreuen, von dessen Gedeihen und Reifwerden eine wirkliche nicht bloß scheinbare nationale Wiedergeburt Deutschlands hauptsächlich bedingt sein dürfte.

Denn mit Recht galt Wessenberg die deutsche Lebensfrage von Anfang an und vor Allem als eine Frage moralischer Natur, an deren allmäligen aber sichern Lösung nicht zu zweifeln sei, wenn nur die rechten moralischen Mittel und Wege mit Umsicht eingeschlagen und mit beharrlicher Ausdauer festgehalten werden wollten. Solcher Aufgabe, dem Endziele aller seiner Bestrebungen, war sein Leben und Wirken in schöner männlicher Treue gewidmet.

Wenn der Verfasser es unternahm, ein Bild dieses edlen Lebens dem deutschen Volke vorzuführen, so ist er hierbei nur dem eigenen Herzen, aber auch der Aufforderung vieler gleichgesinnter Freunde gefolgt, deren Unterstützungen und Mittheilungen er das Beste verdankt. Sie haben ihm zu seinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen ein reiches Material zur Verfügung gestellt: zahlreiche Briefe, Actenstücke, insbesondere aber eine reiche Sammlung handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenbergs selbst. Das Werthvollste unter diesen ist eine Art Tagebuch, in dem er seinen Lebensgang und dessen manchfaltigen Begegnisse bis zu seinem Rücktritt vom Amte verzeichnet hat. Es ist übrigens in dieser losen Form und nach einem guten Theil seines Inhalts, der für das Publikum keinen Werth hat, zu einer Veröffentlichung,

wenigstens für jetzt und in dieser Gestalt, nach dem Urtheile der Freunde nicht geeignet.

Wie der Verfasser mit diesen Quellen zu Werke gegangen, und nach welchen Grundsätzen er den fast überwältigenden Stoff verarbeitet hat, darüber mag der geneigte Leser aus der Arbeit selbst Auskunft sich erholen.

Unter den engeren Freunden Wessenbergs und seiner Sache hat der Verfasser für die ihm gewordene Beihilfe am meisten zu danken dem ehrwürdigen Altmeister der deutschen Rechtswissenschaft, Geh. Rath Professor Mittermaier in Heidelberg, und dem wackern, leider indessen heimgegangenen Bürgermeister Karl Huetlin von Konstanz, beide dem Konstanzer Reformator in schöner thatkräftiger Humanität und ächt deutschem Wesen geistig nahe verwandt. Den Erstern hat Wessenberg zum Judex curiae seines literarischen Nachlasses, den Zweiten zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt.

Dem heimgegangenen Freunde sind diese Blätter in dankbarem Gedenken gewidmet. Denn er hat dazu den ersten Anstoß gegeben, und hat deren Vollendung kurz vor seinem Hingang dem Freunde zur doppelten Pflicht gemacht, der im Sinne des theuern Todten nachzukommen dieser redlich gestrebt hat.

Unter den jüngeren Freunden stand Wessenberg keiner näher als K. Huetlin. Geboren zu Konstanz am 8. Juli 1806, hatte der blondgelockte, körperlich und geistig kräftige und hoffnungsreiche junge Mann schon frühe Wessenbergs Aufmerksamkeit und Zuneigung sich gewonnen.

Je herrlicher diese reich und edel angelegte Natur sich entfaltete, desto mehr wandte sich ihr Wessenbergs ganzes Vertrauen zu. Das lichte, klare Wesen des an Jahren zwar viel jüngeren aber geistig früh gereiften Mannes, sein muthiger Sinn für Wahrheit und Recht, seine edle Selbstverläugnung, die er im privaten Leben — die Freunde wissen, was wir meinen — und die seltene Anspruchslosigkeit, die er in den öffentlichen Verhältnissen stets bewährte, hatten ihn dem Herzen des ältern Mannes ganz besonders theuer gemacht.

Aber auch Huetlin war diesem mit der Liebe und den Dankgefühlen eines Sohnes zugethan. Er wußte den Werth dessen zu schätzen, was er durch Wessenberg kennen gelernt. Es ist dem Einflusse des Letztern zuzuschreiben, daß Huetlin nicht, wie leider viele sonst wackere Männer aus seinem Lebenskreise, sich indifferent oder gar gleichgiltig verhalten in Bezug auf kirchliche Dinge und Zustände. Er hat deren folgenschweren Einfluß auf Wohl und Wehe des Volkes, der Gemeinden und der Einzelnen keinen Augenblick verkannt. Ich hörte wiederholt aus dem Munde des Freundes das ihn und sein Thun bezeichnende schöne Bekenntniß: „Ich würde mich — schon um meiner Kinder willen — vor Gott und meinem Gewissen der Sünde fürchten, wenn ich dem pfäffischem Treiben gegenüber, dessen Fußstapfen überall nur geistiges und leibliches Elend folgt, müßig zuschauen wollte!" —

Huetlin war darum einer der entschiedensten Gegner des jesuitischen Ultramontanismus und ein jeder Zeit

muthiger Bekämpfer der finsteren Plane desselben. Noch ehe die Ereignisse jenseits der Alpen vieler Leute Mund öffneten, hatte er laut und offen seine Stimme gegen das Baden zugedachte Concordat erhoben.

Wer überhaupt die innere Entwicklungsgeschichte unseres Landes, namentlich unseres Verfassungslebens seit 1830 kennt, der weiß, daß wenige Andere so erfolgreich auf Hebung und Belebung des öffentlichen Geistes, wenigstens in den oberen Landesgegenden, eingewirkt haben, wie der schlichte Bürgermeister von Konstanz. Dabei war etwas Antikes in diesem Manne, jene immer seltener werdende edle Tugend der Anspruchslosigkeit, die unermüdet und nach allen Seiten hin für das Rechte und Gute wirkt und einsteht, ohne je eine Frucht dabei für sich in Anspruch zu nehmen. Nach dem Umfang seiner Kenntnisse, nach dem Grade seiner geistigen Befähigung, und bei den günstigsten äußeren Bedingungen zu einer ersten Stelle im Staate befähigt und leicht zu berufen, konnte er nie bestimmt werden, seine bescheidene Stellung in Konstanz freiwillig aufzugeben, oder auch nur ein oft angebotenes Mandat zur Ständekammer anzunehmen, während doch sein Rath bei so vielen Wahlen entschied, daß ihn Freunde scherzend den „Deputirten-Macher" nennen konnten.

Gewiß ist es das beredteste Zeugniß für den Werth dieses edlen Menschen und seltenen Bürgers, daß sein unerwarteter früher Hingang (am 27. Januar 1861) nicht bloß seine Freunde, und Alle, die ihm persönlich näher standen, mit tiefer Wehmuth erfüllte, sondern daß

dieser Tod durch das ganze Land hin schmerzlich empfunden und als ein öffentlicher Verlust aufrichtig beklagt wurde. —

Huetlin war einer der edelsten Träger des Wessenberg'schen Geistes. Möge dieser in den besseren Klassen unseres Volkes recht viele solche Freunde finden! Deutschlands gute Sache würde dadurch wesentlich gefördert sein! —

Heidelberg, den 18. April 1862.

Dr. Jos. Beck.

Inhalt.

Viertes Buch.

Irrung und Kampf mit Rom.

Wessenbergs politische Thätigkeit.

1817—1833.

Fünftes Buch.

Privatleben. Literarische Thätigkeit.

Der Mann, dessen Bild wir hier zu zeichnen unternehmen, hat für das deutsche Volk, für dessen geistige und nationale Entwicklung, zumal auf dem Gebiet des kirchlich-religiösen Lebens, eine hervorragende Bedeutung.

Es gibt Menschen, deren eigenthümliche Lebensaufgabe und Geschicke mit dem Leben des Volkes, dem sie angehören, mit dessen Zuständen, Leiden und Hoffnungen auf's Innigste verknüpft sind. Zu ihnen dürfen wir den edlen Freiherrn J. Heinrich von Wessenberg zählen.

Denn in den Lebensschicksalen, die diesen Mann betroffen, in dem wahrhaft christlichen wie deutsch-patriotischen Geist, der ihn beseelte, in der Vielseitigkeit seiner Wirksamkeit, durch die er im öffentlichen Leben und als Schriftsteller sich auszeichnete, in den Schmerzen und Leiden, die ihm durch Verkennung und Verläumdung bereitet wurden, in den Strahlen besserer Hoffnungen, die er durch ein langes Leben voll Kampf und Arbeit unbeirrt festhielt — in dem Allem liegt mehr als das Geschick einer edlen Persönlichkeit, die unser Herz fesselt. Es verläuft in ihm ein gutes Stück Zeitgeschichte der Kämpfe und Hoffnungen des Volkes selbst, dessen Repräsentant er hier ist. Das Sehnen und Ringen des deutschen Volkes nach religiös-kirchlicher und nationaler Selbstständigkeit ist in den Lebensschicksalen Wessenbergs gleichsam vorbildlich dargelegt.

Viele seiner Zeitgenossen haben mit ihm ihre Stimme gegen politischen Druck und für freiheitliche Gestaltung der öffent-

lichen Zustände erhoben. Aber nur sehr Wenige gab es, welche zugleich die weit furchtbarern Uebel der geistigen und moralischen Sklaverei, die unsere Entwicklung hemmen, richtig erkannten und männlich bekämpften, wie wir dies bei Wessenberg finden.

Es stand klar vor seiner Seele, daß Deutschlands Selbstständigkeit nach Außen von einer Läuterung nach innen bedingt sei, und daß unsere nationale Einigung vor Allem durch eine Versöhnung der kirchlichen Spaltung, die unserm nationalen Leben fortwährend die schlimmsten Hindernisse bereitet, eingeleitet werden müsse. Aus solchen Motiven ward er Reformator, aus christlich-religiösem wie aus deutsch-patriotischem Interesse.

Mit Treue seiner Kirche zugethan, stand ihm doch die christliche Wahrheit hoch über jeder confessionellen Begrenzung, als das Gemeingut Aller, deren Christusglaube Geist und Leben ist.

Einer solchen Erkenntniß, in deren Licht und Wärme nicht religiöser Indifferentismus, wohl aber die versöhnende Frucht thatkräftiger Gottes- und Menschenliebe reift, in immer weitern Kreisen Eingang zu verschaffen, war die heilige Aufgabe, an die er alle Kraft seines Lebens setzte.

Dadurch ist er einer der vorzüglichsten Urheber und zugleich ein leuchtendes Vorbild jener erneuten christlichen Geistes- und Lebensrichtung in unseren Tagen geworden, welche im Gegensatz zu jedem scholastisch-theologischen Standpunkt, der das Christenthum überall in ein äußeres selbstgemachtes Kirchenthum auflösen will, die Innerlichkeit und göttliche Einfachheit des Evangeliums, oder die welterlösende Kraft des in der Liebe thätigen Christusglauben wieder zum Bewußtsein und zu Anerkenntniß der Menschen zu bringen bestrebt ist.

Von dem Fortschritt dieser geistigen Bewegung, welche mehr

und mehr alle Confessionen durchzieht und Anhänger unter ihnen gewinnt, sind die künftigen Geschicke des deutschen Volkes noch mehr, als durch Vieles Andere, bedingt.

An Wessenbergs Leben fesselt uns daher nicht blos das Interesse am Detail; es kommt hier zu jenem die Anerkennung eines großen Prinzips hinzu, dessen Träger er ist.

Möge dies Lebensbild des edlen Meisters recht Vielen des gegenwärtigen Geschlechts den festen Sinn und den entschlossenen Muth einflößen, das mehr und mehr in Wirklichkeit einzuführen, wofür jener gelebt und gelitten hat! —

Das deutsche Volk hat in ihm einen der tapfersten geistigen Vorkämpfer seiner nationalen Einigung zu feiern, und wird dereinst, deß' hoffen wir mit voller Zuversicht, den Namen Wessenberg in das „goldene Buch" seiner um die Wiedergeburt des Vaterlandes hochverdienten Männer einzutragen haben.

Erstes Buch.

Jugend- und Bildungsjahre.

1774 — 1800.

Erstes Kapitel.

Elternhaus und Kindheit.

1774 — 1790.

Einer der Höhenzüge des Frickthals unweit Brugg im heutigen Kanton Aargau hieß von Alters her der Wessenberg. Hier hatte sich an der Stelle, wo einst die Römer zur Sicherung ihrer Herrschaft in jener Gegend einen Wachthurm hielten, ein alamannisches Geschlecht schon in sehr früher Zeit (nach seiner Familiensage im Ausgang des 8. Jahrhunderts) angesiedelt. Es führte seitdem nach diesem seinem Sitze den Namen von Wessenberg. Nur wenige Trümmer bezeugen heute noch die Stätte, wo einst die Stammburg der Wessenberge stand.

Das ritterliche Geschlecht der Wessenberge stand mit dem mächtigen Grafengeschlecht des Aargau, den Habsburgern, von Alters her in engen Dienstverhältnissen, und theilte später dort auch dessen Geschicke. Denn als der Habsburger Herzog Friedrich von Oestreich, genannt Friedrich mit der leeren Tasche, zur Zeit des Konstanzer Conciliums im Anfang des 15. Jahrhunderts von Kaiser Siegmund geächtet worden war, weil er des entsetzten Papstes Johann XXIII. sich angenommen hatte, ging der schöne Aargau nicht nur für das Haus Habsburg für immer verloren, sondern es hatte dort auch die letzte Stunde der adeligen Geschlechter und ihrer Herrschaft geschlagen. Die schweizerischen Eidgenossen, damals noch treue An-

gehörige des deutschen Reichs, vom Kaiser mit Vollziehung der Acht beauftragt, eroberten den Aargau für sich, brachen die Burgen der Edelleute und vertrieben diese von ihren Besitzungen.

Die Wessenberge wandten sich nach dem damals dem Erzhaus Oestreich gehörigen Breisgau, wo sie um die Dörfer Feldkirch und Ampringen, so wie auch in dem benachbarten bischöflich-basler Gebiet begütert waren. Seitdem waren sie Mitglieder des Breisgauer Adels, und zählten als solche zur schwäbischen Ritterschaft des Reichs.

Bei mäßigem Allodialbesitz waren die Wessenberge oft veranlaßt, auswärts Aemter und Lehen anzunehmen, wodurch sie sich aufhalfen. So finden wir manchen tüchtigen Sprößling des Geschlechts, der im Dienste der Kirche oder der Fürsten des Reichs sich hervorthat. In'sbesondere zog sie der chursächsische Hof an, wo mehrere Wessenberge im Laufe des 18. Jahrhunderts nacheinander einflußreiche Hof- und Staatsstellen bekleideten.

Joh. Philipp Karl von Wessenberg, der von Kaiser Karl VII. bei seiner Krönung 1742 zum Ritter des heil. römischen Reichs geschlagen worden war, bekleidete in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am chursächsischen Hofe zu Dresden die Stelle eines Conferenzministers und Oberſthofmeisters der verwittweten Churfürstin, welche nach dem Tode August II. die Regentschaft führte. Es ist ein Zeichen des besondern Vertrauens, welches Philipp von Wessenberg durch seine Gewandtheit in Geschäften, manchfache Kenntnisse und die makellose Biederkeit seines Charakters sich erworben, daß man ihm zugleich die obere Leitung der Erziehung des sächsischen Thronfolgers, des minderjährigen Churfürsten Friedrich August, übertragen hatte. Indessen schien dem einfachen, mäßigen Sinne des Mannes das Leben an einem üppigen Hofe, wie der damalige sächsische war, nicht recht zuzusagen. Er legte 1776 seine Stellen nieder, und zog sich mit seiner Familie auf sein

Landgut Feldkirch im Breisgau zurück, um dort der Unabhängigkeit sich zu erfreuen und ganz den Seinigen zu leben.

Philipp von Wessenberg hatte sich erst im vorgerückten Alter (mehr als fünfzigjährig) mit einer Gräfin Thurn-Valsasina verheirathet. Dieser Ehe entsproßten sechs Kinder, von denen jedoch zwei bereits in zarter Kindheit verstarben. Von den vier übrigen (drei Söhne und eine Tochter) sollten die beiden ältern Brüder dem Namen des Geschlechts Glanz, sich selbst aber wohlverdienten Ruhm und die Anerkennung der Besten ihrer Zeit erwerben.

Der Erstgeborne, der des Vaters Namen führt, ist der bekannte östreichische Staatsmann, ein Gegner dessen, was man kurzweg das Metternich'sche System zu nennen pflegt. Oft zurückgesetzt und verkannt, aber zur Zeit der Noth wieder hervorgeholt, hatte er mit seinem gleichgesinnten Freunde, dem Grafen Stadion, dem größten Staatsmanne des neuern Oestreichs, nach dem Sturze ihres mächtigen Gegners, des Fürsten Metternich im Jahr 1848, zum letztenmal versucht, das wankende Staatsschiff noch zur rechten Zeit in solche Bahnen zu leiten, die allein zum Heile führen konnten. Es ist bekannt, welcher Unstern finsterer Mächte die Anstrengungen der beiden erleuchteten Männer vereitelten. Der ältere Wessenberg lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit zu Freiburg im Breisgau, wo er, allgemein verehrt und hochbetagt (beinahe 85 Jahre alt), am 2. August 1858 starb.

Der jüngere Bruder ist geboren den 4. Novbr. 1774 zu Dresden, und erhielt in der Taufe die Namen Ign. Heinrich. Er selbst nannte sich später lieber einfach Heinrich [1]), und

---

[1]) Und zwar „Heinrich von Ampringen". Den klerikalen Zusatz „Ignatz" erhielt unser Heinrich durch das Zuthun eines jesuitenfreundlichen Verwandten. Wessenberg bemerkte später öfter scherzend: Seine guten Freunde, die Jesuiten, hätten ihm schon bei der Taufe ein Geschenk gemacht.

wir werden ihm hierin folgen. Ihm, der den ältern Bruder durch Bedeutung und Vielseitigkeit seiner Wirksamkeit noch überstrahlt, ist unsere Lebensbeschreibung gewidmet.

In dem freundlichen Breisgauer Pfarrdorfe Feldkirch, wo die Familie Wessenberg ihren Wohnsitz hatte — nur die strengern Wintermonate wurden in dem nahen Freiburg zugebracht — verlebte Heinrich seine ersten Kinderjahre. Das Bild eines einfachen, frommen Familienlebens, das er hier schaute, blieb tief seiner Seele eingeprägt, und hat ihn später zu manchem schönen Liede begeistert [1]).

Das Glück der Familienglieder zu erhöhen, fehlte selbst der Großvater nicht, ein fast neunzigjähriger Greis, aber noch frisch an Geist und muntern Wesens. Alle Morgen erschienen die Enkel vor dem ehrwürdigen Ahn bei'm Frühstück, das er mit ihnen theilte, seine Gaben durch Erzählung von allerlei schönen Geschichten würzend. Der kleine Heinrich, der bei zartem Kör-

---

[1]) In dem Gedichte: „An meine Geschwister" gibt uns Wessenberg ein anschauliches Bild von den Freuden und Segnungen, die er im Elternhaus genoß; er sagt:

Mit süßer Wonne schwellet
  Erinnerung oft mein Herz,
Wenn sie die Spur mir hellet
  Von unserer Kindheit Scherz;
Wo uns so unbefangen
  Auf väterlicher Flur
Noch aneinander schlangen
  Die Freuden der Natur. u. s. w.

S. sämmtliche Dichtungen B. IV. S. 115 ff. — Gern und oft weilte später der Mann an dem stillen Orte, um sich von den Kämpfen und Mühen des Tages zu erholen. Vergl. die Gedichte: „Bei meines Dörfchens Wiedersehen", „Die Heimath", wo er klagt:

Süßes Land! dein bin ich wieder,
Müd' des Pilgerganges durch die Welt.
Heitrer tönen meine Lieder,
Wenn dein Licht auf meine Harfe fällt.
Liebend hast du mich erzogen,
Liebend kehr' ich an dein Mutterherz,
Wie die Schwalb', im Herbst entflogen,
Wiederkehrt im himmelblauen März.

Sämmtl. Dichtungen B. IV. S. 153.

perbau frühzeitig aufgewecktes Wesen und eine vielversprechende Physiognomie zeigte, war sein Liebling. Oft pflegte der Greis den Knaben näher an sich zu ziehen, und mit der Hand leicht über dessen Gesicht streichend zu sagen: „Das ist noch eine rechte deutsche Stirne."

Dies glückliche Stillleben wurde nach wenigen Jahren durch den Tod der Mutter getrübt, die bisher mit ebenso zärtlicher Sorgfalt als verständigem Ordnungssinn der Erziehung ihrer Kinder sich gewidmet hatte. Sie starb an den Folgen ihrer sechsten Entbindung im Winter 1779. „Noch entsinne ich mich, erzählt der Sohn, wie der Vater, tief von Schmerz ergriffen, uns in sein Zimmer berief, mit uns unter Thränen niederkniete, und um Rettung der guten Mutter innig zu Gott flehte; und wie, als alle Hoffnung verschwunden war, wir von ihm vor der Sterbenden Bett geführt wurden, wo sie uns mit rührenden Zusprüchen den letzten Segen gab." — Solcher Muttersegen ist nie von Heinrichs Seele gewichen; denn so oft der Sohn ihrer gedenkt, erscheint sie ihm im Lichte schöner Weiblichkeit, aufopfernder Menschenliebe und sich selbst verläugnender Mildthätigkeit. Dieser Geist der Mutter hat in ihm selbst Leben und Gestalt angenommen, und begleitete ihn wie ein guter Engel auf einer langen prüfungsvollen Laufbahn.

Seit der Mutter Tod widmete sich der Vater noch ausschließlicher der Erziehung seiner Kinder. Diese war in der That eine sorgfältige zu nennen, wenn man von den Mängeln und Gebrechen absieht, die dem Unterricht der Kinder aus adeligen Familien in jener Zeit, und meist auch heute noch, überhaupt ankleben. Ein geistlicher Hauslehrer sollte die öffentliche Schule ersetzen. Der Unterricht war also beschränkt und einseitig, wie der einzige Lehrer, der ihn ertheilte. In England bilden die Mitglieder des Adels, wenigstens in achtunggebietender Anzahl, durch geistige Bildung und nationale Bestrebung eine Leuchte ihrer Mitbürger, während in Deutschland nicht Wenige ihrer

Standesgenossen kaum über die dürftige Bildungsstufe des Junkerthums und dessen hochmüthige Ansprüche sich erheben. Ein Hauptgrund dieser bedeutsamen Erscheinung liegt, wie sich nicht verkennen läßt, in der Verschiedenheit des Jugendunterrichts, in der Art und Beschaffenheit der Vorbereitungsstudien, die für den geistigen Gehalt der Mehrzahl der Menschen entscheidend sind. Der englische Adel rekrutirt sich jährlich durch eine Reihe junger Männer, die auf den Schulen zu Eton und Rugby einen festen Grund zu einer tüchtigen klassischen Bildung gelegt, deren Studien mit der Schule nicht aufhören, sondern das Leben des Mannes verschönern und fruchtbar machen. — In Deutschland ist dies in nur sehr beschränktem Maß der Fall.

Heinrichs glückliche Naturanlagen, sein frühzeitig sich entwickelndes Talent, seine große Lernbegierde und schnelle Fassungskraft, vermochten manche Gebrechen seines Jugendunterrichts frühe zu überwinden, und dessen Mängel mit fortschreitendem Alter mehr und mehr auszugleichen. Auch währte es nur wenige Jahre, und Heinrich hatte in mancherlei wirklichen Kenntnissen, zu deren Erwerb ihn heiße Wißbegierde oder die Anleitung des Vaters geführt hatte, den Lehrer überholt, ohne jedoch diesem gegenüber sich selbst zu überheben. Vielmehr bewahrte er dem Lehrer seiner Jugend, dessen guten Willen und Bemühungen, stets ein dankbares Gedenken.

Auch war der Unterricht im Lateinischen, in neueren Sprachen u. a., den Heinrich mit seinem ältern Bruder bei ihrem geistlichen Mentor genoß, nach dem damaligen Zustand solcher Studien noch leidlich. Vom Griechischen freilich verstand der Lehrer selbst wenig. Bei solcher Grundlage blieben Heinrichs klassische Kenntnisse auch später auf gewisse Grenzen beschränkt. Aber mit einem Zweige dieses Wissens machte er sich nach und nach vollkommen vertraut. Seine Kenntniß der römischen Schriftsteller, in'sbesondere der Kirchenväter und der lateinischen Dichter von Terenz und Catull bis auf die der späteren Zeiten

herab, war gründlich und umfassend. In den Geist seiner Lieblingsschriftsteller, in Virgils Gedichte und in die Werke des hl. Augustin, war er tief eingedrungen und hatte für deren Eigenthümlichkeiten ein feines Verständniß sich angeeignet. Ferner blieb ihm die griechische Literatur; hier kannte er namentlich die Dichter fast nur aus Uebersetzungen, darum unvollkommen. Wir erwähnen dieses Umstandes hier, weil er auf seine spätere schriftstellerische Thätigkeit von Einfluß war, und in'sbesondere zur richtigen Beurtheilung seiner poetischen Erzeugnisse, deren Styl und Rhytmus den Anhalt gibt.

Die Entwicklung des innern Menschen, die Ausbildung der Gemüths- und Charaktereigenschaften, ist bedingt einerseits durch die Beschaffenheit und das Maaß der dem Einzelnen gewordenen Naturgabe, anderseits durch eine Reihe der ihn umgebenden Kräfte, in deren Wechselspiel sein Leben verläuft, bald Förderung bald Hemmung empfangend. Unter jenen stehen Haus und Familie oben an; ihr Einfluß ist für das noch zarte und empfängliche Kindes- und Jünglingsalter der unmittelbarste, und darum oft von entscheidender Bedeutung und Nachwirkung auf Zukunft und Werth eines Menschen. Ist jenes gut bestellt und ist diese vom rechten Geiste beseelt, so entwickelt sich der innere Mensch gleichsam naturwüchsig, wie die Pflanze in ihrem eigenthümlichen Boden unter dem ihr zuträglichen Maaß von Licht und Wärme.

Heinrich und seinen Geschwistern ward ein solches Glück im hohen Grad zu Theil. Die Mutter war zwar dem schönen Familienkreise frühe entrissen worden; aber ihr Andenken, das Bild frommer Milde und zarter Mütterlichkeit, lebte in den Gliedern fort; auch war die treue Sorgfalt des Vaters eifrig bestrebt, die Lücke, welche der Mutter Tod herbeigeführt, so viel als möglich zu ersetzen.

Philipp von Wessenberg war ein Edelmann im besten Sinne des Wortes. Seine feste Männlichkeit, seine ausge-

breitete Welt= und Lebenserfahrung, sein streng gerechter Sinn hatten ihm die allgemeinste Achtung zugewendet. Gerne kamen seine Standesgenossen von nahe und fern, bei ihm sich Rath zu holen und in schwierigen Fragen seine Ansicht zu hören. Das Stillleben der Familie Wessenberg auf ihrem Landsitz Feldkirch wurde daher häufig durch kürzer oder länger dauernde Besuche unterbrochen, darunter auch solche, die wohlthätig und anregend auf die Kinder wirkten. Die Hauptsache aber war: Philipp von Wessenberg hatte ein warmes Herz für das Volk, dem er sich gerne in Rath und That als theilnehmenden Freund zeigte. Das Christenthum war dem ehrlichen Manne eine Herzenssache, und bewahrheitete sich darum bei ihm in werkthätiger Menschenliebe. Auch charakterisirt es die edlere Art des Mannes, daß, wie fest er auch in seinen eigenen Religionsansichten stand, ihn dies nie hinderte, gegen die Meinung Anderer humane Duldung zu üben. „Nie unterließ es der Vater", erzählt der Sohn, „sein Mißfallen auszudrücken, wenn in unserer Gegenwart über Andere hart geurtheilt oder Uebles geredet wurde. Unsere Ehrfurcht und Liebe für den Vater waren unbegrenzt. Wie die leibhaftige Vorsehung stand der Mann vor uns mit seinem ernsten und doch heitern Gleichmuth und einem Wandel, an dem kein Fleck auszuwittern war. Sein bloßer Anblick prägte uns Kindern einen tiefern Respekt für das Gute und Rechte ein, als irgend ein Buch oder Unterricht es je vermocht hätten."

Der Vater selbst hatte an der Unterweisung seiner Kinder Theil genommen. In den Stunden des Nachmittags oder Abends las er mit ihnen Geschichtsbücher, Reisebeschreibungen, oder erzählte ihnen aus dem reichen Schatze seiner eigenen Erlebnisse, überall mit seinem scharfen Blicke für die wirklichen Verhältnisse des Lebens Winke gebend zu einer gesunden und würdigen Auffassung derselben. Diese Art Unterricht hatte für Heinrich einen besondern Reiz. Er machte sich Auszüge aus dem Gelesenen, und versuchte die Erzählungen des Vaters zu Papier zu bringen.

Rolins Geschichte der Griechen und Römer, Iselins Geschichte der Menschheit, Campe's Schriften, das große Werk der Reisen zu Wasser und zu Land, in'sbesondere aber Biographieen (von Bayard, Türenne, Heinrich IV., Prinz Eugen, Joh. Sobiesky u. a.) bildeten den engern Kreis seiner Lectüre; seine Lieblinge, Fenelons Telemaque, Lafontaine's und Gellerts Fabeln wußte er zum guten Theil auswendig.

Für die religiöse Erziehung der Kinder trug der Vater ebenso verständige als gewissenhafte Sorgfalt. Zur Weckung des religiösen Sinnes wurde täglich ein Abschnitt der biblischen Geschichte, auch ausgewählte zur Nachahmung ermunternde Legenden der Heiligen gelesen. Mit Recht erwartete der Vater auch hier von dem eigenen Beispiel das Beste. Alle Sonn- und Festtage führte er selbst die Kinder in die Kirche, wo seine lautere Andacht ihr Leitstern war. Er hielt darauf, daß jedes Kind sein eigen Gebetbuch, aus einfachen ihm verständlichen Betrachtungen und Gebeten, wozu der Vater wohl selbst die besten Beiträge lieferte, zusammenschrieb. Durch dies Verfahren erhielt dies Andachtsbüchlein in den Augen der Kinder einen besondern Werth; denn es war zugleich ein Denkmal ihres Fleißes.

Im Uebrigen wurde die religiöse Erziehung strenge in den kirchlichen Formen der Zeit gehalten. Jene machen das sogen. Beichten bereits einem Alter zur Obliegenheit, wo eine klare Unterscheidung des Guten und Bösen im Allgemeinen noch ferne liegt und gerade den besser angelegten Kinderseelen kaum eine dunkle Ahnung vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen aufgegangen ist. Dies Frühbeichten wird darum leicht zur Schlange im Paradiesgarten kindlicher Unschuld.

„Im zehnten Jahre", erzählt Wessenberg, „nahm plötzlich mein heiteres Wesen und meine stets lebhafte Phantasie eine düstere Färbung an. Den Anlaß gab der Unterricht über die Beichte. Ich wurde plötzlich der ängstlichste Skrupulant. Denn ich fürchtete immer zu wenig oder ungenau zu beichten.

In dieser Selbstpeinigung der Seele (durch dunkle Vorstellung von der Sünde bei zarter Gewissenhaftigkeit verursacht) vergoß ich oft im Geheimen die bittersten Thränen, und flehte zu Gott um Trost und Erleuchtung.“ Indessen Heinrichs gesunde Natur überwand bald solche Schwankungen und stellte ein wohlthätiges Gleichgewicht seines Innern wieder her. Schwerer wurde ihm, über gewisse andere Fehler, wenn sie bei diesem Alter überhaupt so genannt werden dürfen, Meister zu werden. „Der eitle Trieb nach Auszeichnung“, schreibt er, „der bei jeder Zurücksetzung Unmuth verursachte, machte mir manche kummervolle Stunde. Für Tadel war ich ungemein empfindlich, was besonders dadurch nachtheilig wirkte, daß es mich ungebührlich einschüchterte und durch die Scheu vor ungünstiger Beurtheilung an der unbefangenen Aeußerung meiner Ansichten hinderte.“

An angemessenen Erholungen und ermunternden Freuden ließ es der Vater den Kindern nicht fehlen. Sein verständiger Sinn fand auch hier die rechten Mittel, Geist und Körper zugleich zu wecken und zu stärken. Er hatte jedem seiner Kinder einen Gartenplatz zugetheilt, dessen Anbau sie in den Freistunden nach seiner Anweisung zu besorgen hatten. Dann wechselten kleinere Ausflüge zu Verwandten oder Bekannten in der Umgegend mit anstrengenden Wanderungen über Berg und Thal im Breisgau und obern Elsaß, und brachten einen wohlthuenden Wechsel in den einförmigen Verlauf des ländlichen Aufenthalts. Ein Lieblingsziel bei kleineren Spaziergängen war der nur eine halbe Stunde vom Dorfe Feldkirch entfernte Rhein. Fahrten auf dem hier durch freundliche Inselgruppen vielfach durchbrochenen Strom, wobei die Knaben ihren „Weidling“ (ein schmaler aus drei tannenen Bettern zusammengesetzten Kahn) bald geschickt zu lenken verstanden, Fischfang und Baden gehörten zu ihren ergötzlichsten Vergnügungen.

Oft und gerne wanderten die beiden ältern Knaben nach dem etwa eine Stunde von Feldkirch entfernten, reizend zwischen

Rebhügeln gelegenen Heitersheim, dem damaligen Sitze des Großpriorats der Malteser für Deutschland. Die Familie Wessenberg zählte unter den Rittern mehrere Verwandte, darunter der Fürst Großprior selbst, der ernstlich damit umging, den jungen lebhaften Heinrich für den kriegerischen Orden St. Johann des Täufers zu gewinnen. Seine und anderer Ritter Erzählungen von Malta, wo ein Oheim von mütterlicher Seite im Dienste des Ordens weilte, von ihren Seefahrten und Abentheuern, verfehlten keineswegs des Eindrucks auf das entzündliche Gemüth des Knaben. Aber bald nachher erhob sich jener gewaltige Weltsturm aus Westen, der so viele alte Hoffnungen niederwarf und viele neue noch größere anfachte. Er brachte auch über den ritterlichen Orden von Malta Verderben, und entführte unsern Heinrich aus der Heimath seiner Kindheit auf jene Bahn hin, auf der er zu einem Ritter des Geistes, zu einem tapfern Streiter für die christliche Wahrheit, heranreifen sollte.

Im Sommer 1786 wurde von dem Vater mit den Kindern eine größere Reise über den Schwarzwald nach dem Bodensee und der östlichen Schweiz unternommen. Durch das romantische Höllenthal ging es auf die Hochebene des Schwarzwaldes. Hier in dem Orte Geisingen trafen die Reisenden im Wirthshause zur Post eine Menge Bauern versammelt, die mit einander über Einführung einer neuen Pflanze, der Kartoffel, stritten; die neue Frucht, wurde bemerkt, würde sicherlich „Knöpfle und Spätzle" verdrängen, ohne die im Lande Schwaben nicht zu leben sei.

Die Stadt Konstanz, die Heinrich jetzt zum erstenmal sah, später der langjährige Schauplatz seiner Thätigkeit, machte durch die hohen finstern Festungsmauern, die damals den Ort noch von allen Seiten umschlossen und jeden Ausblick auf den freundlichen See verkümmerten, keinen anziehenden Eindruck auf sein jugendliches Gemüth. — Eine angenehme Fahrt auf dem See brachte die Reisenden nach Rorschach und dem nahen

Schloß Wartegg, wo bei der dort wohnenden Großmutter (von mütterlicher Seite), einer ehrwürdigen Matrone, mehrere Tage Rast gehalten, und Ausflüge in die reizende Umgegend gemacht wurden. Reichlich mit allerlei Andenken beschenkt zogen die Wanderer, nachdem das altehrwürdige St. Gallen mit seinem fürstlichen Klostersitze mit einem Besuche bedacht worden, durch das Toggenburg nach Zürich, wo sie mehrere Tage verweilten, und dann über Baden und Schaffhausen den Rückweg nach der Heimath nahmen.

Dieser erste größere Ausflug in die Welt blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung auf Heinrichs geistige Anschauungsweise und künftige Entwicklung. Nach damaliger Sitte wurde nicht selten in Abteien und Klöstern, deren Oberschwaben und die Schweiz mehr zählten als ihnen gut war, eingesprochen, zumal da mancher Klostermann zu des Vaters Freunden und Bekannten zählte. In der Mehrzahl dieser mittelalterlichen Institute, aus denen mit ihrer Zeit längst der edlere Lebensgeist geschieden war, deutete Alles auf Verfall und nahe Auflösung. Nur Küche und Keller waren meist wohl bestellt, und hatten an ihrem alten Rufe nichts verloren. Eine löbliche Ausnahme machten die Abteien St. Gallen in der Schweiz und St. Blasien auf dem Schwarzwald. Dort hatte der ehrwürdige Fürstabt Beda, der dem jungen Heinrich als „ein gar freundlicher und wohlwollender Herr" erschien, in fortwährendem Kampf und Streit mit der retrograden Partei seiner Mönche, das Volksschulwesen im Geiste der Zeit umgestaltet, Industrie, Handel und Verkehr gehoben durch Anlegung von Landstraßen, durch öffentliche Bauten, namentlich Brücken, das schöne und geräumige Kornhaus von Rorschach u. a., auch sonst manche Verdienste um das kleine Land sich erworben. Aber nach seinem bald darauf erfolgten Tode gelangte auch hier mit seinem Nachfolger und bisherigen Gegner (dem Abte Pankraz Forster) ein finsterer Geist pfäffischer Wirthschaft und hierarchischer Mißregierung oben an.

Noch tiefer haftete in Heinrichs Seele, was er in St. Blasien sah. Hier begegneten die Reisenden dem Wirken eines Mannes, der es verstand, die schönere und wohlthätige Seite des Mönchthums zum letztenmal im südwestlichen Deutschland zu einer hellleuchtenden Flamme anzufachen. „Der Glanzpunkt unserer Reise“, erzählt Wessenberg, „war die herrliche Abtei St. Blasien. Hier hatte der vortreffliche Fürst-Abt Martin Gerbert, ein vertrauter Freund unseres Vaters, nach schwerem Brandunglück, das über dies Gotteshaus gekommen, seinen neuen Tempelbau, ein hochgewölbtes Pantheon, eben vollendet. Unbeschreiblich war der Eindruck, den dieses herrliche Bauwerk auf uns machte. Alle Verhältnisse einfach, die Verzierungen edel; die Fresken am Gewölbe (von Menzinger zu Freiburg) heiter und ansprechend; der Chorgesang erhebend.“

In der That glänzte St. Blasien in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dem von dunklen Tannen umdüsterten Gebirgsthal des südlichen Schwarzwaldes wie ein milder versöhnend-leuchtender Abendstern am untergehenden Himmel des Mönchthums und seiner Tage. Die Klosterschule der Abtei, die literarischen Studien der Mönche, zumal auf dem Gebiete historischer Forschung, selbst manchfache Fertigkeiten in mechanischen Künsten hatten den Ruf der alten Abtei, die zugleich, wie kaum eine andere, der fortschreitenden Zeit und ihren Anforderungen verständig Rechnung zu tragen wußte, weithin verbreitet. Eine Anzahl schätzbarer historischer Werke, in ihrer Vollendung leider durch Aufhebung des Klosters unterbrochen, werden auch bei der Nachwelt ein dankbares und rühmliches Andenken an die gelehrten und fleißigen Mönche (wie Hergott, Ussermann, Neugart, vor allen Gerbert) erhalten. [1])

[1]) Selbst nach der 1805 erfolgten Auflösung der Abtei zeugte noch lange eine Reihe tüchtiger Männer unter dem Namen „St. Blasianer“, durch gründlichere wissenschaftliche Bildung und freiere Geistesrichtung wohl bekannt, im Dienste der Schule und Kirche von dem trefflichen Geiste, den

So erfreulich und günstig verblieb der Eindruck, den St. Blasien auf Heinrichs Seele machte, daß später noch der gereifte und geistig freiere Mann die Aufhebung der Abtei (sie erfolgte im Jahr 1805) — d. i. die vandalische Art, wie diese vor sich ging, die gewissenlose Verschleuderung der reichen dort hauptsächlich von Gerbert angesammelten literarischen Schätze, die rohe Umwandlung des friedlichen Sitzes geistiger Arbeit in eine moderne Baumwollspinnerei und Gewehrfabrik — einen „Act der Barbarei" zu nennen pflegte. Es wäre, meinte er, leicht gewesen, die altehrwürdige Abtei mit ihren reichen Mitteln zu einer beständigen Werkstatt geistiger Studien zu erheben.

Heinrichs offenem Blick, unterstützt von Winken des Vaters, war schon auf dieser seiner ersten Reise in die Welt die Tag- und Nachtseite des kirchlich-klerikalen Lebens und Treibens seiner Zeit in ihren entgegengesetzten Folgen nicht entgangen. Das gesegnete Wirken erleuchteter Männer, wie Beda und Gerbert, die faulen oder gar giftigen Früchte, die jeder Zeit und überall üppig aufsprossen, wo pfäffischer Pharisäismus den Boden bestellt, hatten in der Seele des Knaben Stimmungen erweckt, die in dem Jüngling zu festen Gesinnungen, und in dem Manne zu entsprechenden Thaten reiften.

Noch nach einer andern Seite hin sollte diese Reise für Heinrichs geistige Entwicklung und seine künftige eigenthümliche Richtung von nachhaltigem Einfluß werden. In dem bewegten Zürich, wo ein reges geistes und gewerbliches Leben friedlich nebeneinander fortschritten, ging zuerst dem Knaben eine neue Welt auf, die seinen Gesichtskreis erweiterte und bleibende Eindrücke in seiner Seele zurückließ. Er lernte Lavater kennen, der eben damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, und

---

ein einzelner edler Mann ihrer Genossenschaft einzupflanzen verstanden hatte. Manche unter ihnen zeigten sich noch später als treue Freunde und eifrige Anhänger des Mannes, der einst als Knabe in ihrer Klause eingesprochen und an dem milden Lichte ihres Hauses die Seele erwärmt hatte.

von dessen Verdiensten und Sonderbarkeiten der Vater ihm schon Manches erzählt hatte; er sah den Dichter und Landschaftsmaler Geßner, dessen Idyllen und der Tod Abels zu Heinrichs Lieblingslectüre zählten; ferner Füßli, Winkelmanns Freund, der eifrig bestrebt war, auch in der Stadt Zwingli's den Sinn für schöne Kunst und ihre Formen zu wecken und zu beleben.

Mit wahrer Ehrfurcht schaute Heinrich zu diesen Männern auf. Insbesondere hatte Lavaters freundlich-ernstes Wesen ihn gefesselt, dessen biblische Jugendschriften, zu dem Bessern gehörig, was der vielthätige Mann geschrieben, auf Heinrichs Denkweise nicht ohne Einfluß blieben, und in seinen späteren ähnlichen Leistungen noch nachwirken mochten. Ueberhaupt hegte Heinrich seitdem eine gewisse Vorliebe für die Schweiz, für das schöne Land und sein freies Volk, dessen hervorragendsten Männer später zu dem engern Kreise seiner Freunde zählten. Weit wichtiger noch ist, daß Heinrich frühe von jener Seite der deutschen Literaturbewegung des vorigen Jahrhunderts angezogen wurde, die man unter dem Namen der „Schweizer Dichter" zusammenfaßt, und daß er deren Art und Denkweise in sich aufnahm. Vor Allen war Haller sein Liebling geworden, dessen Gedichte er auswendig wußte. Der streng-sittliche Geist, das Vorherrschen des Gedankens über die Form, überhaupt die fast einseitig lyrisch-didactische Richtung dieser Gedichte haben in der Wessenbergischen Muse ihre unverkennbaren Nachklänge.

Seit dieser Reise erweiterte sich Heinrichs geistiger Gesichtskreis, und seine Entwicklung schritt schneller und selbstständiger voran. Er wurde unter des Vaters Leitung, noch mehr aus eigener heißer Lesebegierde nach und nach mit den bedeutenderen Erscheinungen der damaligen deutschen und französischen Literatur wohl vertraut.

Am Ausgang des vorigen Jahrhunderts besaß Freiburg, obgleich der Sitz einer Universität, eines Gymnasiums und meh-

rerer Regierungscollegien, noch keine eigentliche Buchhandlung. Nur ein oder der andere Verkäufer von ascetischen Büchern oder den beliebten Volksschriften, wie Tyll Eulenspiegel, Kaiser Octavianus u. s. w., gab es damals in der Stadt, in der jetzt vier größere literarische Handlungen bestehen. Dagegen wurden die Jahrmärkte zu Freiburg regelmäßig von einem Buchhändler in Basel und der Fontänischen Handlung in Kolmar besucht. Diese brachten jeweils die neuern literarischen Erzeugnisse mit oder nahmen Bestellungen an. Von hier bezog auch der alte Freiherr von Wessenberg seinen Bücherbedarf, um jeweils seine ansehnliche Bibliothek zu vervollständigen. Heinrich aber sah dieser Freiburger Büchermesse voll freudiger Spannung, wie einer Christbescheerung, entgegen. Denn sie brachte ihm immer einige Bücher, die er auf eigene Rechnung aus den parat gehaltenen Mitteln seiner Sparkasse kaufen durfte. Auf solche Weise hatte er allmälig alle seine Lieblinge sich zu eigen gemacht, ein Besitz, der ihren innern Werth in seinen Augen nicht wenig erhöhte.

Unter so glücklichen Anzeichen waren Heinrichs früheste Jugendjahre verflossen. Wohl mochte der empfangene häusliche Unterricht manche Lücke in den Kenntnissen zurücklassen; aber eine unschätzbare Mitgabe für das ganze künftige Leben, ein kindlich frommes Herz, einen offenen Sinn für das Gute und Schöne, eine innere Scheu vor allem Niedrigen und Gemeinen, hatte ihm das Vaterhaus und der gute Geist, der in diesem waltete, in reichem Maaße verliehen.

Mit dem Jahr 1790 war Heinrich in sein 15. Lebensjahr getreten, als die verhängnißvollen politischen Ereignisse der Zeit auch in sein Leben eingriffen, und ihn fern vom Elternhaus auf eine neue Bahn führten.

Zweites Kapitel.

Schule und Universität.

1790 — 1796.

Wessenbergs Jugend fällt in eine der merkwürdigsten Perioden der Geschichte der Menschheit, mitten in die Krisis des großen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, den ewigen Forderungen der Vernunft, die in den göttlichen Lehren des Christenthums von neuem die höhere Bestätigung erhielten, und den blinden Vorurtheilen und despotischen Ansprüchen, zu denen der Dämon der Selbstsucht und sophistische Lüge die Menschen verleiten. Dieser Kampf zählt eigentlich nicht nach Tagen oder Jahren. Doch kam die große Schlacht im Jahr 1789 in Frankreich offen zum Ausbruch, und ist seitdem mehr und mehr auf der ganzen weiten Linie der gesitteten Welt entbrannt. Noch ist die Schlacht nicht ausgefochten; sie wankt hin und her von Siegen zu Niederlagen, durch Uebertreibungen oder Ermattung der Kämpfenden noch mehr als durch die sieche und zerbrechliche Kraft der Gegner. Doch kann am endlichen Siege, wenigstens auf christlichem Standpunkte, auf dem des Evangeliums mit seinen Verheißungen, kein Zweifel mehr sein. —

Die großen politischen Bewegungen, die 1789 in Frankreich zunächst als Reaktion gegen die dortige Verzerrung und Unnatur aller politischen, kirchlichen und socialen Zustände begannen, wurden wie damals von allen bessern Zeitgenossen, so auch von der Familie Wessenberg, freudig begrüßt. „Die gesellschaftliche Wiedergeburt", erzählt später der Sohn, „die im Jahr 1789 in Frankreich andämmerte, fand damals in einem großen Theil des Adels und selbst der Geistlichkeit, nicht bloß in den unteren Volksklassen, starken Anklang. Jeder etwas Ge-

bildete, der die bestehenden Zustände zu beurtheilen fähig war, fühlte das unabweisbare Bedürfniß ihrer Verbesserung. Die Zahl der Freunde des Aufschwungs war unermeßlich. Die vielen bekannten und befreundeten Personen, die zu uns von nahe und ferne, in'sbesondere aus Frankreich und dem Elsaß, zum Besuche kamen, ließen uns keinen Zweifel darüber. Alles glaubte in dem Zusammentritt der französischen Nationalversammlung die Morgenröthe neuer goldener Zeiten aufgehen zu sehen."

Dieser Auffassung des großen welthistorischen Ereignisses blieb Heinrich auch später stets treu, als die Bewegung in gewaltsamen verheerenden Umsturz verlief, von dem auch seine eigene Familie durch den Verlust eines beträchtlichen Theils ihres Einkommens und Besitzes im obern Elsaß schwer betroffen wurde. Zum Mann gereift, hat er diese Entartung tief beklagt, ohne deshalb, wie so Viele, das Gute und Berechtigte der Bewegung selbst zu verkennen, oder gar an deren feindlichen principiellen Gegensatz je Geschmack zu finden. Wer den Teufel der Lüge und Tyrannei in der Menschheit pflegt, der müsse auch, wie er meinte, es hinnehmen, daß der höllische Geist den Körper des Besessenen noch zerrt und krümmt, ehe er ihn verläßt. —

Wenn in solcher Weise der Sohn bei Umwälzungen und deren Ausschweifungen das Walten eines sittlichen Naturgesetzes erblickt, so konnte der erfahrene Sinn des Vaters schon Anfangs des Jahres 1790 banger Sorgen sich nicht erwehren. Die Nachricht von dem frühzeitigen fast tragischen Hintritt des Kaisers Joseph II. († 20. Februar 1790), dem gefeierten politischen Ideale der Familie Wessenberg, hatte ihn tief erschüttert. „Eines Abends", erzählt der Sohn, „rief der Vater uns Kinder in sein Zimmer; er sah uns so ernst und wehmüthig an, als ob ein schweres Unglück über uns gekommen. Thränen feuchteten sein Auge, indem er uns vom guten Kaiser und seinem Tod erzählte; es müßten schwere Prüfungen bevorstehen, da ein solcher Regent so frühe aus dem Leben geschieden sei." —

Von dem edelsten Fürsten des 18. Jahrhunderts, der die verjüngenden Ideen der Zeit mit Kopf und Herz, wie kein anderer, in sich aufgenommen hatte, mochte er eine Versöhnung der aufgeregten Geister und eine heilsame Vermittelung der Gegensätze, in welche die Zeit auseinander ging, erwarten.

Die trüben Ahnungen des Vaters sollten nur zu bald ihre Bestätigung finden. Immer zahlreicher sammelte sich buntes Kriegsvolk zu beiden Seiten des Rheins. Die Vorboten des nahenden Sturmes, die französischen Emigranten, Graf Artois an ihrer Spitze, kamen über Basel in's Breisgau, und sammelten sich massenhaft längs der Rheingrenze. Gar sehr gegen den Willen und Wunsch des Hausherrn hatten diese ungebetenen Gäste in dem Wessenbergischen Schloß zu Feldkirch eine Art Hauptquartier aufgeschlagen, und gerirten sich bald als die Herren von Küche und Keller mit musterhaft französischer Anmaßlichkeit und Großsprecherei. Aus dem kleinen Feldkirch war ein Koblenz en miniature am Oberrhein geworden. Am unverschämtesten hauste das meist aus Adeligen bestehende Condé'sche Corps mit der Mirabeau'schen Legion. Die Gewalt des Stärkern galt bereits für Recht. Ehe noch der Krieg förmlich erklärt war, traten hier dessen Zustände ein.

Die Anwesenheit der bewaffneten Emigrantenschaaren an der Rheingrenze hatte in dem nahen Elsaß die bitterste Stimmung erzeugt. Man fürchtete gegenseitig jeden Tag einen Rheinübergang oder Ueberfall. Namentlich wurde die Drohung eines feindlichen Besuchs schon damals öfter vom linken Rheinufer herübergerufen. Doch achtete man allmälig weniger darauf, da fortwährend Alles ruhig blieb. An einem schönen Herbsttag 1790 war der Vater mit den Söhnen in Altbreisach auf Besuch bei dem ihm bekannten östreichischen Commandanten der dortigen Veste, die zwar längst in Verfall gerathen, doch vermöge ihrer Lage auf einer felsigen Anhöhe weithin den Rhein beherrschte. Nach Haus zurückgekehrt, bot sich ihnen unversehens, als es

kaum zu dunkeln begann, ein schauervolles Schauspiel dar, die Beschießung Breisachs von dem nahen Fort Mortier aus am linken Ufer des Rheins. Von ihrem Schlosse zu Feldkirch aus sahen sie tausende feuriger Kugeln und Bomben auf die unglückliche Stadt fallen, ihr Verderben und Jammer bringend.

Solche Vorfälle mahnten den Vater, für die Sicherheit seiner Familie und die ungestörte Weiterbildung der Kinder Sorge zu tragen. Dies konnte nur durch Entfernung aus dem Vaterhause, wie schwer diese auch seinem Herzen fallen mochte, und durch Versetzung in neue Verhältnisse geschehen. Man mußte sich hinsichtlich der Söhne für eine öffentliche Schule entschließen. Der Vater, sonst durchaus kein Freund der Jesuiten und ihrer Tendenzen, hielt doch ein gut Stück auf ihre Schuleinrichtungen und Lehrmethode, und hierin hatte er, wenn man den mangelhaften Zustand anderer katholischer Lehranstalten jener Zeit vergleicht, nicht ganz Unrecht. Dies entschied die Wahl des Vaters für Augsburg, wo an der ehemals dem Jesuitenorden gehörigen Lehranstalt von St. Salvator (später nach Säcularisirung des Bisthums von der Baierischen Regierung aufgehoben) noch Mitglieder des Ordens lehrten. An diese Schule wurde Heinrich mit seinem ältern Bruder (Johann Philipp) noch im Herbst 1790 gebracht, während der jüngste Bruder (Alois) an die nichtjesuitische Schule zu Dillingen kam. Wie scheint, wollte der Vater durch diese Trennung der Brüder den Werth der beiden verschiedenartigen Lehranstalten an den eigenen Kindern erproben.

Die Lehranstalt von St. Salvator war nach dem bekannten Schulplan der Gesellschaft Jesu organisirt, und hielt noch mit Strenge an dem hergebrachten Studienplan des Ordens. Demgemäß bestand das Hauptziel des klassischen Unterrichts in der Dressur zur „Latinität", d. i. in der Uebung lateinisch zu sprechen und zu schreiben. In der Fertigkeit, einen erträglichen Styl aus auswendig gelernten Phrasen Cicero's zusammen-

zufügen, und lateinische Gedichte, d. i. Verse zu machen, wozu Virgil in Form und Gedanken das Material lieferte, brachten es die Brüder ziemlich vorwärts. Insbesondere fanden Heinrichs poetische Exercitien Beifall, und setzten nicht selten durch ihre freiere Richtung die Lehrer in Erstaunen oder auch in Verlegenheit.

Weit schwächer waren die Leistungen der Anstalt im Griechischen. Die Lectüre der griechischen Schriftsteller, die nur lateinisch exponirt werden durften, hatte nur einen untergeordneten Zweck, nämlich der Förderung der „Latinität" zu dienen. Noch einseitiger wurde das Latein auf Unkosten der realen Lehrfächer (Mathematik, Geschichte, Natur- und Völkerkunde u. a.) erhoben. Der Unterricht auf diesem Wissensgebiet, nach dem jesuitischen Lehrplan unter dem Namen „Erudition" zusammengefaßt, war dürftig, und beschränkte sich darauf, den Zöglingen allerlei aphoristische Kenntnisse bunt durcheinander beizubringen, wobei die Uebung lateinisch zu sprechen wieder die Hauptsache war.

„Hierin", erzählt Heinrich, „nämlich in jener Virtuosität der „Latinität", wodurch die Schulen der Jesuiten ehemals selbst bei sonstigen Gegnern und sogar bei Protestanten Beifall fanden, war auch bei uns der äußere Erfolg glänzend. Aber er konnte den Mangel an innerer Gediegenheit des Unterrichts nicht ersetzen. Am meisten beklagten wir, daß unsere Muttersprache und die Kenntniß der deutschen Klassiker ganz im Rückstand blieben."

Am Schlusse des Schuljahres wurden von den Schülern zur Verherrlichung der mit allerlei Pomp ausgerüsteten Preisvertheilung Schauspiele „ohne Heirathen aber auch ohne künstlerischen Werth" aufgeführt, wobei manche komische Scenen vorkamen, die viele Heiterkeit erregten.

Im Uebrigen aber waren die Schattenseiten des jesuitischen Erziehungssystems, dessen Lücken und Mängel den beiden Brü-

dern keineswegs entgangen. Am widerlichsten berührte sie und ihren bessern Sinn der Geist der Intoleranz, der unter den Lehrern von St. Salvator eifrige Anhänger zählte, und der offene Haß gegen die Ideen der neuern Zeit, der an der Anstalt gepflegt wurde. „Wir tauschten", erzählt Heinrich, „oft unsere Gedanken darüber unter uns aus, ohne jedoch den Lehrern gegenüber etwas davon zu äußern. Wir waren einzig bedacht, durch angestrengten Fleiß die vorhandenen Lehrmittel zur Erweiterung unserer Kenntnisse, so gut es sich thun ließ, zu benützen. Unser Lerneifer war so groß, daß die Lehrer, anstatt ihn zu spornen, aus Rücksichten der Gesundheit ihn mäßigen zu müssen glaubten."

Während der Herbstferien 1792, welche die Söhne in der Heimath zubrachten, versäumte Heinrich nicht, den Vater auf das, was ihm in dem jesuitischen Augsburg mißfiel, aufmerksam zu machen, und ihm dem Wunsch vorzutragen, seine Studien lieber in Dillingen, wo ein freierer Geist herrschte, fortsetzen zu dürfen. Der Vater willfahrte der Bitte seines Sohnes um so lieber, als er an der neu aufstrebenden Dillinger Lehranstalt, der damaligen bischöflich Augsburger Universität, mehrere Männer lehrten, die er selbst hoch schätzte. So bezogen die beiden jüngern Brüder — (der älteste hatte bereits in Freiburg die juridische Laufbahn begonnen) — bei Wiederbeginn des Schuljahres die Hochschule zu Dillingen, um hier ihre philosophischen und theologischen Studien zu machen.

Nach der Sitte adeliger Geschlechter war Heinrich, wie es damals mit nachgebornen Söhnen zu geschehen pflegte, für den geistlichen Stand bestimmt worden, der ihm durch seine Geburt und Familienverbindungen eine glänzende Zukunft zu verheißen schien. Aber der von den Eltern und durch seine Stellung in der Familie ihm vorherbestimmte Beruf ist seiner Seele kein äußerer geblieben, und hat darum in Wirklichkeit zu etwas Bessern als zum Glanze vor der Welt geführt. Indem ihm frühe

das rechte Verhältniß für den innern Werth und die höhere Bedeutung des geistlichen Standes aufging, erwarb er sich dafür unter Arbeit und Mühen, unter innern und äußern Kämpfen die ächte geistige Weihe, die ihn befähigte, ein ebenso muthiger als sich selbst verläugnender Streiter für die christliche Wahrheit zu werden.

Gewiß würde eine so glücklich angelegte Natur, wie die Heinrichs von Wessenberg, in jeder Lebensstellung sich hervorgethan und Treffliches geleistet haben. Im geistlichen Stande aber, in dessen schöner und wahrer Aufgabe seine liebevolle, durch das Licht der Wissenschaft und Humanität erleuchtete Seele in selbstvergessender Hingabe ihren eigensten Beruf erkannte, ist er für Viele seiner Zeit und auch für die Nachwelt ein gottgesegneter Prophet des christlichen Geistes geworden, der in Wahrheit kein anderer ist, als der gute Geist der Menschheit selbst.

Nach der Sitte früherer Zeiten gehörten Heinrich und sein jüngerer Bruder (Alois), der ihm in derselben Berufswahl folgte, schon seit dem Knabenalter dem geistlichen Stande an, und erhielten als Angehörige einer angesehenen altadeligen Familie bereits 1792 Dompräbenden an den Hochstiften zu Konstanz, Augsburg und Basel.

Die Wahl der Dillinger Schule war für Heinrichs weitere Entwicklung eine höchst glückliche zu nennen. Denn während im katholischen Süddeutschland noch der Wolf'sche Formalismus auf Schulen den Geist im Banne hielt, und im Leben bei den Gebildeten vielfach die glänzendern aber frivolen Ansichten der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts Geltung erlangt hatten, gehörte die aufstrebende Dillinger Hochschule zu den ersten in Deutschland, auf der die Kant'sche Philosophie, diese befreiende That des deutschen Geistes auf dem gesammten Gebiet der Wissenschaft, Eingang und eifrige Pflege gefunden hatte. An ihren Strahlen entzündete sich dort das Licht

ächt wissenschaftlichen Strebens und und unbefangener kritischer Forschung, deren schöne Früchte, Duldung und Humanität, dieses Kulturinstitut im katholischen Süden bald ebenso auszeichneten, als es anderseits von allen Dunkelmännern und ihrem zahlreichen jesuitischen Anhang heftig angefeindet und verdächtigt wurde.

Unter den damaligen Lehrern der Dillinger Schule ragten vor Andern drei hervor: Jos. Weber, ein heller philosophischer Kopf, stand ganz auf dem Boden des Kant'schen Kriticismus, und wußte in seinen klaren Vorträgen über die verschiedenen Zweige der Philosophie auch seine Zuhörer dafür zu gewinnen; Bened. Zimmer, ein scharfsinniger Dialectiker, schloß sich damals bei der speculativen Grundlegung der theologischen Wissenschaft in seinen Vorträgen über Dogmatik u. a. enge an Kant an; Michael Sailer, der Theologe von tiefer christlicher Ueberzeugungstreue, der mit gewinnender Wärme des Gefühls und dem Zauber seiner Rede die Herzen der Zuhörer zu bewegen und an sich und seine Sache zu fesseln wußte. Wiewohl sonst Sailer einem gewissen Eklekticismus huldigte, so beruhten doch seine vielbesuchten Vorlesungen über Religion und und Moral wesentlich auf Kant'schen Grundsätzen. An diese Männer schloß sich Heinrich mit der jugendlichen Begeisterung seiner Wahrheit suchenden Seele an, und bewahrte diesen Lehrern seiner Jugend, vor Allen Sailer, der ihm bald noch mehr werden sollte, zeitlebens ein liebevolles dankbares Andenken. Wie freute er sich zugleich, die anregenden Vorträge des Professors Hörmann, eines Mannes von gründlichen Kenntnissen und gebildetem Kunstgeschmack, über Aesthetik, Kunstgeschichte und deutsche Literatur zu hören?

Der aufstrebende Geist der Lehranstalt bezeigte sich auch in den Schülern. „Ein schöner Wetteifer", sagt Heinrich, „belebte uns Studirende; die sehr zugänglichen Lehrer gaben ihm alle Nahrung, während sie zugleich die Sittlichkeit genau, jedoch

ohne Pedanterie, überwachten. Heinrich wohnte mit seinem Bruder in einem mit dem theologischen Convicte verbundenen Pensionat; er rühmt die große Ordnung und den regen Lernfleiß, die in dieser Anstalt herrschten. Bei ihm selbst war damals schon jene beharrliche und unermüdliche Arbeitslust wahrzunehmen, die ihn später in seinem Berufe auszeichnete, und ihm so große Erfolge erringen half. Mit rastlosem Eifer wurde die Zeit, welche die ernstern Fachstudien übrig ließen, der Lectüre klassischer Werke der alten und neuen Literatur gewidmet, wobei Hörmanns Winke ihm sehr zu statten kamen.

Fröhlicher als sonst verbrachten die Brüder die Herbstferien 1793 beim Vater im Breisgau. Die gedeihlichen Fortschritte der Söhne hatten diesem sichtbare Freude bereitet. Um so schmerzlicher war der Abschied, als jene im November nach Dillingen zurückkehrten. Es schien, wie wenn ein Vorgefühl, daß kein Wiedersehen mehr folgen werde, den Vater tiefer als gewöhnlich bewegte. Wiederholt drückte er die Scheidenden an seine Brust, mit der Hand ihr Haupt berührend, als ob er sie segnen wollte. Schon im Januar des folgenden Jahres gelangte die Botschaft seines Hintritts nach Dillingen, und versenkte die Brüder in unsägliche Trauer.

Bald wurde die bisherige Heiterkeit des academischen Lebens in Dillingen auch von einer andern Seite her getrübt. Die dortige Lehranstalt, redlich bestrebt, das scholastische Formelwesen abzustreifen und sich dem belebenden Lichte ächter Wissenschaft offen zu halten, war längst ein Gegenstand bittern Hasses Aller, die, vom bösen Dämon der Selbstsucht geblendet, die Finsterniß stets mehr lieben als das Licht. Die Jesuiten zu Augsburg, im Bunde mit dem päpstlichen Nuntius (Soglio) in München, setzten alle Triebfedern in Bewegung, um das Streben der hellerdenkenden Lehrer in Dillingen bei dem Churfürsten Klemens August von Trier, der als Bischof von Augsburg damals abwechselnd in dieser Stadt und in Dillingen residirte,

zu verdächtigen und anzuschwärzen. Lange widerstand der im Ganzen wohlgesinnte, nur gegen Höflinge zu nachsichtige Fürst. Es gelang der Jesuitenpartei, einen der letztern, den Freiherrn von Duminique, der als Trierischer Minister dem Churfürsten nach Augsburg gefolgt war, auf ihre Seite zu bringen. Dieser unwissende, nur durch seine Frivolität und Heuchelei bekannte Hofmann wußte durch Intriguen es dahin zu bringen, daß der vortreffliche Vorstand der Augsburger geistlichen Regierung, der Domprobst von Ungelter, der eifrige und erleuchtete Beschützer der Dillinger und ihrer Bestrebungen, in Ungnade fiel, und dessen Gegner an's Ruder kamen.

Was jetzt in Dillingen geschah, charakterisirt das geistlich-hierarchische Regiment. Unversehens erschien dort eine einseitig aus bekannten Gegnern der verdächtigten Professoren zusammengesetzte Commission, die ihr Geschäft damit anfing, die Studirenden selbst mit verfänglichen Fragen über Lehren und angebliche Aeußerungen ihrer Lehrer zu Protokoll zu vernehmen. Dennoch entsprach das Ergebniß keineswegs den Planen der Gegner, die es hauptsächlich auf den Sturz Sailers angelegt hatten. Denn zu allen Zeiten haben die Pharisäer innerhalb des Christenthums solche Männer am meisten gehaßt, die den spezifisch christlichen Geist am lautesten in Lehre und Leben repräsentirten. Es ist dieß die alte Feindschaft des Lügengeistes gegen die Stimme der Wahrheit, den der Erlöser als die Hauptquelle alles Unheils in der Welt bezeichnet hat.

Die bald offenkundig gewordene Feindseligkeit gegen Sailer verfehlte nicht, eine große Gährung unter den Studirenden hervorzurufen. Sie hielten Versammlungen, um die Mittel zu berathen, welche der Entfernung des geliebten Lehrers begegnen sollten. Man beschloß, zu diesem Zwecke dem Churfürsten eine Bittschrift zu überreichen; zugleich aber war bei den aufgeregten Gemüthern der Vorschlag durchgedrungen, bei einbrechender Nacht in Masse vor das Schloß zu ziehen, um dem dort eben anwe-

senden Minister von Duminique in herkömmlich studentischer Weise das Mißfallen auszudrücken, und ihn durch Drohungen zu der schriftlichen Ausstellung des Versprechens zu nöthigen, gegen Sailer nichts Weiteres zu unternehmen. Als aber die Studenten gegen Abend in dem Saale eines Gasthofes zur Ausführung ihres Vorhabens sich versammeln wollten, wurden sie von der Polizeiwache zerstreut und mehrere derselben festgenommen. Solche Auftritte verschlimmerten nur Sailers Sache; die arglistigen Gegner sprachen von Einfluß neufränkischer Ideen, deren Vermittler die akatholische Richtung der Lehrer sei. Doch ließ man Sailer vorerst ungestört seine Collegien zu Ende lesen. Erst in den Ferien, als die meisten Studenten in die Heimath sich entfernt hatten, wurde seine Entlassung und zwar ohne Pension in ungnädigster Form ausgesprochen. Sailer zog sich auf eine kleine Kaplaneipfründe zurück, die er bereits besaß, und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit, bis ihn später die bairische Regierung seiner gesegneten öffentlichen Lehrthätigkeit an der Universität zu Landshut zurückgab.

Sailers unfreiwillige Entfernung von der Lehrkanzel veranlaßte nicht wenige Studirende Dillingen zu verlassen; unter ihnen waren auch die beiden Brüder Wessenberg. Sie zogen nach Würzburg, um dort ihre Studien fortzusetzen. Die Würzburger Hochschule genoß damals eines vorzüglichen Rufes. Eine Reihe ausgezeichneter Männer in allen Fakultäten — in der philosophischen Reuß, Metz, in der theologischen Oberthür, Berg, Feder, in der juristischen Samhaber, Kleinschrodt, Schmidlin, in der medicinischen vor Allen Siebold — hatte in der gelehrten Welt einen rühmlich anerkannten Namen sich erworben.

Die Universität verdankte diesen Aufschwung der weisen Fürsorge des Bischofs Franz Ludwig von Erthal, einer jener erleuchteten und geistig selbstständigen Kirchenfürsten, dergleichen Deutschland ehemals manchen aufzuweisen hatte, die

durch ihren geistlichen Stand nicht verhindert wurden, ihre Pflichten gegen die Gesellschaft zu erfüllen, und den Forderungen der fortschreitenden Zeit in verständigem Maaß Rechnung zu tragen. Das Bisthum Würzburg gehörte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu den bestregierten und blühendsten Landschaften im südlichen Deutschland. Mochten auch Junker und Pfaffen, diese ewigen Gegner des Guten, schmollen und zürnen, daß vor des geistlichen Landesfürsten „heller und gerechter Denkart Fähigkeit und Verdienst mehr galten, als Standesansprüche, daß die Unterthanen gegen feudalen Druck geschützt, die Abgaben erleichtert und gleicher vertheilt, Frohnden und Jagdmißbräuche u. a. abgestellt, die Ausgaben für Militär und Hofhaltung auf das Nothwendige beschränkt, dagegen Schulen und Bildung, Landbau und Industrie eifrig gepflegt und gehoben wurden." — Erthals Regierung verblieb beim Volke im Würzburgischen in gesegnetem dankbarem Andenken bis auf den heutigen Tag.

Wir dürfen es als einen glücklichen Umstand bezeichnen, daß die Brüder Wessenberg gerade in diesen Tagen nach Würzburg kamen. Das Walten eines so helldenkenden und humanen Geistlichen, wie der Bischof Erthal war, verfehlte nicht, auf Heinrichs Seele tiefen Eindruck zu machen, und sie zur Nacheiferung auf der betretenen Lebensbahn anzuspornen. Zwar war der vortreffliche Kirchenfürst, dem die Brüder von befreundeter Hand persönlich empfohlen worden waren, bald nach ihrer Ankunft aus dem Leben geschieden. Doch lebte sein Geist in einem zwar kleinen aber tüchtigen Kreise gleichgesinnter Männer fort, und verblieb durch diese auch ferner bei dem geistlichen Regimente jenes fränkischen Fürstenthums, das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als ein freundlicher Stern am bunten Himmel des deutschen Reichs kurz vor seinem Erlöschen vor andern hervorleuchtete.

Es gelang den Freunden und Anhängern Erthals bei der neuen Wahl, wiewohl nicht ohne harten Kampf mit solchen,

die das Licht hassen, auf den bischöflichen Fürstenstuhl zu Würzburg einen Mann (den Dombechant Fechenbach von Mainz) zu erheben, der ebenfalls einer freiern Richtung huldigte, und der wenigstens gewillt war, die Aussaat seines Vorgängers zu erhalten und zu pflegen [1]).

Als die eigentlichen Leiter der damaligen Würzburger Regierung ragten vor Andern drei Männer hervor, mit denen auch die beiden Brüder Wessenberg in engere Berührung kamen: der Weihbischof Fahrmann, ein Geistlicher, der eine christlich-humane Gesinnung mit tüchtigen wissenschaftlichen Kenntnissen verband; der Kurator der Universität, der geistvolle, die hellere Richtung der Zeit eifrig fördernde Graf Friedr. v. Stadion, Domherr zu Mainz und Würzburg, ein würdiger Sprößling eines durch viele tüchtige Männer, die ihm angehörten, in Wahrheit edlen Geschlechts; der Geheime Rath Seuffart, ein helldenkender, ob seiner umfassenden gelehrten Bildung und ungemeinen Gewandtheit in den Geschäften hochgeachteter Staatsmann, auch als Schriftsteller anerkannt. Seine Schrift „über die Pflichten und Rechte der Staatsdiener" — gleichsam ein Vorläufer der spätern constitutionellen Ideen und Bestrebungen — hat jetzt noch ihren Werth. Unter zwei Fürstbischöfen hat er mit Einsicht und Geschick das Staatsruder gelenkt.

Dies waren die Männer, die sich der beiden Brüder lebhaft annahmen, und, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit, auf deren Gesinn- und Denkweise den wohlthätigsten Einfluß übten. Namentlich wurde der vortreffliche Fahrmann ihr eigentlicher Mentor während des Würzburger Aufenthalts. Die Gespräche

[1]) Zur Charakteristik jener Tage bemerken wir Folgendes: Der Candidat der Gegner war der Domherr von Greifenclau, Propst zu Komburg, ein kirchlicher Hochtory. Die Stimmen waren längere Zeit so getheilt, daß eine einzige die Wahl entschied. Es war die des Generalvicars von Staufenberg, eines hochbetagten redlich gesinnten Mannes, der sich schwankend zeigte. Da entschied ihn sein Beichtvater, ein wackerer Mönch, für den Candidaten der liberalen Partei.

und Belehrungen dieses würdigen Geistlichen, seine vielbesuchten, vom ächt christlichen Geiste durchwehten Predigten in der Hauptstiftskirche zu Würzburg wirkten läuternd und belebend auf Heinrichs empfängliche Seele.

Ueberhaupt war der längere Aufenthalt in Würzburg unter den damaligen günstigen Einflüssen für Heinrichs geistige Richtung und selbst für seine künftige Berufs- und Lebensstellung von entscheidender Wichtigkeit. Neben der Theologie hatte er auf Seuffarts Rath auch juristischen Studien sich zugewendet, weil Kenntnisse des Rechts für seine wahrscheinliche dereinstige Berufsstellung unentbehrlich erscheinen mochten. Unter den juridischen Collegien, die Heinrich hörte, rühmt er als besonders lehrreich die über deutsches Staatsrecht und bürgerlichen Prozeß (bei Samhaber und Schmidlin). Sie waren mit Verfertigung schriftlicher Arbeiten verbunden, die der Lehrer einer eingehenden genauen Kritik würdigte. Heinrich hatte die Freude, seine Aufsätze wiederholt öffentlich belobt zu sehen. Auf Wessenbergs juristischer Bildung beruht die klare, scharfe, logische Gedankenentwicklung, die ihn später als Geschäftsmann und als Mitglied der badischen Ständekammer auszeichnete, und die seiner Stimme in dieser Versammlung auch in rein rechtlichen, zumal staatsrechtlichen Fragen ein wohlverdientes Gewicht verschaffte.

Nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaft und einer vielseitigen geistigen Bildung, auch in socialer Beziehung war der Würzburger Aufenthalt für Heinrich und seinen Bruder von nachhaltiger Einwirkung geworden. Hier gewann er zuerst einen tiefern Einblick in das Leben und Treiben der höhern Stände und Gesellschaftskreise. Würzburg bot gerade damals das Bild eines vielbewegten, höchst glänzenden Lebens dar. Nicht nur hielt sich der fränkische Adel in jener Zeit mit Vorliebe in seiner Metropole auf; es hatte dort eine Menge flüchtiger Fürsten und Herren, unter ihnen die Churfürsten von Mainz und Köln mit

ihren Domherren und zahlreichem Gefolge vorerst ein Asyl gesucht, seit das linke Rheinufer in die Hände der Neufranken gefallen war.

Indem Heinrich in diese höhere Gesellschaftswelt eintrat, konnte sein Blick in deren Werth oder Nichtigkeit wohl geschärft und aufgehellt, nicht aber getrübt und beirrt werden. Seine gesunde Natur hat auch hier bald sein Urtheil reifen, und ihn Wesen und Schein unterscheiden lassen. „Unsere eifrig betriebenen Studien", erzählt Heinrich, „hinderten uns nicht, wöchentlich einmal die Abendgesellschaften zu Hof, und öfter die in andern vornehmen Häusern zu besuchen. Dessenungeachtet mußten wir nicht selten den Vorwurf hinnehmen, daß wir uns der Gesellschaft zu sehr entzögen. — Der Fürstbischof selbst, der uns oftmals auch zur Mittagstafel zog, begegnete uns immer mit großer Freundlichkeit, und sprach ermunternde Worte an uns. Daß aber das Leben des Adels in'sgemein, wie es sich uns darstellte, großen Reiz für uns gewonnen hätte, kann ich freilich nicht sagen. Alles Kartenspiel, der Mittelpunkt seiner geselligen Unterhaltungen, war uns zuwider; wir faßten den Muth, uns ein für allemal mit unserer Unkunde zu entschuldigen, was anfangs nicht gut aufgenommen, von manchen Damen sogar als Mangel an Lebensart gerügt wurde. Indessen fanden sich in diesen Versammlungen für eine verständige und anziehende Unterhaltung doch immer einige Personen vor, an die wir uns auch vorzugsweise anschlossen."

Unter den Fremden, die damals vorübergehend in Würzburg sich aufhielten, befand sich auch Karl Theodor von Dalberg, der Coadjutor von Mainz und Konstanz. Heinrich machte hier zum erstenmal die Bekanntschaft des von allen Bessern der Zeit bereits gefeierten Mannes, der in seine künftige Lebensgeschicke bald so entscheidend eingreifen sollte. Dalberg fand an dem strebsamen jungen Wessenberg besonderes Wohlgefallen und verlor ihn seitdem nicht mehr aus dem Auge.

Von den vertrautern Jugend- und Studienfreunden, die Heinrich in Würzburg fand, nennen wir den Erbprinzen Otto Friedrich von Hohenzollern, den nachherigen trefflichen Fürsten von Hechingen [1]), und den Grafen Ferdinand Colloredo aus Wien, zwei strebsame Jünglinge, mit denen Heinrich auch später in innig freundschaftlichem Verkehr verbunden blieb.

Drittes Kapitel.

Erster Aufenthalt in Wien. Karl Theodor von Dalberg.

1796 — 1798.

Im Sommer 1796 trat in dem bisherigen glänzenden und vergnüglichen Leben zu Würzburg plötzlich eine große Umwandlung ein. Das Kriegstheater bewegte sich, nachdem der zwischen dem Kaiser und der französischen Republik abgeschlossene Waffenstillstand am 21. Mai jenes Jahres gekündigt worden war, aus den Rheingegenden nach dem innern Deutschland. Während Moreau vom Oberrhein aus über den Schwarzwald nach Schwaben vordrang, rückte Jourdan nach einigen glücklichen Gefechten an der Lahn unaufhaltsam nach Franken vor. Furcht und Angst ergriffen die Bewohner Würzburgs; wer konnte, bereitete sich zur schleunigen Flucht.

Auch die beiden Brüder Wessenberg, unter solchen Umständen eine Unterbrechung ihrer Studien voraussehend, entschlossen sich, Würzburg mit Wien zu vertauschen. Nach anderthalbjäh-

[1]) S. den Nachruf an diesen, „Sämmtliche Gedichte" B. VI, 136, vergl. hierzu die Gedichte „Der Burgfriede" und „Die Burg Hohenzollern" in B. IV, 129 und 216.

rigem Aufenthalt verließen sie mit schweren Herzen die ihnen lieb gewordene Stadt, der sie so viel Erfreuliches und Gutes zu verdanken hatten. Sie nahmen ihren Weg über Nürnberg, deren manchfaltige so interessante Sehenswürdigkeiten sie einige Tage festhielten. Die Krone der oberdeutschen Reichsstädte schien in ihrer politischen Selbstständigkeit den Wanderern bereits sehr heruntergekommen; waren doch damals alle Zugänge zu ihr von preußischen Truppen besetzt, welche gegen jeden, der ein- und ausging, strenge Controle übten. Doch verfehlte diese altehrwürdige Stätte deutschen Geistes, die treue Pflegerin deutschen Kunstsinnes und Geschmackes nicht, auf Heinrich jenen wohlthuenden, gleichsam heimathlichen Eindruck zu machen, den in ihren Mauern jedes deutsche Herz empfindet [1].

Von Nürnberg nahmen die Brüder ihren Weg über Ansbach nach Regensburg, wo sie bei einem mütterlichen Oheim, dem Dombechant Grafen von Thurn, die freundlichste Aufnahme fanden. Das Haus dieses fein gebildeten und welt-

[1]) Wessenberg hat dieser Stimmung in einem Gedichte, „Nürnberg" (Sämmtliche Dichtungen, 2. Bd., S. 143) einen sinnigen Ausdruck gegeben:

Vor deinem Rathhaus, edelfest,
Vor deinen Kirchen, deinen Bronnen,
Wo sich in Bildwerk schauen läßt,
Was deutscher Genius ersonnen,
Fühlt sich mein Geist dir nah' verwandt,
Fühlt heimisch sich in deutschem Land.

Gerührt erblick' ich Dürers Haus,
Dess' Werke deutschen Treusinn schildern.
Welch' hohe Kraft blickt nicht heraus
An Sebalds Grab aus hundert Bildern!
Und der gemalten Scheiben Pracht
Wie sie in's Aug' bezaubernd lacht!

Mag gleich der Trichter des Verstands
Für Unverständige dir fehlen;
Den Sinn für Werth des Vaterlands
Strömst reichlich du in deutsche Seelen.
Drum wer ein deutsches Herz noch hat,
Begrüßt dich freudig, deutsche Stadt!

erfahrenen Mannes, der selbst Gesandter am Reichstag war, bildete einen Mittelpunkt der gerade damals besonders zahlreichen und glänzenden diplomatischen Welt in Regensburg. Dadurch hatten die Brüder nicht nur Gelegenheit zu manchen interessanten Bekanntschaften, sondern sie erhielten auch erstmals einen Einblick in die schroffen Gegensätze, an denen der deutsche Reichstag hinsiechte, und in das Treiben der beiden Hauptparteien, der östreichischen und preußischen, die mit allen Mitteln der Intrigue und der Verdächtigung sich gegenseitig den Boden untergruben, während feindliche Heere in das Herz Deutschlands vordrangen.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Regensburg benützten die Brüder eine ihnen dargebotene Gelegenheit, ihre Reise zu Wasser fortzusetzen. Es geschah dies auf einem festgebauten und als zur Aufnahme einiger Domherren behaglich eingerichteten Floß, auf dem die Schätze rheinischer Domstifte, insbesondere des Mainzer, nach Oestreich geflüchtet werden sollten. Die Fahrt auf der Donau bei freundlichster Herbstwitterung war ebenso angenehm als unterhaltend; man landete, so oft ein reiches Kloster oder eine Abtei zur Einkehr winkte und zum Verweilen einlud.

Aber schon in Linz mußten die Brüder das Fahrzeug verlassen, weil sie zwar mit ordnungsmäßigen Pässen, nicht aber mit den zu einem Aufenthalt in Wien eben jetzt nöthig gewordenen Papieren versehen waren. Damals herrschte nämlich in Folge des Basler Friedenschlusses und der darauf folgenden Unfälle der östreichischen Waffen am Rhein eine große Verstimmung im Kaiserstaat gegen das „Reich", und ein noch größeres Mißtrauen gegen Alles, was aus diesem kam. Die Staatsweisheit des Ministers v. Thugut und Consorten, welche die Geschicke des Kaiserstaates lenkten, verstieg sich sogar zu dem absonderlichen Mandat, daß Niemand aus dem „Reich" ohne spezielle Erlaubniß der Regierung die östreichische Hauptstadt betreten solle. —

Den unfreiwilligen Aufenthalt zu Linz benutzten die Brüder zu Ausflügen in die schöne Umgegend. Auch wollten sie nicht unterlassen, dem bekannten Bischof Gall in Linz ihren Besuch abzustatten. Hierbei fand die herrschende Mißstimmung durch den Mund dieses Prälaten, der übrigens selbst aus dem „Reich“ stammte, ihren unverholenen Ausdruck. „Unsere Aufnahme bei dem Bischofe“, erzählt Heinrich, „entsprach unserer Erwartung nicht. Als er vernommen, daß wir aus dem Reich kämen, ergoß er sich in eine unerquickliche Diatribe über der Reichsstände Saumseligkeit, Oestreich zu unterstützen, und ließ es auch nicht an Seitenhieben auf die deutschen Hochstifte mangeln, die er als Pflanzschulen vornehmer Müßiggänger ansah.“ — Diese nicht ungegründete Bemerkung des gelehrten und vielfach verdienten Bischofs verletzte zwar nicht die deutschen Studenten, wohl aber die jungen Domherren, und sie unterließen fernere Besuche. „Das war“, bemerkt Heinrich, „von uns — einem solchen Manne gegenüber — einfältig, indem dabei nur wir verlieren konnten.“

Es vergingen Wochen, bis die Erlaubniß nach Wien zu gehen, endlich den Brüdern zukam. Sie richteten nun ihre Reise so ein, daß sie die bekannteren Stifte und Klöster, bei denen ihr Weg sie vorüberführte, auf einige Tage besuchen und aus eigener Anschauung kennen lernen konnten. Ueberall fanden sie in diesen klösterlichen Anstalten dieselbe freundliche und gastliche Aufnahme, ihren innern geistigen Werth aber sehr verschieden. Am meisten zog sie die durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und manchfaltigen literarischen Leistungen rühmlichst bekannte Abtei regulirter Chorherren zu St. Florian an. Der Abt, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann, zeigte sich als einen gründlichen Kenner und warmen Freund der neuern Literatur. „Die meisten Mitglieder dieses Stifts“, erzählt Wessenberg, „widmeten sich mit Vorliebe irgend einem speziellen Fach der Wissenschaft. Freundthaler, Gaishüttner, in's-

besondere die Historiker Kurz und Chmel haben sich durch ihre Schriften in der gelehrten Welt einen wohlverdienten Ruf erworben. Die Unterhaltung mit Männern dieses Geistes entzückte uns; nur ungerne verließen wir ein Stift, dergleichen wir seit dem Besuch in St. Blasien nicht wieder gesehen hatten."

Aehnliche wohlthuende Eindrücke nahmen unsere Reisenden aus dem Stift Kremsmünster mit. Die vielbesuchte Lehranstalt, die vortrefflich eingerichtete Sternwarte und Bibliothek dieser ansehnlichen Benedictinerabtei brachten den Brüdern die vortheilhafteste Meinung von dem Leben und Streben dieser Religiosen bei. Dagegen fanden sie in Kloster-Neuburg, eines der reichsten der vielen überreichen Stifter des Kaiserstaats, eine „ausgesuchte Tafel, den bestbestellten Keller, auch angenehme gesellige Unterhaltung, dagegen wenig geistiges und wissenschaftliches Streben."

Im Spätherbst 1796 kam Heinrich mit seinem jüngern Bruder in Wien an. Hier gesellte sich ihnen der älteste Bruder bei, der bereits in österreichischem Civildienst stand. Die Familie hatte in Folge der französischen Revolution durch den Verlust ihrer Güter im Elsaß bedeutend an ihrem Einkommen verloren. Der Vormund (der treffliche Freiherr von Baden in Freiburg) drang auf Einschränkung und Ersparung. Die Brüder beschlossen daher, sich so einfach als möglich häuslich einzurichten. Zu diesem Zwecke wurde eine Wohnung in der Landstraße, einer der Vorstädte Wiens, gemiethet. Ein wackerer Diener, der die jüngern Brüder seit ihrem Austritt aus dem Vaterhaus begleitet hatte, wurde zugleich zum gemeinsamen Koch bestellt. Dieser verstand sein neues Geschäft so trefflich, daß der tägliche Aufwand für Kost nur etwa 15 Kreuzer für die Person betrug.

Die ökonomische Einschränkung, welcher die Brüder sich unterzogen, hatte das Gute, daß sie dadurch gegen verlockende Zerstreuungen, dergleichen das Leben in einer großen Stadt in Fülle darbietet, mehr gesichert waren, und sie von vornherein

mit ungetheiltem Eifer auf's Arbeiten und Studiren sich verlegten.

Zwar boten die Vorlesungen an der Universität selbst für Heinrich wenig Interesse. Denn hier wußte die leuchtscheue Partei, unter deren Alpdruck der Kaiserstaat nach vorübergehenden Momenten freiern Aufathmens immer wieder zu leiden hat, unter Führung des päpstlichen Nuntius Migazzi mehr und mehr Boden und Einfluß zu gewinnen. Eine Ausnahme machten die kirchen-historischen Vorlesungen des trefflichen Dannenmaier, denen Heinrich mit großem Fleiß folgte. Doch auch diesem muthigen Vertreter der lichten Josephinischen Zeit bereitete der zunehmende ultramontane Einfluß mehr und mehr Anfechtungen und Hemmnisse.

Mit um so größern Eifer betrieb Heinrich jetzt seine Privatstudien. Seine geistige Entwicklung war zu jener Reife gelangt, daß er selbstständig und planmäßig auf der betretenen Bahn fortschreiten konnte. Auch verstand er die rechten Männer aufzusuchen, in deren Umgang er Belehrung und weitere Anregung fand.

Täglich wurden einige Stunden auf der Universitätsbibliothek oder auf der kaiserlichen Hofbibliothek zugebracht. Mit dem ersten Custos der letztern, dem Hofrath Denis, dem bekannten Dichter, wurde Heinrich bald näher befreundet. Hier wurden Excerpte gemacht und Materialien zur spätern Ausführung literarischer Entwürfe gesammelt, die Heinrich bereits während dieses Wiener Aufenthalts gefaßt hatte.

Besondere Freude gewährte es diesem, bei seiner ökonomischen Lebensweise hinreichende Mittel zu erübrigen, um eine Menge Bücher zusammenzuschleppen und wohlfeil anzukaufen, wozu damals in Wien bei der steigenden Noth jener Kriegsjahre sich vielfach Gelegenheit darbot. Diese Bücher, von Heinrich „sein größter Reichthum" genannt, wanderten später, in viele Kisten verpackt, nach Konstanz, wo sie die Grundlage

jener umfangreichen und werthvollen Bibliothek bildeten, die jetzt eine Zierde jener Stadt ist.

Indessen verlor Heinrich unter solchem Thätigsein und Erwerben keineswegs die Hauptsache aus dem Auge. Mit richtigem Takt wußte er seinen Aufenthalt in Wien gerade von der Seite zu benutzen, wo er zu seiner anderweitigen, insbesondere zu seiner praktischen Ausbildung vortreffliche Gelegenheit darbot. Nachdem er mit den dortigen Verhältnissen vertrauter geworden, schloß er sich an einen Agenten beim Reichshofrath an, und arbeitete unter dessen Leitung, um sich dem Prozeßverfahren und dem Geschäftsgang des obersten deutschen Gerichtshofs bekannt zu machen.

Wichtiger noch für Heinrich und die vielseitige Richtung seiner geistigen Bildung wurde die Bekanntschaft und der bald vertrautere Umgang mit dem damaligen Reichsfiskal Boulanger. Diesem durch reiche Kenntnisse und Erfahrungen ausgezeichneten Manne war Heinrich von Regensburg aus besonders empfohlen, und von ihm auf's freundlichste aufgenommen worden. Der freisinnige und wohldenkende Mann war mit dem retrograden Gang der Regierung keineswegs einverstanden, und sprach sich darüber, insbesondere über das kleinliche und verderbliche Intriguenspiel des Ministers Thugut offen aus. „Oft brachten wir", erzählt Heinrich, „unsere Abendstunden in Boulangers Hause zu. Da sprach er seine Kunde der Menschen und des Weltgangs in vertraulichen Gesprächen mit großer Unbefangenheit aus, und ohne zu dociren, zog er vor unsern Blicken manche Hüllen hinweg, hinter denen die Nichtigkeiten, der Scheinglanz und die falschen Größen in den damaligen höhern Regionen Wiens sich verbargen."

Noch dankenswerther und bedeutsamer wurde Boulangers Einfluß auf Heinrichs geistige Entwicklung nach einer andern Seite hin. Durch jenen wurde ihm zuerst der Sinn und ein tieferes Verständniß für die Kunst erschlossen. Boulanger

selbst war ein gründlicher Kunstkenner und ein warmer Freund der Künstler, dabei in äußern glücklichen Verhältnissen, um diesen durch Rath und That Vorschub leisten zu können. Sein schönes Haus an der „Landstraß“, das reiche Sammlungen von Kunstgegenständen umschloß, war der Versammlungsort von Allen, die damals in Wien auf dem Gebiete der Kunst sich hervorthaten. In diesen Kreis wurde Heinrich eingeführt und bald befreundet. Hier lernte er die tüchtigsten Künstler der Hauptstadt kennen, unter ihnen den genialen Maler Unterberger, den bildlichen Darsteller der Messiade Fugar, den achtzigjährigen Sonderling Cassanova, der noch mit jugendlicher Kraft den Pinsel führte, und der heute an der Vollendung seiner großen Jagdstücke (für den König von Neapel) und seiner Seeschlachten (für die Kaiserin Katharina von Rußland) arbeitete, während er morgen, um aus einer augenblicklichen Geldklemme sich zu helfen, für vornehme Herren hochbezahlte Visitenkarten auf Kupfer stach.

In Boulangers Begleitung wurden von Heinrich die vielen ausgezeichneten öffentlichen und Privatkunstsammlungen der Kaiserstadt mit steigendem Interesse besucht und die gesehenen Werke besprochen, wobei der gebildete Geschmack und die kunsthistorischen Kenntnisse seines Begleiters ihm trefflich zu Statten kamen. Die Kunst blieb seitdem Heinrich eine freundliche und traute Gefährtin des Lebens, die ihm später seine Tage erheitern und verschönern, und für deren wohlthätige Einwirkung in weitern Kreisen er selbst so Ersprießliches leisten sollte.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß Heinrich in Wien erstmals auch das Theater besuchte und mit der Bühne bekannt wurde. Es geschah dies ebenfalls auf Anregung und meist auch in Gesellschaft von Boulanger, der die Brüder in einem Wagen abholte, so oft ein vorzügliches Stück im Burg- oder Kärntnerthor-Theater, oder auch auf der Wiede gegeben wurde. Die vortrefflichen Kunstdarstellungen von Mimen wie

Lang], Beckmann, Stephani, auch Ziegler, selbst Verfasser mehrerer guten Stücke, bewahrte Wessenberg noch im spätern Alter in lebhafter Erinnerung. Sie mögen nicht wenig beigetragen haben, sein Interesse für die Schaubühne zu erhalten und sein Urtheil über ihren sittlichen Werth und Einfluß, wie er es später in seiner lehrreichen Schrift niedergelegt hat, zu berichtigen.

Eifrig ernsten Studien hingegeben, und seine Erholung hauptsächlich auf dem Gebiete der Kunst und im Verkehr mit Künstlern findend, fühlte Heinrich in Wien wenig Lust, die höhern Gesellschaftskreise der Hauptstadt und deren Cirkel aufzusuchen. Nur bei einigen den Wessenbergs verwandten Familien, wie bei dem Grafen (nachherigen Fürsten) Metternich, dem Minister von Reischach, auch bei dem Reichskanzler Fürsten Colloredo, mit dessen Sohn Ferdinand die beiden Brüder von Würzburg her innig befreundet waren, wurde öfters eingesprochen. „In diesen Häusern", bemerkt Heinrich, „war man gewiß, auf den Abend einige ausgezeichnete Personen, sei es durch Rang, Geist oder Verdienst, anzutreffen. Man unterhielt sich hier angenehm — ohne zu spielen."

Dort machten die Brüder auch die nähere Bekanntschaft mit Johannes Müller, dem berühmten Geschichtschreiber der Schweiz. „So oft", erzählt Heinrich, „wir diesen Mann besuchten, nie schieden wir von ihm ohne mancherlei Belehrung. Doch fanden wir ihn häufig sehr verstimmt und tief ergriffen, seit die Fluth der von Frankreich ausgehenden Umwälzungen auch über sein Vaterland sich ergossen, und die alte Schweiz in die eine helvetische Republik sich umzuwandeln begann. Heinrich richtete an den verehrten Mann einige theilnehmende Trostesworte in einem Gedichte, worüber dieser hoch erfreut und aufgerichtet dem jüngern Freunde in einem Billet seinen Dank und Beifall ausdrückte. Beide Männer blieben fortan in freundschaftlichem Verkehr miteinander verbunden.

Uebrigens gestaltete sich um diese Zeit der allgemeine Gang der Dinge immer ernster und düsterer für Oestreich und Deutschland. Erzherzog Karl hatte zwar durch ein geniales Strategem Jourdan siegreich aus Franken zurückgeschlagen, und hatte dadurch auch Moreau zum Rückzug aus Baiern nach dem Oberrhein genöthigt. Aber in Italien waren alle Anstrengungen der östreichischen Waffen dem schwellenden Kriegsglück des jungen Corsen Buonaparte erlegen. Auch Erzherzog Karl, zu spät mit dem italienischen Commando betraut, vermochte die Dinge nicht anders zu wenden.

Heinrich erlebte während seines Wiener Aufenthalts die unmittelbaren Rückschläge der zunehmenden Kriegsbedrängniß auf die östreichische Hauptstadt und sah dort deren Folgen. Durch Kriegsbülletins, in dem beliebten Nothstyl geschrieben, denen die bittere Ironie der Kundigen nicht fehlte, hatte man längere Zeit die Hoffnungen und die gute Laune der Bevölkerung aufrecht erhalten. Als aber der Fall des von Wurmser heldenmüthig vertheidigten Mantua's (Februar 1797) nicht länger zu verbergen war, und bald darauf die noch niederschlagendere Kunde von dem Rückzug des Erzherzogs Karl bis Steyer nach der östreichischen Hauptstadt drang, da war die Enttäuschung nur um so überwältigender. Schrecken ergriff die Gemüther bei der nahen Aussicht auf eine Belagerung, für die man in keiner Weise vorgesehen war. Zwar begann man vor den Linien Wiens ein großes Lager zu errichten, für ein neues Heer, wie es hieß. Alles strömte hinaus, neue Hoffnung zu schöpfen, kehrte aber nur noch entmuthigter zurück, da man nichts als die elenden Trümmer der italienischen Armee in einzelnen zerlumpten Haufen in's Lager einrücken sah. Schaarenweise flüchteten die sonst so lebensfrohen Wiener aus den Thoren der Hauptstadt nach Znaim in Mähren.

In Wien selbst kehrte sich jetzt der allgemeine Unwille hauptsächlich gegen den Minister Thugut, das verhaßte Werk-

zeug der Hofpartei, die bisher dem Erzherzog Karl, dem einzigen Manne, der Oestreich retten konnte, überall entgegengearbeitet und seine Plane gelähmt hatte, während sie anderseits stets dem Frieden sich abgeneigt zeigte. Als Baron Thugut eines Tages von der Staatskanzlei nach Haus zurückfuhr, lief ihm das Volk schreiend unter Verwünschungen nach, und warf mit Steinen nach seinem Wagen, so daß er nur mit Mühe nach seiner Wohnung in der Josephsstadt entkommen konnte.

Zugleich hatten die Gegner Thuguts, unter ihnen v. Metternich (der Vater), Graf Reischach und viele andere hervorragende Männer, eine gemeinsame Vorstellung an den Kaiser überreicht, worin sie die Unmöglichkeit, den Krieg mit Erfolg fortzusetzen, offen darlegten und auf Unterhandlungen für den Frieden drangen. Der Kaiser hatte zwar einen solchen Schritt, der nur zur weitern Entmuthigung dienen könne, sehr ungnädig aufgenommen; aber bald verlautete, daß Thugut insgeheim Unterhandlungen eingeleitet habe. Als Anknüpfungspunkt diente das bekannte Schreiben des Generals Buonaparte an den Erzherzog Karl, worin jener, der jetzt seiner weitern Plane wegen den Frieden wollte, wider Aller Erwarten Oestreich den Oelzweig darbot.

Die Nachricht vom Abschluß zuerst des Waffenstillstandes mit vorläufigen Friedenspräliminarien zu Leoben (18. April 1797) und etwas später des Friedens selbst zu Campo Formio (17. Oktober) erregte bei den lebensfrohen Wienern einen wahren Freudenrausch, den selbst das allmälige Bekanntwerden der geheimen Artikel, so nachtheilig, ja schmachvoll sie zum Theil auch waren, nicht vermindern konnte. Die Gefühle des Hasses gegen Preußen, und die der Rache gegen die Reichsstände, die man des Verraths oder der Gleichgiltigkeit gegen Oestreich beschuldigte, und insgesammt als die eigentlichen Urheber des unglücklichen Ausgangs des großen Kampfes anklagte, drängten jetzt jede andere Erwägung zurück.

Die Preisgebung des linken Rheinufers mit den dortigen Bollwerken des deutschen Reichs an Frankreich, seinen alten Erbfeind, nahm man in Wien höchst gleichgültig hin. Die Aufopferung der ältesten Republik (Venedig), die kurz vorher im Einverständniß mit Oestreich zu Gunsten dieser Macht im Rücken des französischen Heeres eine für dieses gefährliche Volkserhebung angezettelt hatte, wurde keineswegs als Schmach empfunden; vielmehr begrüßte man den Erwerb ihres Gebiets — die vom Sieger angebotene Entschädigung für das abgetretene Belgien — als einen unverhofften Gewinn, nicht als das, was es wirklich war, als ein zweideutiges, ja verhängnißvolles Geschenk des Feindes. —

Die Zerrissenheit und Uneinigkeit, der Deutschland durch fremde, noch mehr aber durch eigene Schuld verfallen ist, haben noch immer in den Zeiten der Heimsuchung nicht nur die edlern Regungen des Nationalgefühls niedergehalten, sondern auch die Geister in einer klaren und richtigen Auffassung der wirklichen Lage der Dinge beirrt. Heinrich, mitten in diese damals in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft viel besprochenen Vorgänge hineingestellt, empfand sich um so schmerzlicher berührt, als er nirgends einer gesunden deutsch-nationalen Auflassung der Lage begegnete, und ihm schon damals keineswegs die schwere Wucht der Schläge entging, die aus den Friedensbestimmungen zu Basel und Campo Formio für Deutschland und seine Zukunft hervorgehen mußten. Mit der ganzen Wärme seines jungen deutschen Herzens sprach er darüber seine Gedanken und Befürchtungen in einflußreichen Kreisen aus, freilich ohne irgend Anklang oder auch nur Verständniß zu finden.

Auch bei den meisten Abgeordneten weltlicher und zumal aber geistlicher Reichsstände, welche die Kunde von dem nach Rastatt zu berufenden Congreß, der den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich endgültig regeln sollte, um diese Zeit nach Wien geführt hatte, war wenig Tröstliches zu hören. Man wußte bereits,

daß das Friedenswerk durch Beraubung der Einen zu Gunsten Anderer, zumal jener, die zuerst die gemeinsame Sache Deutschlands verlassen hatten, gekrönt werden solle. Jeder dachte nur an sich, Niemand an das Reich. In gegenseitiger Eifersucht fürchtete man das Glück seiner Verbündeten fast noch mehr als das des gemeinschaftlichen Feindes. So war man auch nach Wien gekommen, um den kaiserlichen Hof nicht um Verwendung gegen das feindliche Frankreich, sondern um Schutz gegen die Begehrlichkeit und Raubgier seiner benachbarten deutschen Mitstände anzuflehen. —

Bei dieser Veranlassung sah Heinrich manchen der Männer wieder, mit denen ihn früher das Geschick zusammengeführt hatte. Unter diesen den churtrierischen Minister Baron von Duminique, der den Brüdern von Augsburg und Dillingen her noch wohl bekannt war. Dieser Repräsentant einer geistlichen Regierung war mit einem Projecte seines Herrn nach Wien gekommen, das man von solcher Seite damals am wenigsten hätte erwarten sollen.

Nichts gleicht der Wuth, mit der in jenen Tagen von kirchlicher Seite in Tagesblättern, Brochuren, auf der Kanzel und im Beichtstuhl gegen die in den Friedensschlüssen von Basel und Campo Formio vorgesehene Maßregel der sogen. Säcularisation oder der Abschaffung des bisherigen kirchlich-weltlichen Regiments im Reiche zu Felde gezogen wurde. Die Entziehung der weltlichen Gewalt aus den Händen der Geistlichen, in welche sie besser nie hätte gelegt werden sollen, und deren Uebertragung an andere weltliche Reichsstände — unter dem historisch allerdings schlecht begründeten Titel sogenannter Entschädigungen — wurde als „gotteslästerlicher Kirchenraub", als „unerhörte Verletzung alles göttlichen und menschlichen Rechts", als „Quelle alles geistigen und sittlichen Verfalls", als „Ausgang alles Unheils", „der Revolution", ja „des Weltuntergangs" selbst, kurz in ganz ähnlicher Weise wie heutzutage in einem

ähnlichen Falle dargestellt. Hierbei ist nur so viel gewiß, daß die Welt seitdem keinen Schaden erlitten; daß zumal Deutschland in seiner politisch-bürgerlichen wie in der religiös-sittlichen Entwicklung erfreulich fortgeschritten ist. Nur Eines dürfte zu bedauern sein, daß in jenen Tagen, wo in dem vielhundertköpfigen deutschen Reich eine Menge historischer Rechtstitel durch Säcularisirungen und Mediatisirungen vor der zwingenden Macht der Umstände erlosch, das urälteste Recht der Nation selbst auf eine solche wirksame Einigung, die ihre Interessen und Ehre, ja die Sicherheit ihrer Existenz verbürgen würde, nicht mehr als geschehen zur Geltung und Anerkennung gelangen konnte.

Hierbei ist es bemerkenswerth, wie dieselben geistlichen Herren, die gegen die Maßregel der Säcularisation in jener emphatischen Weise, die dem hierarchischen Naturell eigen ist, sich ereiferten, es ganz in der Ordnung fanden, daß ein oder der andere ihrer geistlichen Mitstände der weltlichen Gewalt entkleidet würde, wenn nur sie selbst die Frucht dieser Beraubung mitpflücken dürften.

Mit einem dahin zielenden Vorschlag seines geistlichen Herrn, des Churfürsten von Trier und Bischofs von Augsburg, war Duminique nach Wien gekommen. Dieser, der sonst gerne als einer „der Katholiken kat' exochaen“ galt, sollte nämlich den kaiserlichen Hof dafür gewinnen, daß zwei geistliche Reichsfürsten, der Fürstbischof von Konstanz und der Fürstabt von Kempten, des weltlichen Regiments entsetzt, und der Churfürst als Bischof von Augsburg mit deren Land und Leuten „entschädigt werde, alles für die auf dem linken Rheinufer erlittenen Verluste“, woran die beiden schwäbischen Prälaten jedenfalls schuldloser waren, als jener rheinische Kirchenfürst, der seiner Zeit durch Intriguen nnd Begünstigung der französischen Emigration nicht wenig zum Ausbruch des unheilvollen Krieges beigetragen hatte.

Für ein solches Project suchte Duminique vor Allen den Fürsten Metternich zu gewinnen, der bereits zum kaiserlichen Bevollmächtigten für Reichsangelegenheiten bei dem Congreß zu Rastatt ernannt worden war. Er verkehrte daher häufig in dessen Haus, wo auch die beiden Wessenberg mit ihm zusammentrafen. „Eines Tages", erzählt Heinrich, „nahm er uns bei Seite, und sprach zu uns in vertraulichem Tone: Ich höre, Sie studiren noch immer so viel! Wozu denn das? Es ist ja ganz unnöthig. Ich habe nie studirt und bin dennoch Minister geworden; gelehrtes Wissen hilft nichts dazu. Die Kunst, den Damen die Cour zu machen, sich gut zu präsentiren, über Alles, auch Kunst und Wissenschaft, Musik und Theater geläufig zu schwatzen, geschickt im Spielen, Tanzen und Reiten zu sein, das führt viel weiter! — Wir erwiederten diesen noblen Rath des naiven Edelmanns mit der Versicherung: daß wir keinen Beruf fühlten, Minister zu werden, uns aber verpflichtet hielten, uns zur Leistung ersprießlicher Dienste in Kirche und Staat ernstlich vorzubereiten." —

Einem so musterhaften Junker gegenüber that es Heinrich wohl, seinen geliebten Dalberg in Wien wieder zu sehen, und im Umgang und in den Gesprächen mit dem erfahrenen Manne in so ernster Zeit das eigene Urtheil zu berichtigen und die Seele zu erwärmen. Dalberg war als Abgeordneter des Fürstbischofs von Konstanz nach Wien gekommen, um dort dem trierischen Intriguenspiel entgegenzutreten, was ihm auch bei dem großen Ansehen, in dem er seit Josephs II. Zeit am kaiserlichen Hofe stand, leicht gelang.

Dalberg hat nicht nur auf Wessenbergs ganze Lebensrichtung und seine öffentliche Berufsthätigkeit so viel Einfluß geübt, und ist überhaupt eine so hervorragende Persönlichkeit, die gestaltend auf die politischen und kirchlichen Bestrebungen jener Zeit, unter deren Einfluß Wessenberg stand, eingriff daß wir uns erlauben müssen, Einiges über diesen Mann hier

einzuschalten, um das Verständniß des Nachfolgenden zu erleichtern und Wiederholungen zu vermeiden.

Karl Theodor von Dalberg, einem der ältesten und edelsten Geschlechter des deutschen Reichsadels entsprossen, wurde am 8. Febr. 1744 auf dem Stammschlosse der Familie (Hernsheim) unweit Worms geboren. Die angesehene Stellung dieses reichsfreiherrlichen Geschlechts beurkundet die bekannte Thatsache, daß jeweils bei den Feierlichkeiten der deutschen Kaiserkrönung, ehe der dabei übliche Ritterschlag vor sich ging, ein kaiserlicher Herold ausrief: „Ist kein Dalberg da?" und dann, wenn einer sich fand, dieser zuerst vor allen Andern von dem neugekrönten Oberhaupte des Reichs die Ehre des Ritterschlags empfing.

Die Dalberge hatten oftmals die ersten Stellen im Reiche und in der Kirche bekleidet; sie zählten in ihren Reihen geistliche Churfürsten (von Köln und Mainz), Bischöfe, Fürstäbte u. a. Auch Karl Theodor wurde zum geistlichen Stande bestimmt, der damals noch dem mittlern Adel die glänzendste Laufbahn bis zu den höchsten Würden im Reiche neben dem Kaiser eröffnete. Karl [1]) erhielt den Vorbereitungsunterricht im elterlichen Hause unter der Leitung seines Vaters, Franz Heinrich von Dalberg, der als churmainzischer Statthalter von Worms im Rufe eines wohlwollenden und aufgeklärten Mannes stand. Seine wissenschaftlichen Studien machte der Sohn in Göttingen und Heidelberg, an welch' letzterm Orte er als Doctor beider Rechte promovirte. Bald darauf wurde er Mitglied der Domcapitel zu Mainz und Würzburg, welche beiden Hochstifte sich damals durch eine freisinnige Richtung vor andern vortheilhaft auszeichneten. Dalbergs liebenswürdige Persönlichkeit, der Ruf seiner Talente und ausgebreiteten Kenntnisse führte ihn schnell von einer Ehrenstufe zur andern. Als Rector der Mainzer Universität

[1]) So unterzeichnet sich Dalberg in seinen Briefen.

trug er hauptsächlich dazu bei, daß diese Hochschule durch Herbeiziehung ausgezeichneter Männer, darunter selbst einiger Protestanten, von denen wir nur Johannes Müller und Georg Forster nennen wollen, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einer glänzenden und bedeutsamen Stellung sich emporhob. Während anderwärts in Deutschland, selbst an protestantischen Universitäten, die confessionelle Rücksicht und Befangenheit noch überwogen, gelangte in dem geistlichen Churstaate Mainz, am Sitze und unter der Aegide des katholischen Primas von Deutschland, zuerst der Grundsatz zur vollen Geltung, daß auf dem freien Gebiete der Wissenschaft nur die geistige Befähigung und der innere Werth der Leistungen, nicht äußere Zufälligkeiten oder das confessionelle Gewand, Geltung und die Entscheidung haben sollen. —

Mit diesem wahrhaft reformatorischen Schritt, der den christlich-humanen Geist der leitenden Männer bei dem damaligen Mainzer geistlichen Regiment hinlänglich kennzeichnet, brach man dort zuerst in dem katholischen Deutschland mit der engherzigen Unduldsamkeit eines finstern kirchlichen Systems, das bisher in der Fesselung des Geistes und in der Unterdrückung der freien Wissenschaft hauptsächlich seinen Bestand und seine Stärke gefunden hatte.

Mit Recht hoffte Dalberg, der Hauptträger jener lichten Bestrebungen, die sich in Mainz kund gaben, von der Wissenschaft die Läuterung der Kirche und von der fortschreitenden Bildung unter allen Klassen der Bevölkerung die Wiederbelebung des gesunkenen religiösen Sinnes. Die Kirche, war seine Meinung, müsse beide nach Kräften fördern, wenn sie nicht mit der großen weltgeschichtlichen Bewegung der Neuzeit, mit dem unabweisbaren Zuge und Drange der Geister nach Kenntnissen und Bildung, oder nach Aufklärung, wie man dies damals hieß, allmälig in einen feindlichen und gefährlichen Gegensatz gerathen solle. Daher der warme Eifer des Mannes für

Schule, Unterricht und Erziehung, den er zeitlebens an den Tag legte.

In Erfurt, wohin ihn das Vertrauen seines Churfürsten im Jahr 1772 als Statthalter berufen hatte, fand Dalberg erstmals Gelegenheit, in der fast selbstständigen Verwaltung eines kleinen Landes seine erleuchteten Einsichten und seine edle Humanität zur vollen Geltung zu bringen. Noch heute lebt dort der Name des Mannes, der die ganz gesunkene Erfurter Academie nützlicher Wissenschaften durch Geldmittel und durch persönliche Theilnahme an ihren literarischen Arbeiten zu neuem Leben geweckt, der die Schulen gehoben, den Landbau und Handel von drückenden Lasten und Hindernissen befreit, überhaupt nach allen Richtungen durch Anregung und Unterstützung wohlthätig gewirkt, in allen Kreisen, bis zur Hütte des Landmanns herab, in dankbar gesegnetem Andenken.

Für Dalberg selbst und seine weitere geistige Richtung war der Erfurter Aufenthalt von nachhaltiger wohlthätiger Einwirkung. Dort wurde er in die Weimarer literarische Kreise hineingezogen, und mit den Heroen unserer Literatur, mit Goethe, Wieland, Schiller, insbesondere mit Herder näher vertraut. Der Einfluß und die Eindrücke, die er von dorther erhielt, beurkundete sich in der in gewisser Beziehung klassischen Schrift: „Betrachtungen über das Universum", die erstmals 1777 erschien und seinen literarischen Ruf zunächst begründete.

Dalbergs Wirksamkeit, die von Erfurt aus seinem Namen die Anerkennung und Achtung aller Helldenkenden erwarb, konnte von einem Regenten, wie Kaiser Joseph II., nicht lange unbeachtet bleiben. Der für alles Gute begeisterte Fürst, der edelste, der seit Jahrhunderten den deutschen Kaiserthron eingenommen, glaubte in Dalberg den rechten Mann für seine reformatorischen Plane und Bestrebungen zu finden. Hauptsächlich durch seinen Einfluß wurde Dalberg im Jahr 1787 von dem Mainzer Domcapital zum Coadjutor des Churfürsten Fried-

rich Karl Joseph von Erthal mit dem Rechte der Nachfolge in dem ersten geistlichen Fürstenthume des Reichs erwählt. Das Gleiche geschah im folgenden Jahre im Bisthum Konstanz, wo das Domcapitel ihn ebenfalls zum Coadjutor und Nachfolger des dortigen Fürstbischofs Max von Rodt bestellte.

So war Dalberg berufen, voraussichtlich in wenigen Jahren, eine erste und einflußreiche Stellung im Reich einzunehmen. Der Kaiser, der den hohen Werth des Mainzer Coadjutors zu schätzen wußte, würdigte ihn fortan seines ganzen Vertrauens, ja seiner Freundschaft. Beide ausgezeichneten Männer, durch gleich warme deutsche Gesinnung und redlichen Eifer für Volkswohl verbunden, beriethen sich in ihrem Briefwechsel über Mittel und Wege, das gebrochene Reich der Deutschen wiederherzustellen und den zerfallenen Bau zu neuem Glanze aufzurichten.

Was hätten zwei so erleuchtete und wohlgesinnte Männer, die ihre Zeit verstanden und was ihr Noth that, wenigstens auf dem wichtigen religiös-kirchlichen Gebiet Gutes schaffen können, um hier eine feste Grundlage zur Befreiung unseres Nationallebens von fremder Herrschaft, und folglich zur geistigen Einigung und Kräftigung unseres Volkes zu legen, hätte das Schicksal nicht gerade denjenigen so frühe aus dem Leben gerufen, an dessen Stellung Wege und Mittel des Gelingens vorzugsweise geknüpft waren? —

Auch als bald nach des Kaisers Tod die Gerichte Gottes über das verlassene Reich hereinbrachen und eine nach der andern seiner Stützen wankend oder ihm untreu wurden, war es der Coadjutor Dalberg von Mainz fast allein, dessen patriotische Stimme auf dem Reichstage zu Regensburg die Stände Angesichts der drohenden Gefahren immer dringender, bittend und warnend, zu einem opferwilligen Zusammenhalten und zum innigen Anschluß an das Reichsoberhaupt, als dem einzigen Wege der Rettung, aufforderte. Vergebens; es war die Stimme des

Propheten in der Wüste, die man hört, der man beistimmt, aber nur mit Worten — nicht durch die That.

Man hat gewiß Unrecht, dem deutschen Volke ein tieferes Gefühl für seine Nationalität abzusprechen. Unser Volk wird so lebhaft, wie nur irgend ein anderes der Neuzeit, für nationale Würde und Selbstständigkeit bewegt. Aber was es nicht hat, und was als die eigentliche Quelle unseres öffentlichen Elendes bis auf den heutigen Tag angesehen werden muß, das ist ein auffallender Mangel an nationaler Geisteszucht, vermöge welcher die Individuen mit ihren Wünschen, Ansichten und Interessen gleichsam instinctmäßig dem Ganzen sich unterordnen, und daher auch befähigt sind, bei allen großen Bewegungen und Krisen ihre Kräfte insgesammt nach einem Ziele hinzuwenden.

Jener vorherrschende particularistische Zug unseres Nationalcharakters, das traurigste Erbstück einer langen Mißgeschichte, artete in dem großen Zusammenstoß des morschen deutschen Reiches mit den Neufranken in eine wahrhaft schmachvolle Selbstsucht aus, die ein Glied zum Verräther an dem andern werden ließ, bis die rächende Nemesis sie Alle ereilt hatte.

Was Wunders, wenn ein patriotisch gesinnter Mann, wie Dalberg, der als Mithandelnder in der Stunde der Prüfung den ganzen Jammer der trostlosen Zerrissenheit Deutschlands erfahren und erfolglos dagegen angekämpft hatte, später durch die Macht der Ereignisse auf Wege getrieben wurde, auf denen sein wohlwollender Sinn vermeinte, Deutschland noch nützlich werden zu können. Man hat später darüber den Fürstenprimas Dalberg, besonders wegen seiner freundlichen Beziehungen zu Napoleon, hart getadelt, ja mißhandelt, da die Menschen stets geneigt sind, bei ihren Urtheilen nicht was sie selbst verfehlt, sondern nur die Schuld des Andern in die Wagschale zu legen [1]).

[1]) Den stärksten und auch gerechtesten Tadel zog sich Dalberg da-

Doch wir kehren zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück; wir sind zu dem Punkte gekommen, wo Wessenbergs Leben enge neben dem seines Freundes und Gönners her abläuft, und beider Wirken vielfach ineinander eingreift.

---

durch zu, daß er später als Fürstprimas von Deutschland einen Ausländer, den Cardinal Fesch, zu seinem Nachfolger designirte. Dalberg war nämlich am 25. Juli 1802 dem zu Aschaffenburg verstorbenen Churfürsten Erthal in der Regierung des Mainzer Churstaates gefolgt. Indeß hörten schon im folgenden Jahre — nach dem Reichsdeputations-Receß vom 25. Febr. 1803 — alle geistlichen Reichsstände auf; nur die geistliche Churwürde von Mainz sollte erhalten bleiben, aber auf die Domkirche von Regensburg übertragen werden, mit der Würde eines Reichserzkanzlers und Fürstenprimas von Deutschland. In dieser Eigenschaft verstand sich Dalberg zu einem Schritte, der durch die damalige Lage der Dinge zwar erklärlich, keineswegs aber gerechtfertigt erscheint.

Wir erzählen hier in Kürze den Hergang der Sache nach Wessenbergs Mittheilungen, dessen ächt deutsche Gesinnung und ernste Wahrheitsliebe auch dem Freunde gegenüber man gerne anerkennen wird.

Die Frage wegen Bestellung eines Coadjutors für den Fürstenprimas war zuerst von den Höfen zu Wien und München fast gleichzeitig in Anregung gekommen. Der Wienerhof hätte die einflußreiche Stelle eines Reichserzkanzlers gerne einem Erzherzog, Baiern dagegen dem Prinzen Karl, zweiten Sohn des Churfürsten (nachherigen Königs) Maximilian, zugewendet. Der Einfluß Frankreichs stellte sich den Wünschen Oestreichs bestimmt entgegen.

„Während der Fürstprimas", erzählt Wessenberg, „unter der Hand von jenen beiden Höfen wegen der Person, auf welche sie die Wahl eines Coadjutors zu lenken wünschten, bearbeitet wurde, gaben sich zugleich Anzeichen von geheimen Entwürfen kund, gemäß deren nach dem Hintritt des Fürstenprimas dessen neue Ausstattung (Aschaffenburg, Regensburg, Wetzlar u. a.) gleichfalls in den Kreis der Säcularisationen gezogen werden sollten. Denn der Länderdurst war unter den deutschen Fürsten unersättlich geworden."

„So von verschiedenen Seiten gedrängt, hätte der Reichserzkanzler wohl am weisesten gethan, Zeit zu gewinnen und sich vor jeder Uebereilung zu hüten. Dies sagte aber seinem Charakter nicht sonderlich zu. Er hegte in dieser Angelegenheit gegen Niemand Vertrauen, und ohne sich darüber irgend Jemand mitzutheilen, brütete er über dem Gedanken, aus eigener Bewegung eine Wahl zu treffen, die außer dem Kreis aller Erwartungen liegend durch das Interesse, welches sie dem französischen Kaiser

Viertes Kapitel.

Erster Aufenthalt in Konstanz. Vorschule für öffentliche Wirksamkeit in Augsburg und Regensburg.

1799 — 1800.

Bald nachdem der Rastatter Congreß, der über das Schicksal des deutschen Reichs entscheiden sollte, eröffnet worden war (gegen Ende des Jahres 1797), faßten Heinrich und sein

---

einflößen würde, Jedermann zum Schweigen bringen sollte. Ganz unversehens und ohne einen seiner vertrautesten Freunde und Geschäftsmänner zu Rath zu ziehen oder auch nur ein Wort gegen sie verlauten zu lassen, befahl er seinem Minister Albini zum großen Erstaunen desselben eine von ihm eigenhändig verfaßte Eröffnung an den Reichsrath zu bringen, die seine Annahme des Cardinals Fesch, Erzbischofs von Lyon, zum Coadjutor enthielt."

„Dieser Schritt (vom 27. Mai 1806) war der tadelnswürdigste Mißgriff, den Dalberg in seinem ganzen Leben gethan hat und unter den damaligen Umständen thun konnte. Er lief nicht nur den Reichs- und Kirchengesetzen zuwider, sondern war auch eine schmachvolle Herabsetzung der Würde deutscher Nation. In Deutschland war Alles betroffen. Am meisten mußte die Wahl der Person die Deutschen verletzen. Das Geschlecht des Cardinals Fesch stammte zwar aus Basel. Aber er selbst war Canoniker in Corsika, als Napoleon ihn bloß wegen verwandtschaftlicher Beziehungen (er war der Halbbruder seiner Mutter Lätitia), nicht wegen irgend eines persönlichen Verdienstes, zu hohen Kirchenwürden berief. Von einer Auszeichnung durch Geist und Kenntnisse oder edlerem Sinne war nichts bekannt. Wohl wußte man hingegen, daß er zur Zeit, als Napoleon zum Herrscher über Frankreich sich aufwarf, von diesem die einträgliche Stelle eines Kommissärs bei der italienischen Armee angenommen hatte! Er war ein Glückspilz ganz gemeiner Art. Er kannte Deutschland nicht im mindesten, und die Deutschen kannten ihn ebensowenig."

Jedermann mußte indessen im ersten Augenblick der Vermuthung Raum

jüngerer Bruder den Entschluß, die östreichische Hauptstadt zu verlassen, um in der Heimath der Entwicklung der Dinge, der die Einen mit großen Hoffnungen, die Andern mit noch größern Befürchtungen entgegensahen, näher zu sein. Nach fünfjähriger Abwesenheit sahen die Brüder ihr stilles Dörfchen Feldkirch wie-

---

geben, Dalberg, dessen gutes Verhältniß zu Napoleon bekannt war, habe die Sache vorher mit diesem verabredet. Diese Vermuthung war aber ganz irrig. Dalberg hatte an Napoleon weder ein Wort geschrieben noch eröffnen lassen, sondern erst als die unselige Kundmachung zu Regensburg an Kaiser und Reich geschehen war, schickte er einen Kammerherrn nach Paris, um die von ihm getroffene Wahl dem Cardinal Fesch und Napoleon selbst zu eröffnen. „Der Cardinal, das weiß ich, war ganz verblüfft und zur Annahme wenig geneigt. So ein beschränkter Kopf er auch war, so erklärte er doch offen, daß er die Wahl nicht begreife, da er für die Stelle ebensowenig passe, als die Stelle für ihn. Was soll ich in Deutschland, sagte er, das mir ganz fremd ist, und von dessen Sprache ich nicht ein Wort verstehe? — Auch Napoleon war höchst verwundert. Doch gab er gleich seinem Oheim den Befehl, anzunehmen, und dem Ministerium die Weisung, in Rom die Gutheißung zu begehren. Fesch mußte gehorchen; aber niemals dachte er daran, sich mit deutschen Sachen zu befassen."

„Bald hernach erfolgte die Auflösung des deutschen Reichs und die Stiftung des rheinischen Bundes. Ganz mit Unrecht hat man den Fürstenprimas als vorzüglichen Urheber dieser beiden Ereignisse beschuldigt. Beides wurde von Napoleon ohne sein Vorwissen beschlossen, und erst die Eröffnung, die Talleyrand dem Gesandten des Fürstenprimas so wie den Gesandten der andern Fürsten, welche Mitglieder des Rheinbundes werden sollten, setzte ihn davon in Kenntniß. Hätte aber der Fürstprimas mit der Coadjutorwahl bis dahin zugewartet, so hätte er freie Hand behalten; er hätte sein Domcapitel constituiren und durch dieses vielleicht eine Wahl veranlassen können, die den Umständen entsprochen hätte, ohne den deutschen Namen zu beflecken, und den Mittelpunkt und Schlußstein der deutschen Hierarchie dem Gutbefinden des französischen Eroberers preis zu geben."

„Leider hat Fesch's Ernennung dem Ruf und der Wirksamkeit des sonst so deutschgesinnten und wohldenkenden Fürstenprimas einen Schaden zugefügt, der nie wieder gut gemacht wurde. Dennoch erhielt ihn die Stellung, in welche er gegenüber von Napoleon gekommen war, forthin in der Täuschung, daß die Wiedergeburt der deutschen Kirche von diesem zu erwarten sei." —

der, die Stätte ihrer glücklichen Kindheit. Wie alte treugebliebene Freunde grüßten die wohlbekannten Orte, die trauten Lauben und Bäume im elterlichen Garten. Aber um so tiefer drang der Schmerz in ihre Seelen, denjenigen nicht zu finden, von dessen Liebe so viele stummen Zeugen jetzt beredter als sonst an ihr Herz sprachen, und deren ganze Größe auch ihnen erst am Grabe des Vaters recht offenbar wurde. —

Eine große Freude wurde den Brüdern durch das Wiedersehen ihrer Schwester zu Theil, die längere Zeit für die Familie verloren schien. Sie war als fünfjähriges Kind nach dem Tode der Mutter einem Nonneninstitut zu Nancy in Lothringen zur Erziehung anvertraut worden, wo sie dann alle Schreckensscenen der Revolution durchlebte. Nachdem das Kloster aufgehoben und die guten Nonnen vertrieben worden waren, flüchteten diese mit einigen ihnen vom Ausland anvertrauten Kindern in ein Landhaus in der Nähe der Stadt, wo sie Schutz und Aufnahme fanden. Hier setzten die wackern Frauen insgeheim ihr gemeinschaftliches Leben und ihren Beruf fort, stets gewärtig entdeckt und vor das Blutgericht geführt zu werden. Erst nach einiger Zeit war es dem Vormund der Familie Wessenberg gelungen, diesen Aufenthalt zu entdecken und das Mädchen durch Vermittelung eines Handlungshauses in die Heimath zurückzubringen.

Dies war die von Heinrich so innig geliebte Schwester Josephine, später verehelichte Gräfin von Schulenburg-Betzendorf, die zeitlebens als geistesverwandte Freundin seinem Herzen so nahe stand, und deren wohlthätiger weiblicher Einfluß auf den Bruder nicht zu verkennen ist. Denn diese vortreffliche Frau wußte in Heinrich Sinn und Verständniß auch für jene zarteren Seiten des menschlichen Lebens offen zu halten und zu pflegen, die sonst Männern seines Standes — und zwar nicht ohne manchfach nachtheilige Folgen — abzugehen pflegen. Daß Heinrichs von Natur harmonisch angelegtes Wesen zu einer

allseitig liebenswürdigen Menschlichkeit sich entfaltete, und stets frei blieb von gewissen Mißklängen und Härten, denen leicht auch bessere Menschen durch die Einseitigkeiten des geistlichen Standes mehr oder weniger verfallen, ist hauptsächlich auch dem anregenden Verkehr und geistigen Umgang mit einer durch hohe Weiblichkeit und vielseitige Bildung hervorragenden Frau, wie seine Schwester war, zu verdanken [1]).

Bei seiner Rückkehr in die Heimath hegte Heinrich die Absicht, noch eine größere deutsche Universität zu besuchen. Er dachte an Göttingen, damals Hauptsitz der gelehrten Studien in Deutschland, um dort im Umgang mit tüchtigen Gelehrten und durch Benützung der ausgezeichneten Bibliothek seine wissenschaftliche Ausbildung zu vervollständigen. Aber die vom Vormund empfohlene Rücksicht auf ökonomische Einschränkung vereitelte die Ausführung des Planes um so eher, als alle Zeichen auf einen nahen Wiederausbruch des Krieges deuteten. Heinrich entschloß sich daher, seinen einstweiligen Aufenthalt in Konstanz zu nehmen, wo ihm, wiewohl er erst in zwei Jahren actives Mitglied des dortigen Domcapitels werden konnte, bereits ein Haus zur Verfügung stand.

Im Frühsommer 1798 wanderte Heinrich mit seinem jüngern Bruder nach der Stadt, die ihm eine neue Heimath werden sollte. Hier lebte er in großer Stille, nur mit Studien beschäftigt [2]). Die Mängel seines bisherigen Bildungsganges

---

[1]) Wessenberg verbrachte in spätern Jahren gewöhnlich einige Monate des Jahres an der Seite der Schwester in der Schweiz oder in Italien. Zu mehreren seiner sinnigsten Gedichte hat sie ihn begeistert. An ihrer Seite fühlte er doppelt den Genuß des Schönen; vergl. das Gedicht „Bellagio am Comersee", Dichtungen Bd. 7, S. 98. — Die geliebte Schwester starb unerwartet schnell an ihrem Geburtstag den 29. März 1848. S. die Gedichte „Nachruf an meine Schwester", „Schmerz und Trauer", „An die Verklärte". Bd. 7, S. 266—268.

[2]) Die Stadt Konstanz bot damals weder in ihren geselligen noch sonstigen Kreisen viel Anziehendes noch geistig Anregendes. Für Manche

richtig erkennend, suchte er nun mit allem Eifer mehr Einheit, Uebereinstimmung und Zusammenhang in seine Studien zu bringen, und die Lücken in seinen Kenntnissen mit Rücksicht auf seine künftige Berufsstellung zu ergänzen. Während an fortge-

---

unserer Leser, welche, wie der Verfasser, die frühern Zustände und hervorragendern Persönlichkeilen der ehrwürdigen Bodenseestadt noch aus eigener Anschauung kennen, dürfte es von Interesse sein zu erfahren, wie Wessenberg bei seinem Auftreten daselbst sie vorfand.

„Das Gesellschaftsleben in dieser Stadt", erzählt Wessenberg, „sagte uns wenig zu. Die ganze Unterhaltung — und zwar gerade in jenem Kreise, an den die Brüder zunächst gewiesen waren — bestand im Kartenspiel, uns von jeher verhaßt. Unter den Domherren waren nur zwei, die uns zu einem nähern Verkehr anzogen. Baron Reinach, ohne eigentliche gelehrte Studien, verband doch mit einem gesunden natürlichen Verstand und einem festen Charakter Liebe zu deutschen und französischen Klassikern. Ich kannte ihn schon von Würzburg her, wo er auch Domherr war; er wurde mein Freund und blieb es bis in den Tod. — Der jüngere Graf Thurn, von biederer schlichter Gesinnung, uns verwandt, war ein Freund der Kunst und schönen Natur. Dies und das Vergnügen, das uns sein nahe bei Konstanz im Thurgau gelegenes Landgut Berg, später auch die von ihm angelegte Parkanlage am schwäbischen Ufer des Sees boten, vervielfachte unsern Verkehr. Wir blieben stets Freunde." —

„Die Gelehrsamkeit hingegen war in Konstanz — (die Stadt besaß neben einem Gymnasium auch ein Lyceum, wo außer dem philosophischen Cursus auch Theologie gelehrt wurde) — dünn gesäet. Professor Sulzer, der Kirchenrecht lehrte, war nicht ohne Kenntnisse und Geist, auch gutmüthig. Er hatte früher gedichtet, sang und spielte sehr gut Klavier. Ich sah ihn nicht ungern. Sein Geist nahm aber damals schon eine polemische Richtung an. Ohne eigentliche theologische Bildung warf er sich auf einmal in die Dogmatik. In ihr hoffte er einen sichern Hafen, da er im Gebiete der Philosophie täglich mehr von Zweifeln hin und her geschleudert wurde. Er hatte sich früher mit Wärme dem Freimaurerorden angeschlossen, ihm aber hernach entsagt. Doch blieb er mit Schlosser, Jakobi und Jung Stilling sehr befreundet; mehr noch mit Lavater und Fr. v. Stolberg. — Der katholischen Kirche Seelen zu gewinnen, wurde ihm zur wahren Herzensangelegenheit. Nach diesem Ziel arbeitete er unermüdet hin, und das Mißlingen seiner diesfälligen Bestrebungen konnte seinen Eifer nicht abkühlen. — Der Mann, der nach einander zwei Schwestern heirathete, und von der erstern mehrere Kinder hatte, auch im spätern Alter noch zu einer dritten Ehe schritt, war der enthusiastische Lob-

setzter Lectüre der klassischen Literatur aus alter und neuerer Zeit seine Seele Erholung und geistige Erfrischung fand, bildeten jetzt Kirchengeschichte und Kirchenrecht den Mittelpunkt seiner ernsteren Studien. Was an Hilfsmitteln fehlte — er selbst

---

preiser des Cölibatsgebots nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern auch in mehreren Schriften, die er deßhalb bekannt machte." —

„Professor Pitzenberger lehrte Philosophie nach Feder. Bis zu Kant hatte er sich nicht hinaufstudirt. Mit guten Anlagen, war er nach und nach durch schlechte Wirthschaft und ökonomische Verlegenheiten für Studien abgestumpft worden. — Armbruster, früher ein geistiger Handlanger von Lavater in Zürich, trieb, in ärmlichen Umständen lebend, allerlei Schriftstellerei. Sein entschiedenes Talent für volksthümliche Darstellung veranlaßte die östreichische Regierung, ihm die Herausgabe eines Volksblatts, welches gegen die Tendenzen der französischen Republik eifern sollte, zu übertragen, wofür er ein Honorar von 500 Gulden erhielt. Das Blatt erschien aber erst beim Wiederausbruch des Kriegs."

„Unter den Lehrern am Gymnasium, die damals dem Stift St. Blasien angehörten, schloß sich mir Lukas Maier, der nachher im Seelsorgerkreise durch Schrift und That sehr viel Gutes wirkte, mit besonderm Vertrauen an."

„In Bezug auf gesellige Unterhaltung war der Verkehr mit dem kaiserlichen Hofrath v. Blank, Stadthauptmann zu Konstanz, für uns nicht ohne Reize. Denn dieser Mann, der unter Maria Theresia in Wien eine bedeutende Rolle gespielt, und auch später oft mit den wichtigsten Ausarbeitungen in innern Angelegenheiten betraut war, bis er nach manchfachem Glückswechsel auf den Ruheposten in Konstanz versetzt wurde, besaß eine ungemeine Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Fehler war ein gleichsam ihm zur andern Natur gewordenes Intriguenspiel, vermöge dessen er kein Geschäft gerade und offen, sondern stets nur auf schlauen Umwegen betreiben konnte. Dies angeborne Talent für Intrigue, das sich auch in seiner ganzen Physiognomie, zumal durch einen eigenthümlichen Schnitt in der Nase aussprach, verwirrte sein Leben und hatte ihm namentlich Kaiser Joseph II. zum erbitterten Gegner gemacht, wiewohl er sonst dessen Grundsätzen eifrig zugethan war. — Ueberhaupt war die Macht und Größe des Hauses Oestreich das Ideal, für das seine ganze Seele glühte. Er war unermüdet, Berichte, Vorschläge, Projecte, oft die sonderbarsten, jedoch immer nach dieser Richtung hin, an den Kaiser und das Ministerium nach Wien zu senden. Oft, wenn er wie gewöhnlich dort kein Gehör fand, brach er in die Klage aus: daß es zu Wien eben am Ratiocinium fehle!" — Wir bemerken, die Stadt Konstanz zahlte damals als

besaß bereits eine ausgesuchte Bibliothek, das wurde von auswärts, namentlich von St. Gallen und Zürich, wo Verbindungen angeknüpft wurden, herbeigeschafft. Auch für die neuern Erscheinungen im Gebiete der Philosophie und für juridische Studien, die für ihn immer einen besondern Reiz hatten, namentlich deutsches Staatsrecht und Gesetzgebung, wurde noch Zeit gewonnen. „Ich studirte", sagt Wessenberg, „überhaupt mehr als meiner Gesundheit zuträglich war. Dies war ein Fehler." Indeß hat eine einfache geregelte Lebensweise, an die Wessenberg schon in der Jugend sich gewöhnte, die nachtheiligen Folgen seines übergroßen Studireifers leichter ertragen und überwinden helfen.

Auch die Ausführung einiger literarischer Arbeiten, zu denen zum Theil bereits in Wien der Plan gefaßt worden war, fällt in diese Zeit des ersten Aufenthalts in Konstanz. Hierher gehören zwei juristische Schriften, die eine über „das kaiserliche Recht der ersten Bitten", dem die Geschichte dieses Rechts oder Herkommens vorangeschickt ist, die andere über „die rechtlichen Wirkungen des Zufalls". Beide ziemlich umfangreiche Schriften, zum Druck reif, wurden indessen zurückgelegt, da bald nach ihrer Vollendung Wessenbergs ganze Thätigkeit nach einer andern Seite hin gerichtet wurde. — Eine zeitgemäße publicistische Schrift über „Umbildung und Veredlung des Erbadels" nach den Anforderungen der Neuzeit blieb unvollendet; ebenso ein Versuch, alle Fächer der Philosophie in einer Wissenschaftslehre zu einem Ganzen zu bearbeiten. Indessen wurde letzteres Bruchstück später wieder aufgenommen und in anderer reiferer Weise zu dem umfassenden Werke: „Gott und die Welt" umgeschaffen.

Man sieht, wie vielseitig und energisch bereits die geistige

Beitrag zu dem Gehalt des östreichischen Stadthauptmanns jährlich 800 fl., die einzige Abgabe der Stadt, die sonst das volle Recht der Selbstverwaltung genoß, an das Haus Oestreich! —

Productionskraft des jungen, kaum 25jährigen Mannes sich entwickelt. Um diese Zeit ließ Wessenberg zum erstenmal einen kleinen poetischen Versuch im Druck erscheinen, nämlich eine Epistel über den Verfall der Sitten in Deutschland. (Zürich bei Füßli 1799) [1]. „Das Gedicht", sagt Wessenberg, „erregte, wohl weniger durch dichterisches Verdienst, als durch ungeschmückte Freimüthigkeit einiges Aufsehen, ein günstiges bei Freisinnigen und Unbefangenen, ein ungünstiges bei denen, welche Jeden für einen Jacobiner anzusehen geneigt waren, der die Verkehrtheiten und Verkommenheit der Hochgestellten und Vornehmen als eine Hauptursache der Revolutionen zu bezeichnen wagte." — Männer, wie Dalberg, Johannes Müller, Denis, J. G. Jacobi u. a. gaben dem jungen nach der damaligen Lage der Dinge muthigen Dichter in ermunternden Zuschriften ihren Beifall zu erkennen.

Unterdessen wurde Wessenberg in seinem ihm so willkommenen Konstanzer Stillleben voll geistiger Thätigkeit um diese Zeit durch den erneuten Kriegslärm aufgestört und bald auch in die Ferne geführt. Nachdem man zu Rastatt jahrelang fruchtlos unterhandelt und gegenseitig intriguirt hatte, nahm der Congreß plötzlich mit der schmachvollen Ermordung der abreisenden französischen Gesandten (8. April 1799) einen blutigen Ausgang. Die Feindseligkeiten zwischen den Hauptmächten hatten schon vorher wieder begonnen. Am 1. März 1799 war Jourdan mit einem französischen Heer bei Kehl auf das rechte Rheinufer gegangen und drang in Oberschwaben vor. Hier traf er an der Osterach (20. März) auf die Oestreicher unter Führung des Erzherzogs Karl, der ihn unter siegreichen Gefechten zurückdrängte, und darauf in den Schlachten bei Stockach und Liptingen (25. — 27. März) vollständig besiegte. In schleunigem Rückzug suchte Jourdan wieder das Elsaß zu gewinnen.

---

[1]) Aufgenommen in sämmtliche Dichtungen. Bd. II. S. 225 ff.

Der Hauptschauplatz des Krieges zog sich jetzt nach der Schweiz, wo die Franzosen unter Massena's Oberbefehl standen und das linke Rheinufer besetzt hielten. In Konstanz lag seit der Schlacht bei Stockach General Oudinot mit seiner ganzen Division. Die hölzerne Rheinbrücke wurde theilweise zerstört; die Stadt glich einem Heerlager. Die Einwohner, insbesondere die Mitglieder des Domcapitels, hatten durch Einquartirung, Lieferungen u. a. unsäglich zu leiden.

Doch das Schlimmste begegnete Wessenberg, der die schamlose Raubsucht mancher französischer Generale in jenen Tagen kennen lernen sollte. Er besaß als väterliches Erbstück einen hübschen Wagen. General Oudinot, der einen solchen zu seinem Gebrauch verlangte, hatte davon durch einen städtischen Polizeidiener gehört. Alsbald kam ein Adjutant, um den Wagen zu besichtigen, und schon am andern Morgen, als kaum der Tag angebrochen, wurde jener von einer Schaar Soldaten abgeholt. Vergebens machte der herbeigeeilte Eigenthümer dem Offizier der Truppe Vorstellungen gegen diesen Raub. Wessenberg begab sich darauf zum General selbst, der ihn höflich empfing, auch einen Obristen rufen ließ, mit dem er verwundert, wie er sich stellte, einige Worte wechselte, zuletzt aber mit der Versicherung den jungen Domherrn entließ: er möge ganz beruhigt sein, der Wagen solle ihm nach gemachtem Gebrauch wieder zugestellt werden. Seitdem sah Wessenberg den General täglich in seinem Wagen etlichemal vor seinem Haus vorbei und zuletzt auch von Konstanz wegfahren. Seinen Wagen selbst hat er nie wieder gesehen. —

Gleiche communistische Gesinnung bewährte der Obergeneral Massena selbst, als er nach Konstanz kam, und der Anblick des gestohlenen Wagens in ihm den Wunsch erregte, einen ähnlichen zu bekommen. Wessenberg hatte in seinem Hause noch einen zweiten Wagen stehen, den ihm ein Bekannter, wie dieser meinte, zu größerer Sicherheit in Verwahr gegeben. Auch dieser

Wagen wurde nun gewaltsam mit gewaffneter Hand weggenommen. Alle Proteste beider Freunde blieben erfolglos.

Nach diesen und manchen andern Verlusten, die der Krieg herbeigeführt, war es doppelt willkommen, daß Wessenberg, der bisher keinen Kreuzer von seinen Pfründen bezog, noch im Laufe dieses Jahres als actives Mitglied in das Domcapitel zu Konstanz, und dadurch auch in den Bezug des damit verbundenen Einkommens eintreten konnte. Das Gleiche geschah einige Wochen später auch in Augsburg.

Dieses und der Wunsch, dem Kriegslärm ferne zu stehen, bestimmte Wessenberg im Sommer 1799 zu einer Reise nach Augsburg. Hier fiel ihm die Kälte auf, mit der ihm der alte Churfürst von Trier begegnete. Auch erfuhr er bald den Grund von diesem veränderten Benehmen des ihm früher so wohlwollenden Kirchenfürsten. Man hatte ihn bei diesem wegen der poetischen Epistel verdächtigt und als verkappten Jakobiner angeschwärzt. Doch gelang es Wessenberg bald, den redlich denkenden Churfürsten zu überzeugen, daß sein Gedicht gerade gegen die Revolution, d. i. gegen Dinge, die sie über kurz oder lang herbeiführen müßten, gerichtet sei. Clemens Wenzeslaus gewann Wessenberg wieder lieb, und nahm es diesem auch nicht übel, als er sich weigerte, dem an ihn gestellten Wunsche zu entsprechen, jeden Umgang mit dem seiner damaligen Freisinnigkeit wegen in den pfäffischen Kreisen hart verschrienen Domherrn von Mastiaux zu meiden. Denn, bemerkte er mit edlem Freimuthe dem Erzbischofe, er könne es mit seinem Gewissen und seinen Grundsätzen nicht vereinigen, einen Collegen und Mann, der sich durch ernstes wissenschaftliches Streben und Unbescholtenheit des Charakters auszeichne, dadurch zu kränken, daß er ihn meide und lieber mit solchen umgehe, die in frivolem Nichtsthun und in Galanterien ihre Zeit vergeuden.

Trotz dieser Freimüthigkeit ernannte der Churfürst den jun-

gen Domherrn zum Beisitzer seiner geistlichen Regierung. Aber diese Behörde war ganz und gar von pfäffisch-jesuitischem Geist beherrscht, und verfolgte in Allem eine finstere Reaktionspolitik, gegen welche ein Einzelner auch beim redlichsten und kräftigsten Willen nicht aufzukommen vermochte. Wir dürfen es eine glückliche Fügung nennen, daß schon nach wenigen Monaten Ereignisse eintraten, welche Wessenberg von einem so trostlosen Kampfplatz, auf dem auch die beste Kraft leicht fruchtlos sich erschöpft, wegführten, und ihm ein Feld zur Bebauung anwiesen, das zwar auch der Dornen und Disteln genug darbot, auf dem aber die Hoffnung des Gedeihens den redlichen Arbeiter immer wieder zu neuer Anstrengung ermuntert und zur Ausdauer anspornt.

Gleich zu Anfang des neuen Jahrhunderts (14. Januar 1800) war der Fürstbischof von Konstanz, Max von Rodt, gestorben. Sein Nachfolger, Karl von Dalberg, als Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt anderwärts in Anspruch genommen, sah sich nach einem Manne um, dem er die Verwaltung des Konstanzer Bisthums unter seiner Oberleitung mit vollem Vertrauen überlassen könne. Im Mai 1800 kam Dalberg nach Augsburg, und bot Wessenberg das Generalvicariat von Konstanz an, nachdem die beiden Männer in einer mehrstündigen Unterredung (im Gasthofe zu den drei Mohren, wo Dalberg übernachtete) sich gegenseitig ihr Innerstes erschlossen, über Plane und Bestrebungen für die Zukunft sich verständigt hatten.

Seitdem vereinigte ein inneres und äußeres Band zwei Männer, die in voller Hingabe der Seele an ihren Beruf zur Förderung der höchsten Güter des menschlichen Lebens sich die Hände gereicht, und die durch Adel der Gesinnung und Lauterkeit des Strebens, selbst dort, wo sie geirrt, so viel Liebe und Achtung verdienen, als nur irgend ein Mitglied unseres schwachen Geschlechts mit Recht in Anspruch nehmen kann.

„Ich hatte nun", schreibt Wessenberg, „nach jener Unterredung meine Bestimmung, und mein Entschluß stand fest, ihr mein Leben und alle meine Kräfte zu widmen." Ehe er aber diesem Entschluß nachkommen konnte, sollten über ihn selbst Stunden der Prüfung und Läuterung kommen, und ihm die Augen für den ächten Werth und die wahre Aufgabe seines künftigen Berufes geöffnet werden.

Auf die Nachricht von schwerer Erkrankung seines Onkels in Regensburg eilte Wessenberg dorthin, um vor seinem Abgang nach Konstanz nochmals den Mann, der ihm stets mit väterlichem Sinne zugethan war, zu besuchen, und ihm, wenn nöthig, zur Hilfe zu sein.

Der beabsichtigte Aufenthalt von einigen Tagen verlängerte sich auf Wochen und Monaten, und zog sich zuletzt über ein Jahr hinaus, indem die rasche Entwicklung der großen für Deutschlands künftige Geschicke entscheidenden Ereignisse am Eingang dieses Jahrhunderts ihn in der damaligen Metropole des zerfallenden deutschen Reichs festhielt, und in dem jungen Manne einen Plan zur Reife brachte, der bereits auf sein ganzes künftiges Streben und Wirken einen hellen Lichtstreif wirft.

Der mannhafte zähe Widerstand des allmälig von Allen verlassenen Oestreichs war in Italien bei Marengo (14. Juni 1800), und zuletzt auch in Deutschland, nachdem durch die Ränke der Höflinge zuerst der Erzherzog Karl und dann sein tapferer Nachfolger Kray vom Commando entfernt worden waren, bei Hohenlinden (3. Dezbr.) gebrochen worden [1]. Es

[1]) Kurz vor der entscheidenden Schlacht bei Hohenlinden wurde an Kray's Stelle der unfähige General Lauer, der Mann der Hofpartei, gesetzt; dem Namen nach führte der junge unerfahrene Erzherzog Johann den Oberbefehl. Ein in jenen Tagen zu Wien erschienenes Bild stellt den riesigen Simson dar, unter dem die Worte stehen: „Simson erschlug die Philister mit einem Eselskinnbacken. Erzherzog Johann vermochte mit einem ganzen Esel nicht die Franzosen zu schlagen." —

konnte nicht zweifelhaft sein, daß bei einer solchen Lage der Dinge die Bestimmungen der Friedensschlüsse zu Basel und Campo Formio zur vollen Geltung gelangen würden. Der am 9. Februar 1801 zu Lüneville unterzeichnete Friede hatte auch jene Bestimmungen zur Grundlage, und bestätigte in den das deutsche Reich betreffenden Artikeln im Wesentlichen die auf dem Congreß zu Rastatt gemachten Zugeständnisse, nämlich daß die weltlichen Reichsfürsten für ihre auf dem linken Rheinufer an Frankreich überlassenen Gebiete durch Säcularisationen geistlicher Herrschaften entschädigt werden sollten. Schon einen Monat später gab der Reichstag zu Regensburg seine Zustimmung zu einer Maßregel, welche voraussichtlich die Auflösung des Reichs selbst nach sich ziehen mußte. Die preußische Partei am Reichstag, d. i. derjenige Theil der Reichsstände, der nach dem Vorgang Preußens stets für den Frieden mit Frankreich war, hatte vollständig gesiegt; jeder weitere Widerspruch schien unmöglich.

Zugleich begannen jetzt geheime Verhandlungen zu Berlin, Petersburg und Paris über die weitere Ausführung. Mit Zustimmung und zur Zufriedenheit Preußens kam es zwischen dem neuen Herrscher Frankreichs, Bonaparte, und dem Petersburger Hof zu einer Uebereinkunft, „nach welcher die Säcularisationen in Deutschland beinahe vollständig sein, und das Nähere darüber von ihnen einmüthig einer zu wählenden Reichsdeputation zu Regensburg als Richtschnur ihrer Berathungen und Beschlüsse vorgelegt werden sollte.“ —

Wessenberg hatte von diesem Verlauf der Dinge und den zum Theil sehr geheim gehaltenen Verhandlungen, von den Umtrieben nnd Intriguen der Betheiligten, um von der Beute möglichst viel davon zu tragen, durch seinen Onkel, dessen Haus der Mittelpunkt der preußischen Partei war, und der mit dem preußischen Gesandten, dem Grafen v. Görz, auf vertrautestem Fuß stand, jederzeit genaue Kunde erhalten. Oft besprach er sich mit seinem Onkel, was jetzt von Seiten der Vertreter der

Kirche geschehen könnte und sollte, nicht um das Unvermeidliche abzuwenden, wohl aber um bei dem allgemeinen Schiffbruch solche Stipulationen zu erhalten, wodurch die Selbstständigkeit der deutschen Kirche gesichert und zugleich die Interessen der Humanität und Bildung gefördert würden.

Zugleich ließ er um diese Zeit eine kleine Schrift im Druck erscheinen, worin er mit der Entrüstung des ehrlichen Mannes die unseligen Folgen einer unbeschränkten Säcularisation, welche alles Recht und Eigenthum in Frage stelle und die brutale Gewalt des Stärkern sanctionire, darstellt, und nachweist, daß ein solches Verfahren weder durch die Macht der Umstände, noch durch ein politisches Interesse geboten sei, mithin durch Nichts gerechtfertigt werden könne.

Am tiefsten verletzte sein patriotisches Herz die Schmach, die für Deutschland darin lag, daß seine großen Stiftungen der Vorzeit durch Fremde und Feindeshand gleichsam an den Meistbietenden versteigert werden sollten. — Unverholen und mit der ihm schon damals eigenthümlichen stets durch feine Ironie gewürzten Freimüthigkeit sprach Wessenberg, der mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der zu Regensburg versammelten diplomatischen Welt genau bekannt und mit mehreren sehr vertraut war, nach dieser Richtung hin seine Ansichten aus, indem er die beabsichtigten radicalen Maßnahmen nicht nur für ein historisches Unrecht, sondern auch für einen politischen Mißgriff bezeichnete, den man sicherlich künftig beklagen würde. Seine Stimme verfehlte nicht, da und dort Eindruck zu machen, selbst auf den französischen Gesandten Bacher, einen scharfblickenden, besonnenen Diplomaten [1]), der eben damals auf den Gang der französischen Politik großen Einfluß gewann.

---

[1]) Wessenberg erzählt von dem Scharfblick dieses Mannes Folgendes: „Ich erinnere mich eines Briefes von ihm an einen Vertrauten, welchen ich zu lesen bekam. Hier war (1801) mit treffenden Zügen der

Am meisten Anklang und bald auch Fürsprache fand Wessenbergs patriotische Klage bei einer edlen deutschen Frau, der Gemahlin des Fürsten von Turn und Taxis, der auch geistig ebenbürtigen Schwester der unvergeßlichen Königin Louise von Preußen. Die glänzenden Abendgesellschaften dieser durch Geist und Anmuth hervorragenden Frau bildeten den Mittelpunkt des großen europäischen Gesellschaftskreises, den damals Regensburgs Mauern umschlossen; dort begegneten sich die verschiedensten politischen Richtungen und sprachen sich gegenseitig mit vollster Unbefangenheit aus. Auch Wessenberg, der sich regelmäßig einfand, hielt hier um so weniger mit seinen Gedanken hinter den Bergen, als er an der hohen Herrin des Hauses ermunternden Beifall und gewichtige Unterstützung fand. Wir werden schwerlich zu viel behaupten, wenn wir die Meinung aussprechen, Wessenberg habe in solcher Weise und auf solchen Wegen das Seinige beigetragen, daß allmälig in den maßgebenden Kreisen die Ansicht durchdrang: es müsse — zu einigem Ersatz und zur Beruhigung der Gemüther — von den drei geistlichen Churen wenigstens die Mainzische erhalten bleiben, auch die Stellung des Primas der deutschen Kirche seiner Würde entsprechend berücksichtigt werden.

Aber Wessenberg lag ein Anderes und Höheres am Herzen. Nach seiner Ansicht sollte bei dem gegenwärtigen Umschwung der Dinge die Kirche in Deutschland mit allen Mitteln dahin streben, um eine nationale Stellung und einen nationalen Charakter unter einem Primas, dessen Erhaltung bereits in Aussicht stehe, zu erlangen; dadurch würde der Kirche nicht nur ihr Ansehen und ihr Einfluß auf die Nation, sondern sie selbst vor der augenscheinlichen Gefahr bewahrt bleiben, den Launen des

---

Verlauf der Dinge bis 1813 vorhergesagt, bei welcher Divination der Verfasser bloß den Zusammenhang der Verhältnisse und den Charakter Bonaparte's und der französischen Nation nebst der Causalverknüpfung in der Geschichte aller Zeiten zu Rathe zog."

Schicksals und den Gelüsten polizeilicher Willkürherrschaft der weltlichen Particularregierungen anheimzufallen. — Ferner sei es von der größten Wichtigkeit, daß jetzt von der bedeutenden Masse von Kirchengütern vor Allem das ausgeschieden und vorbehalten bleibe, was zu einer befriedigenden Ausstattung der Bischöfe, Domcapitel und Seminare, auch von Universitäten, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten nach den längst erkannten Bedürfnissen der Zeit erforderlich sei.

Man wird die helle Einsicht des jungen Mannes, der so richtig die Lage und was jetzt Noth that beurtheilte, anerkennen dürfen, aber auch den Muth bewundern, mit dem er, selbst noch eigentlich amtlos, seinen Ansichten Geltung und Erfolg zu sichern suchte. Sollte nach jener Richtung wirklich etwas erreicht werden, so mußten von den geistlichen Fürsten ohne Zögerung vereinigte Schritte geschehen, und die Gesammtheit der geistlichen Stände des Reichs ihre immerhin noch sehr zu beachtende Stimme dafür erheben.

Da die zunächst Betheiligten rath- und muthlos sich zeigten, so faßte der junge Domherr den Entschluß, zu einer solchen Vereinigung selbst den Anstoß zu geben. Er legte seine Ansichten in einem wohlbegründeten Promemoria nieder, das die Billigung seines Onkels erhielt. Auch Dalberg, dem er die Schrift nach Erfurt zusandte, gab seinen Beifall, nachdem der erfahrene Mann nach seiner milden Weise manches „Herbe und Unzeitige" (ist wohl die stark betonte nationale Richtung gemeint) in der Schrift ermäßigt hatte.

„Ich selbst", erzählt Wessenberg, „konnte eine solche Sache, ohne mich dem gerechten Vorwurf der Anmaßung auszusetzen, nicht an sämmtliche Erzbischöfe und Prälaten des Reichs bringen. Solch ein Schritt wäre von vornherein ohne Erfolg geblieben. Ich wählte daher einen mittelbaren Weg, und suchte mit Unterstützung meines Onkels den Fürstbischof von Regensburg und Freisingen zu bewegen, die Einleitung zu über-

nehmen." [1]) Gerne nahm der alte würdige Bischof den Antrag an, und bald ging die Denkschrift mit einem von Wessenberg entworfenen eindringlichen Schreiben an sämmtliche geistliche Fürsten und Prälaten des Reichs ab.

Was jetzt geschah, bezeichnet die Verkommenheit der Menschen und Zustände jener Tage in betrübendster Weise. Zuerst von allen Seiten Beifall, Zustimmungen und Dank! Dann mehrten sich in dem eingeleiteten Schriftenwechsel die Bedenklichkeiten, Zweifel und Rücksichten bald in dem Maaße, daß ein kräftiges Zusammenwirken für die großen Zwecke immer weniger zu hoffen war. Persönliche Bequemlichkeit und politische Nebenrücksichten hielten die Kirchenmänner von jedem werkthätigen Handeln ab. Nicht einmal fand sich Einer, der zur Ermunterung der Andern offen an die Spitze einer Bewegung zu treten den Muth hatte, welche die legitimste war, und bei welcher es sich um die wichtigsten Interessen der Kirche und Deutschlands handelte.

Ja, der Churfürst von Mainz, der vermöge seiner Stellung zunächst das volle Recht und die Pflicht hatte, mit allem Ernst sich der Sache anzunehmen, meinte diesem seinem Berufe genug zu thun, wenn er unterm 13. April 1801 erklärte: „er habe, da ein gemeinsames Einverständniß der geistlichen Herren Chur- und Fürsten nirgends besser als am Reichstag, wo alle ihre Gesandten hätten, zu Stande gebracht werden könne, seinem

[1]) Dalberg, der zunächst berufen schien, die Sache in die Hand zu nehmen und die Agitation zu betreiben, mußte aus Rücksicht auf den Churfürsten von Mainz im Hintergrund bleiben. Denn zwischen beiden bestand seit Dalbergs Wahl zum Coadjutor und Nachfolger im Erzbisthum Mainz ein sehr gespanntes Verhältniß. Da der Churfürst v. Erthal jene Wahl nicht hindern konnte, so suchte er später Dalberg wenigstens durch ein anständiges Exil in Erfurt von jedem unmittelbaren Einfluß auf das Mainzer geistliche Regiment ferne zu halten. Der Grund dieser gegenseitigen Abneigung lag in der großen Charakterverschiedenheit beider Männer. Denn Dalberg verstand das Amt und den Beruf eines geistlichen Fürsten wesentlich anders als sein Churfürst, der bei manchen guten Eigenschaften doch den sinnlichen Genuß des Lebens leicht jeder andern Rücksicht vorzog.

Directorialgesandten befohlen, zu versuchen, ob er sich nicht mit den Gesandten der andern geistlichen Fürsten zu einer wesentlich gleichförmigen Abstimmung vereinigen könne!"

So kam denn auch — auf den Antrag von Mainz — ein Beschluß einmüthiger Schwäche zu Stand, nämlich im Reichstagsprotokoll zu erklären, daß man „das ganze Friedensgeschäft vertrauensvoll an Kaiserliche Majestät anheimstelle." — Mit solchen Luftstreichen, bemerkt Wessenberg mit gerechtem Unmuth, vermeinte die deutsche Hierarchie, während sie selbst müßig die Hände in den Schooß legte und wie im Schlaraffenlande mit offenen Munde erwartete, daß die gebratenen Vögel ihr selbst in den Mund flögen, einen Sturm zu beschwören, aus dem nur durch rasche Vereinigung aller Kräfte und muthiges Handeln noch Rettung möglich war. . . . Mit jenem Beschlusse aber war weder der Sache noch dem Interesse des Kaisers gedient, da dieser auch beim besten Willen nicht in der Lage war, mit einiger Aussicht auf Erfolg die deutsche Kirchensache unmittelbar in die Hand zu nehmen. Oestreich, aus so vielen Wunden blutend, war von der eigenen Noth des Augenblicks ganz absorbirt, und es schien, als ob man schon damals in Wien am deutschen Reiche verzeifelt habe. Auch war es bekannt, daß dort von den leitenden Männern der Minister Thugut jeder Zeit wenig Achtung für das „Reich" hatte, und Cobenzel, obgleich ein geistreicher Diplomat, ein viel zu frivoler Charakter war, um von ihm eine ernstliche Verwendung für das verspottete deutsche Reich und seine Kirche erwarten zu dürfen." —

Unter solchen Umständen klang die Antwort des kaiserlichen Hofes vom 26. Juni 1801 auf den berührten Reichstagsbeschluß vom 30. April fast wie eine Ironie, wenn man erklärte: „Se. Kaiserliche Majestät könne sich nicht entschließen, den Antrag anzunehmen, und weise die Sache an den Reichstag oder eine zu erwählende Reichsdeputation zurück."

In Wahrheit lag die Entscheidung nicht in den Händen des Wiener Hofes, sondern bei den Regierungen zu Paris und Petersburg. Unter solchen Umständen hielt es jetzt Wessenberg, wie schmerzlich es auch sei, für eine Forderung der Politik, daß nach dem Vorgang der weltlichen Reichsstände auch die geistlichen durch geeignete Männer an jenen Höfen ihre Gesammtinteressen vertreten lassen sollten. Auch dieser Vorschlag fand Beifall und Billigung. Als die zu einer solchen Mission in jeder Beziehung tüchtigsten Männer wurden für Petersburg Friedr. von Stadion, Domherr von Würzburg, und für Paris der Mainzer Coadjutor von Dalberg genannt. Man wußte, daß Graf Stadion von dem jungen Kaiser Alexander, von dessen Sinn für Recht und Billigkeit und bekannter Humanität das Beste zu erwarten war, gern gesehen wurde. Dalberg war mit der Familie Beauharnais längst befreundet und dadurch auch dem Consul Buonaparte näher gebracht. Von der Verwendung Dalbergs in Paris ließ sich darum nur Ersprießliches hoffen. Dessenungeachtet konnten die deutschen Kirchenprälaten nicht einmal über die Wahl dieser allgemein geachteten Persönlichkeiten sich einigen. Man schrieb hin und her, d. i. wechselte Bedenken aus, machte Gegenvorschläge, bis es zuletzt zu spät war.

„Ueberhaupt war“, bemerkt Wessenberg, „im deutschen Vaterland, namentlich in gewissen Kreisen, aller Gemeinsinn und patriotische Geist erschlafft. Die heillose Schicksalsidee hatte sich, wie der dramatischen Dichtung, so auch des wirklichen Lebens bemächtigt. Entmuthigt und gedankenlos lebte man in den Tag hinein. . . . Die Wahrnehmung dieser Zustände erregte in mir einen wahren Ekel und die Sehnsucht, recht bald meine Kräfte einzig dem Beruf meines geistlichen Hirtenamtes zu widmen.“ —

So war dieser vorübergehende Aufenthalt in Regensburg für Wessenberg, wie er selbst bekennt, eine Schule des

Lebens geworden, und zwar nicht bloß in so fern dort durch Umgang und Berührung mit den verschiedensten Persönlichkeiten und deren verschlungenen Interessen seine Menschen- und Weltkenntniß erweitert und wesentlich berichtigt worden war, sondern noch in einer andern weitergreifenden Bedeutung, die von nun an in seiner ganzen Lebensrichtung und in seinem Wirken mehr und mehr zum Ausdruck kommen sollte.

Die Hierarchie mit ihren engherzigen und egoistischen Tendenzen hatte sich ihm unfähig gezeigt, zu einer Neugestaltung des kirchlichen und religiösen Lebens, wie dies seiner wahrheit- und liebebedürftigen Seele, wenn auch noch in unbestimmten Umrissen, vorschwebte, selbst Hand anzulegen. Durch Geburt und persönliche Beziehungen den höhern hierarchischen Kreisen zugeführt, lief Wessenberg Gefahr, durch die dort vorwaltenden Standesinteressen mitten in seiner geistigen Entwicklung befangen und umstrickt zu werden. Es war darum eine innere Befreiungsthat, als er im Widerwillen gegen den weltlichen Sinn und das selbstische Treiben Jener, denen das hierarchische Kirchenthum stets mehr gilt, als das Christenthum, sich entschied, alle seine Kräfte dem geistlichen Hirtenamte, d. i. dem schlichten Dienste des Evangeliums und seiner welterlösenden Wahrheit zu widmen.

In diesem Entschlusse konnte ihn später keine, wenn auch noch so glänzende, Aussicht beirren. Als Dalberg im Jahr 1805 als Churerzkanzler des deutschen Reichs und Erzbischof von Regensburg mit dem Plan umging, sein Metropolitankapitel neu zu organisiren, wollte er auch den Konstanzer Generalvicar von Wessenberg in dasselbe berufen, und hegte einige Zeit selbst den Gedanken, diesem die Nachfolge in seiner hohen Würde und Stellung zuzuwenden. Aber Wessenberg bat dringend den Fürstenprimas, ihn in seinen bisherigen Verhältnissen zu belassen, die ganz seinen Wünschen und seinem Charakter entsprächen. „Für politische Geschäfte", bemerkt er bei

diesem Anlaß, „hatte ich wenig Geschmack und Neigung, und weltlicher Glanz hat nie einen Reiz für mich gehabt. Meinen Lebensberuf hatte ich damals schon fest ergriffen. Eine wahre Verbesserung der kirchlichen Zustände war die höchste Idee, für deren Verwirklichung ich mir Sinn und Kraft zutraute.“ —

Noch in Regensburg hatte Wessenberg seine Schrift: „Der Geist des Zeitalters“ (Zürich bei Orell und Füßli 1801) vollendet, indem er es in jenen Tagen für angemessen hielt, beim Eintritt in das neue Jahrhundert seinen Zeitgenossen gewisse Wahrheiten, gleichsam als Ergebniß des scheidenden achtzehnten Jahrhunderts, vorzutragen, deren Beherzigung zum Gedeihen der neuen Aera dienen könnte. Das zwar etwas flüchtig aber mit vielem Freimuth geschriebene Buch verfehlte nicht damals Aufsehen zu erregen; es ist noch heute lesenswerth, und auch deshalb zu beachten, weil es Zeugniß ablegt, daß Wessenbergs Ansichten schon in jenen Tagen ihr bestimmtes und festes Gepräge erhalten hatten.

Im August 1801 hatte Wessenberg Regensburg verlassen. Er nahm seinen Weg über Landshut, um dort bei seinem lieben Sailer ein paar frohe Tage zuzubringen. Der Freund hatte ihn während der Osterferien in Regensburg besucht, und verehrte ihm bei dieser Gelegenheit die erste Ausgabe der unter dem Namen „Trutz-Nachtigall“ gesammelten deutschen Gedichte des edlen Jesuiten Friedrich Spee (Cöllen 1649). Die Gedichte waren längst in Vergessenheit gerathen. „Viele derselben“, erzählt Wessenberg, „entzückten mich, und ich ließ eine Auswahl mit einer Vorrede und solchen Abänderungen, die mir in Bezug auf Sprache und Geschmack nöthig schienen und dem Geist des Dichters keinen Abbruch thun sollten, in Zürich (bei Orell und Füßli 1802) im Druck erscheinen. Diese Sammlung fand günstige Aufnahme und hatte wenigstens das Verdienst, zuerst die Aufmerksamkeit der Deut-

schen auf den poetischen Werth der mit Unrecht vergessenen Lieder ihres Landsmanns wieder zu erregen" [1]).

In Meersburg wurde Wessenberg von dem eben dort anwesenden Fürstbischof Dalberg mit offenen Armen empfangen. Ehe er jedoch die Verwaltung des Bisthums selbst antreten sollte, wurde er von seinem Fürsten mit einer wichtigen Mission in der Schweiz betraut.

---

[1]) Die Auswahl ist auch in Wessenbergs „Sämmtliche Dichtungen Bd. II." aufgenommen. — Fr. Schlegel, der nach Wessenbergs Vorgang später die Spee'schen Gedichte wieder abdrucken ließ, würdigte jenes frühere Unternehmen nicht der leisesten Erwähnung.

Zweites Buch.

Erste Periode der öffentlichen Wirksamkeit.

Wessenbergs Reformation im Bisthum Konstanz.

1801 — 1810.

Erstes Kapitel.

Diplomatische Mission in der Schweiz.

1801.

Die schweizerische Eidgenossenschaft hat gerade ein halbes Jahrhundert (1798—1847) gebraucht, um die Gegensätze und den Widerstreit zwischen dem modernen Einheitsstaat und dem alten Föderalismus auszugleichen, und um zuletzt beide durch einen verständigen Compromiß zu versöhnen, der geeignet ist, die selbstständige Bewegung der Theile mit der Wohlfahrt und Kraft des Ganzen neu zu begründen und auch für die Zukunft sicher zu stellen. Die Schweiz hat diesen langen Entwicklungsprozeß, der 1798 mit der Erhebung des Waadtlandes gegen den Druck des aristokratischen Regiments in Bern begann, trotz vielerlei Wirren und oft harter Kämpfe, dergleichen die Geburtswehen einer neuen Zeit überall zu begleiten pflegen, glücklich und siegreich bestanden, weil dort das Volk in seiner großen Mehrheit genug praktischen Verstand besitzt, um die Verwirklichung freiheitlicher Zustände nicht in Maßlosigkeit, sondern in vernünftiger Beschränkung zu erblicken, und weil die Führer meist Selbstverläugnung genug besaßen, um persönliche Neigungen, Gefühle und Ansichten zu opfern, sobald das Endziel der ganzen Bewegung dies forderte. —

In kirchlicher Beziehung gehörte die Schweiz in der Mehrzahl ihrer Kantone beim Anfang dieser innern Bewegungen noch

dem Bisthum Konstanz an. Wer jene in ihren verschiedenen Phasen während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unbefangen verfolgt, wird mit uns die Ueberzeugung gewinnen: Wenn die weisen und zeitgemäßen Reformen Wessenbergs, nachdem dieser die Verwaltung des Konstanzer Bisthums übernommen, in der Schweiz tiefere Wurzeln hätten schlagen können, wenn es den Umtrieben der römischen Curie und ihrer Werkzeuge nicht frühzeitig gelungen wäre, jenes Gebiet seiner unmittelbaren Einwirkung zu entziehen, und dem Ultramontanismus mit dessen gewöhnlichen Folgen — Unwissenheit und Aberglaube bei der Menge und heuchlerischem Bigottismus bei den Führern — Thür und Thor zu öffnen, so wären der Eidgenossenschaft viele Wirren und Irrungen, insbesondere aber die trübste Seite ihrer neuern Geschichte, der Religions- und Sonderbundskrieg im Jahr 1847, unzweifelhaft erspart worden.

Die Schweiz und Deutschland leiden an einem gemeinschaftlichen Uebel, das in beiden Ländern eine gedeihliche nationale Entwicklung und einen gleichmäßigen freiheitlichen Fortschritt hauptsächlich hindert oder erschwert. Es ist dies die religiös-kirchliche Spaltung, welche im Leben einer Nation noch tiefer zieht als jede politische. Denn jene wird stets von Solchen, die kein opferwilliges Herz für ihr Land und Volk haben, leicht benützt, um unter dem heuchlerischen Vorgeben kirchlicher Interessen die Geister zu beirren und feindlich gegeneinander zu hetzen, um durch solchen Zwiespalt sich und der Faction, der sie dienen, zur Herrschaft zu verhelfen.

Kein anderes Land aber stellt in gleich starken und so beredten Gegensätzen die ganz verschieden gearteten Wirkungen eines vernünftig-christlichen und eines jesuitisch-ultramontanen Regiments dar, wie die Schweiz, weil hier, als auf freiem Boden, Gutes und Schlimmes auch freier sich entwickeln und entfalten können. Noch vor wenigen Jahren hätte selbst ein Blinder auf einer Reise in der Schweiz alle Paar Schritte allein an der Be-

schaffenheit der Straßen mit voller Sicherheit angeben können, unter welcher Aegide er wandere und ob das eine oder andere Regiment hier das Ruder führe, wenn er auch nicht im Stande war, die örtlich sich berührenden sonst aber sehr grellen Unterschiede wahrzunehmen, nämlich hier emsige Gewerbthätigkeit, musterhaften Anbau, Ordnung und Wohlhäbigkeit, dort beim Ueberschreiten eines kleinen Bergstroms Müssiggang, geistige Indolenz, Verarmung und Bettelei aller Art.

Ueberall, bemerkt ein tüchtiger Beobachter, wo die jesuitisch-ultramontane Wirthschaft mit dem was um und an ihr hängt, in einem Land, bei einem Volk oder Staat, wie klein oder groß er sei, obenan gelangt, hat sie noch immer an den Bettelstab geführt, weil sie die Grundbedingung aller öffentlichen und privaten Wohlfahrt, die freie geistige Bewegung, niederhält und in Fesseln schlägt. Hiezu liefert die vergleichende Statistik, die so unerbittlich und gewissen Leuten unwillkommen an den Folgen die Ursachen aufdeckt, aus den ökonomischen und moralischen Zuständen jenseits und diesseits der Alpen so schlagende Belege, daß vor deren Zahlen jede Einrede verstummen muß. —

Als Dalberg beim Beginn unseres Jahrhunderts das oberhirtliche Amt von Konstanz angetreten, war in der Schweiz das centralisirende System des Einheitsstaats eben zu einem vorübergehenden Siege gelangt. Er hielt es für seine Pflicht, bei diesen Umgestaltungen der politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft seinerseits durch geeignete Schritte die kirchlichen Interessen zu wahren, und beschloß zu diesem Zwecke einen Stellvertreter an den eidgenössischen Vollziehungsrath nach Bern zu senden. Die Aufgabe war, „das Kirchengut vor bedrohlichen Eingriffen zu sichern und durch Gewinnung des öffentlichen Zutrauens der ungehinderten Wirksamkeit des geistlichen Hirtenamtes freie Bahn zu verschaffen.“

Für eine solche, bei der großen Erregtheit der Gemüther und Parteien sehr schwierige und häkelige Mission, war Wes-

senberg nach seiner ganzen gewinnenden Persönlichkeit der rechte Mann. Von dieser Wahl war ihr Erfolg hauptsächlich bedingt. Er selbst unterzog sich gern dem Auftrag; denn er liebte das schöne Land, seit er als Jüngling an der Seite des Vaters es erstmals durchwandert, nahm an seinen Geschicken stets warmen Antheil, und zählte unter den Besten des Volkes, der „biedern Schweizernation", wie er sich meist auszudrücken pflegte, bereits viele traute Freunde. Die Mission erhielt daher vorzugsweise ein persönliches Gepräge; wir wollen darum auch meist ihn selbst sprechen lassen, und seine kurzen aber charakteristischen Notizen über die hervorragendsten Männer der damaligen Schweiz, mit denen er in Berührung kam, hier mittheilen.

„Durch vertrauliche Unterredungen", erzählt Wessenberg, „mit den bedeutendsten Personen aller Parteien und Meinungsfarben überzeugte ich mich bald, daß der Zweck meiner Sendung durch offene Darlegung des Vertrauens auf eine gute Sache und auf die Gesinnungen der biedern Schweizernation, ferner durch eine Sprache, welche sich bloß auf Wünsche für die sittlich-religiöse Wohlfahrt dieser Nation beschränkte, dagegen jeder Einmengung in ihre politischen Händel fremd blieb, am sichersten erreicht werden dürfte."

„Der Vollziehungsrath bestand damals aus Dolder (von Aarau), Usteri (von Zürich), Zimmermann (von Brugg), Schmidt (von Basel) und Savary (von Freiburg). — Dolder verbarg unter einem schlichten Aeußern viele Schlauheit und Talent zur stillen Intrigue. Weil das Vertrauen sich von ihm abzuwenden anfing, schloß er sich an Frankreichs Vertreter an, und weil er dies that, traute man ihm noch weniger. — Zimmermann und Schmidt erschienen als redliche Männer. — Gegen Savary war auch nichts in dieser Hinsicht einzuwenden. An Kenntnissen, Charakterfestigkeit, auch Darstellungsgabe überragte Usteri die Andern. Sein Eifer gegen das

Alte hatte zwar nachgelassen; doch hielt er noch fest an der Einheitsregierung. Mildernden Einfluß übte auf ihn sein Freund Escher, später durch die Austrocknung der Linthsümpfe hoch verdient, überhaupt ein edler Mann, dem die gemachten Erfahrungen damals schon billige Zweifel an der Möglichkeit des Gelingens einer Einheitsregierung in der Schweiz einflößten."

„Der Kultminister Mohr (ein Chorherr von Luzern) verband mit Kenntnissen, Geist und Geschick eine feine Lebensart. Er zeigte mir gleich anfangs alle Bereitwilligkeit, meine Anträge zu fördern. — Mit dem Staatsrath Heinrich Füßli knüpfte ich bald innige Freundschaft. — Muralt aus dem Lemann war ein strenger Republikaner und damals ganz für die Einheitsregierung eingenommen. Er war übrigens verschlossen und wortkarg. Doch lieh er mir williges Gehör. — Rengger von Aarau war einer der gebildetsten und geschicktesten Geschäftsmänner. — Müller-Friedberg von St. Gallen lag vorzüglich am Herzen, daß die Freiheit und Selbstständigkeit seines Heimathlandes erhalten, und daß es zu diesem Behuf mit der Aufhebung des Stifts St. Gallen sein Bewenden behalten möge. Uebrigens schien er ungewiß, ob das Einheitssystem oder der Föderalismus für das Wohl der Schweiz am zuträglichsten sei. Er hielt sich, so gut es gehen konnte, zwischen den Parteien und wurde deßhalb der Schaukelei beschuldigt. Seine Einsicht und Geschäftsgewandtheit aber fanden überall Anerkennung."

„Als einen schönen Charakter bewährte sich damals Anderwert aus dem Thurgau. Seine Mäßigung und Unparteilichkeit mißfielen zwar denen, die an Extremen ihr Gefallen hatten. Aber ohne sich dadurch irre machen zu lassen, ermüdete er nicht, durch seine Gesinnungen einen heilsamen vermittelnden Einfluß auszuüben."

Am 3. Oktober 1801 wurde Wessenberg zugleich mit dem neuen französischen Gesandten, dem Nachfolger Rein-

hards, mit großer Feierlichkeit dem Vollziehungsrath in Bern vorgestellt. Wessenberg überreichte seine Vollmachten, die ihm Dalberg in seiner doppelten Eigenschaft ausgestellt hatte, nämlich als Bischof von Konstanz bezüglich der Ordnung kirchlicher Angelegenheiten, und als erster ausschreibender Fürst des schwäbischen Kreises zur Wahrung von Besitzungen und Rechten (namentlich der Zehntbezüge) deutscher Stifter und Reichsstände innerhalb eidgenössischen Gebietes.

Wenige Tage nachher (6. Oktober) übergab Wessenberg dem Vollziehungsrathe eine ausführliche Denkschrift, worin die rechtmäßigen Ansprüche der helvetischen Kirche und die historischen Rechte der deutschen Stände gründlich beleuchtet, und von ihm „der wohlwollenden Fürsorge" der obersten Behörden empfohlen wurden. Die Denkschrift, die alsbald im Regierungsorgan, dem „Republikaner" erschien, fand bei den tüchtigsten Männern aller Parteien die günstigste Aufnahme. Schon am 14. Oktober übermachte sie der Vollziehungsrath der eben zur Feststellung der neuen Verfassung der Schweiz versammelten Tagsatzung mit der dringenden Empfehlung, die darin entwickelten kirchen-staatsrechtlichen Grundsätze in die neue Verfassungsurkunde aufzunehmen. Der Beschluß der Tagsatzung lautete entsprechend; in fünf Artikeln wurden im Wesentlichen die Wessenbergischen Ansichten und Anträge über die rechtliche Stellung der Kirche und ihres Besitzstandes angenommen und damit zu einem Bestandtheil des öffentlichen Rechts der Eidgenossenschaft erklärt.

Uebrigens trat um diese Zeit der Zwiespalt zwischen den beiden Hauptparteien der Tagsatzung, den Anhängern der Einheitsregierung und des Föderalismus, immer offener hervor, und führte bald zu neuen Umwälzungen. Als die Gesandten der drei Urkantone (Uri, Schwyz und Unterwalden) nach heftigen Kämpfen sogar die Bundesstadt verlassen hatten, übergaben dreizehn Glieder der Tagsatzung am 27. Oktober die Er-

klärung, daß sie an den Versammlungen keinen Antheil mehr nehmen würden, weil die Tagsatzung unvollständig wäre. Die Föderalisten wollten auf solche Weise eine Selbstauflösung der Tagsatzung erwirken. Die wirkliche Auflösung erfolgte auch schon in der Nacht vom 28. Oktober durch einen Gewaltstreich, den eine Fraktion der Regierung unter Leitung des Präsidenten Dolder gegen den Rest der Tagsatzung sich erlaubte.

Durch solche Gewaltthat hatte Dolder, dessen vertrauliche Beziehungen zur französischen Gesandtschaft kein Geheimniß blieben, es vollends mit den Redlichen aller Parteien verdorben. Daher wurde bei den neuen Wahlen nicht er, wie der französische Gesandte wünschte, sondern der schlichte Biedermann Aloys Reding von Schwyz zum ersten Landamann bestellt. Die erprobte patriotische Gesinnung des Mannes hatte ihm das Vertrauen der Föderalisten wie der gemäßigten Anhänger des Einheitssystems zugewendet. Nur zeigte sich leider bald, daß der redliche Reding, bisher an die einfachen Zustände seines demokratischen Hirtenkantons gewöhnt, für eine bei den damaligen kritischen Verhältnissen der Schweiz besonders schwierige Stellung keineswegs gewachsen war. Schon die Wahl der Minister ließ wenig Gedeihliches erwarten. Dem Einfluß der Berner Aristokratie offen, ließ er sich verleiten, meist eingefleischte Aristokraten (wie Thormann von Bern, Hirzel von Zürich, Glutz von Solothurn u. a.) zu den wichtigsten Aemtern zu berufen.

Indessen hatte diese veränderte Zusammensetzung der obersten Bundesbehörde für Wessenbergs Mission und deren bisherige Resultate keine nachtheiligen Folgen. „Persönlich", erzählt er, „fand ich keinen Grund zur Unzufriedenheit mit den neuen Machthabern. Da ich mich allem politischen Treiben fern gehalten und mich keiner Partei angeeignet hatte, so blieb meine Stellung unverändert. Ich fuhr fort, die Gegenstände meiner Sendung in gleicher Weise zu betreiben, und erhielt von Allen die erwünschtesten Zusicherungen. Doch überzeugte ich mich bald,

daß eine feste Verfassung und Regierung in der Schweiz nicht in Bälde zu erwarten seien, und daß ich von Konstanz aus ebenso gut, wie in Bern, die mir anvertrauten Angelegenheiten weiter betreiben könne. Ueberdieß wünschte der Fürstbischof mich in seine Nähe, weil an die Grundlegung einer bessern kirchlichen Ordnung im Bisthum ernstlich Hand angelegt werden, und ich zu diesem Ende ehestens die mir zugedachte Stelle des Generalvicariats antreten sollte."

Indessen wünschte Dalberg, daß Wessenberg vor seiner Rückkehr noch einen Besuch bei dem in Freiburg wohnenden Bischof (Odet) von Lausanne mache, um sich mit ihm über die kirchlichen Angelegenheiten der Schweiz zu benehmen, und wenn möglich gemeinsame Schritte zu verabreden. Hören wir ihn selbst über diesen charakteristischen Besuch bei einem damaligen hochgestellten Kirchenmann.

„Um Mitte Novembers (hoher Schnee bedeckte bereits die Straßen) begab ich mich in Begleitung von Müller-Friedberg, der einige Freunde besuchen wollte, nach Freiburg. Ich traf den Bischof nicht in der Stadt, und suchte ihn daher in Romont auf, einem kleinen Städtchen, wenige Stunden von Freiburg entfernt. Er empfing mich im Kapuzinerkloster, von einigen Mönchen dieses Ordens umgeben. Als er sich ein wenig von seinem Sitz erhoben, bot er mir einen Stuhl an. Doch das sehr verbindliche Schreiben meines Fürstbischofs, das ich ihm überreichte, ließ er uneröffnet auf einem Tisch neben sich liegen, und brach mit ironischen Ton in die Worte aus: „Ha! Sie sind der Wohlbekannte, den alle Illuminaten in den Zeitungen so sehr preisen. Ihr Lobpreisen hat ohne Zweifel seinen guten Grund. Wie hätten Sie auch sonst mit einer atheistischen Regierung in Unterhandlung treten können!" — Die umstehenden Kapuziner schienen selbst über diese barsche Anrede betreten, während ich sie mit voller Ruhe anhörte. Ohne die Fassung zu verlieren, drückte ich dem Bischof mein Bedauern aus, daß

er über meine Verhandlungen nicht besser unterrichtet sei, und bat ihn, das überbrachte Schreiben zu lesen, welches den Wunsch ausdrücke, sich in den kirchlichen Angelegenheiten mit ihm zu verständigen. Doch er ließ das Schreiben ungelesen. Nachdem er noch einige Zeit über das Treiben der Jakobiner sich ins Breite ausgelassen, und mir klar ward, daß mit einem solchen Manne kein weiteres Gespräch rathsam wäre, empfahl ich mich höflichst, mir eine Antwort an meinen Absender erbittend. So schied ich voll Schaamgefühl, daß ein Nachfolger der Apostel so wenig Zartgefühl haben konnte, solch' eine unerbauliche Scene in Gegenwart einiger armen Kapuziner und, wenn ich mich recht entsinne, auch seiner Haushälterin, aufzuführen." —

Anders und gerechter urtheilte damals die römische Curie selbst über Wessenbergs Mission in der Schweiz. So werthvoll erschien sein Wirken in Rom, daß Wessenberg bei seiner Rückkehr nach Konstanz ein päpstliches Breve (vom 20. Nov. 1801) vorfand, worin ihm für seine erfolgreiche Bemühung zur Erhaltung der Kirchengüter in der Schweiz das Wohlgefallen und der Dank Sr. Heiligkeit ausgedrückt wurde.

Das Breve war in Antwort auf einen von Dalberg über die kirchlichen Zustände der Schweiz erstatteten Bericht erfolgt. Hätte die römische Curie ehrlichen und wahrheitsliebenden Männern, wie Dalberg, jederzeit mehr Gehör schenken wollen, als kirchlichen Fanatikern und pfäffischen Intriguanten, so würde einem um die Förderung der wahren kirchlichen und religiösen Interessen hochverdienten Manne eine schwere Unbild, der Welt aber ein großes Aergerniß erspart worden sein.

Zweites Kapitel.

Das Bisthum Konstanz und dessen Zustände beim Amtsantritt Wessenbergs.

Das Bisthum Konstanz zählt zu den ältesten und dem Umfang nach bedeutendsten kirchlichen Mittelpunkten in Deutschland. Mit vieler Wahrscheinlichkeit werden Ursprung und Name der Stadt Constantia auf Kaiser Constantius Chlorus († Juli 306), den Vater Constantins des Großen zurückgeführt. Als Sitz eines Bischofs erscheint Konstanz bereits urkundlich in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Nach der gewöhnlichen aber unerwiesenen Annahme soll um jene Zeit der ältere Bischofssitz von der herabgekommenen Römerstadt Vindonissa (Windisch am Zusammenfluß der Aar und Reuß) nach der aufblühenden Bodenseestadt übertragen worden sein. Nur so viel dürfte mit Gewißheit anzunehmen sein, daß Konstanz, als es mit der Ausbreitung des Christenthums unter den Alamannen im Laufe des 6. Jahrhunderts zum Wohnorte eines Bischofs auserkoren wurde, bereits eine ansehnliche Stadt gewesen sein müsse.

Ueber den schon in älterer Zeit sehr bedeutenden Umfang des Bisthums Konstanz enthält eine Urkunde Kaiser Friedrichs I. (vom 27. Novbr. 1155) ziemlich genaue Bestimmungen. Demnach erstreckte sich der Konstanzer Sprengel bereits in dem frühern Mittelalter von den Quellen der Reuß auf dem St. Gotthard nordwärts in einer Länge von 30 Meilen bis Marbach, der Grenze des fränkischen Bisthums Würzburg, und von Breisach am Oberrhein ostwärts in einer Breite von 20 Meilen bis an die Iller, wo die Diöcese Augsburg begann. Das Bisthum Konstanz umfaßte demnach den weit größten

Theil des alten Herzogthums Alamannien oder Schwaben. Diese Abgrenzung gegen benachbarte Diöcesen, nämlich gegen Chur, Basel und Straßburg im Süden und Westen, und gegen Augsburg, Würzburg und Speier im Osten und Norden, verblieb dem alamannischen Bisthum im Wesentlichen auch in der Folgezeit ungeachtet der manchfachsten Territorialveränderungen und eines wahrhaft bunten Wechsels weltlicher Herrschaften, die seit dem Verfall des alten Herzogthums Schwaben innerhalb jenes kirchlichen Gebiets auf- und nebeneinander gefolgt sind.

Nach der angegebenen Ausdehnung umschloß der Konstanzer Kirchensprengel beim Anfang unseres Jahrhunderts eine zahllose Menge weltlicher Gebiete und Herrschaften. Zu ihm gehörten:

a) auf deutschem Reichsboden:

der ansehnlichere Bestandtheil der sogen. vorderöstreichischen Besitzungen, die großentheils der Regierung zu Freiburg im Breisgau zugewiesen waren;

der vorarlbergische Bregenzerwald, zur Regierung zu Innsbruck gehörig;

ferner die obere katholische Markgrafschaft Baden, das Fürstenthum Fürstenberg, die Hohenzollern'schen Lande;

sodann außer dem kleinen Konstanzischen Hochstiftsland der weit größere Theil der vielen schwäbischen Reichsprälaturen, Grafschaften und Reichsstädte; endlich die Gebiete der schwäbischen Reichsritterschaft der Kantone Hegau, Ortenau, Algau, Kocher und Donau. — In dem ganz der Reformation zugefallenen Herzogthum Württemberg war der Diöcese nur eine kleine katholische Gemeinde zu Stuttgart verblieben, die durch den Herzog Karl wieder in Aufnahme gekommen war.

b) In der Schweiz: Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Appenzell, St. Gallen, das Rheinthal, Thurgau, Rap-

perschwyl und Uznacht, Baden und die Freiämter, Aargau, der östlich von der Aar gelegene Theil von Solothurn, die katholischen Gemeinden zu Zürich, Kleinbasel u. a.

Einem solchen Chaos der manchfaltigsten und heterogensten Gebietsherrschaften gegenüber bot die kirchliche Verwaltung des Konstanzer Bisthums eine Menge Schwierigkeiten, die zu überwinden es von vornherein einen nicht geringen Aufwand von Zeit, Muth, Gewandtheit und Ausdauer kostete. Es bedurfte oft unsäglicher schriftlicher Verhandlungen und persönlicher Besprechungen, um auch mit den einfachsten und heilsamsten Maßnahmen überall durchzubringen, und so viele Köpfe mit ihren abweichenden Ansichten und entgegengesetzten Bestrebungen zuletzt noch unter Einen Hut zu bringen.

Etwas mehr Einheit und dadurch eine wesentliche Erleichterung kam in die Verwaltung des Bisthums in Folge der großen Territorialveränderungen, welche der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 durch Säcularisationen und Mediatisirungen, und später der Presburger Friede vom 26. Decbr. 1805 durch Abtretung der vorderöstreichischen Lande an Baden, Württemberg und Baiern herbeigeführt hatten. Auf solche Weise war in den deutschen Bisthumsantheilen die Zahl der Landesherren, unter deren Hoheit die übrigen Gebiete vereinigt worden waren, auf drei vermindert, nämlich auf den Großherzog von Baden, die Könige von Württemberg und Baiern. Hiezu kamen noch die beiden souveränen hohenzollern'schen Fürsten.

Als Wessenberg die Verwaltung des Bisthums übernahm, belief sich die Seelenzahl der katholischen Bewohner in den deutschen und schweizerischen Antheilen auf etwas über 1½ Millionen, wovon ein starkes Drittel auf Baden kam. Die gesammte Geistlichkeit der Diöcese umfaßte 6608 Personen, nämlich 2365 Weltgeistliche, zum größern Theil in der Seelsorge oder im Lehrfach verwendet, 1220 nicht bettelnde Mönche,

906 von den verschiedenen Bettelorden und 2117 Nonnen. Es kam demnach auf etwa 233 Personen ein Kleriker! —

Der geistige Zustand der Diöcese war seit Jahren verwahrlost, und zeigte sich namentlich in den leitenden Organen wahrhaft trostlos. Den bischöflichen Rath, die sogen. geistliche Regierung zu Konstanz, fand Wessenberg bei seinem Amtsantritt fast nur mit Männern besetzt, deren wissenschaftliche und geschäftliche Befähigung auch hinter ganz bescheidenen Anforderungen zurückblieb. Nach seinem ausdrücklichen Zeugniß gab es Leute darunter, die nicht im Stande waren, einen ordentlichen Aufsatz zu schreiben oder auch nur ein einfaches Pastoralschreiben selbst zu entwerfen. Und doch hielten sie sich zu zu einer hervorragenden kirchlichen Stellung berufen! —

Fast noch schlimmer sah es mit den untergeordneten Organen der kirchlichen Verwaltung aus. Wessenberg traf hier bei seinen Visitationen auf nicht wenige Decane, deren ganzer literarischer Vorrath im römischen Brevier, einem alten theologischen Compendium der Dogmatik und Casuistik, einigen Postillen über die evangelischen Pericopen und einer Sammlung von Kalender und Reutlinger Volksromanen bestand. Und doch waren diese Vorstände der einzelnen Capitel aus einer Vertrauenswahl ihrer geistlichen Mitbrüder und Collegen hervorgegangen!

Wohl hätte Wessenberg manche dieser Uebelstände mit Einem Schlag abändern können; denn er hatte von seinem Fürstbischof und Freund Dalberg hinreichende Vollmachten. Er that es nicht; denn er war kein Freund einer bloß äußern Reform, bei der auf geistigem und kirchlichem Gebiete überall und jederzeit wenig oder nichts zu gewinnen ist. Er wollte sein Feld erst selbst bereiten, neuen und bessern Saamen ausstreuen, und mit aller Geduld und Treue ihn pflegen, der Hoffnung gewiß, daß er dann unter Gottes Segen gedeihen und zu einer schönern Zukunft heranreifen werde.

Auch lag es nicht in dem Wesen des Mannes, das bei aller Energie im Wollen und Handeln doch überall lauter Milde, Schonung und Nachsicht athmete, sobald er nur auf Schwächen, nicht aber auf verkehrte Gesinnung stieß, und wo Unzulänglichkeit und Fehlen mehr eine Schuld der Zeit als des Individuums war.

Drittes Kapitel.

Wessenbergs Reformen im Bisthum Konstanz.

Berufsbildung der Geistlichkeit.

„Das Bild eines großen geistig-religiösen Berufs (dessen darf ich mich freudig rühmen) stand mir unaufhörlich vor der Seele, und mein fester Entschluß, ganz diesem Beruf zu leben, und ihm mit Beseitigung aller selbstischen Rücksichten mein volles Kraftmaß zu widmen, brachte Klarheit, Heiterkeit und Zuversicht in mein Inneres, die mich mitten unter Kämpfen und Mühseligkeiten stets aufrecht erhielten und nie verzagen ließen... Ich setzte mein volles Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit und auf den guten Willen der vielen Einzelnen, die sich nur nach Ermuthigung von der Oberbehörde sehnten, um ein ächt christliches Leben in ihren Gemeinden zu wecken, und das Gestrüpp von Mißbräuchen und Unordnungen, das ihm widerstrebte, allmälig auszurotten." —

In solchen Worten bezeichnet Wessenberg die Stimmung seiner Seele, die Gefühle und Entschlüsse, mit denen er zu Anfang des Jahres 1802 die Verwaltung des Konstanzer Bisthums antrat. Damit waren für ihn und seinen ganzen Lebensberuf ein für allemal die Loose gefallen.

Denn ein Mann, wie Wessenberg, dessen Seele von früh an durch das Licht des Evangeliums geläutert und erleuchtet worden, in dessen harmonisch-angelegtem Wesen der christliche Geist und die edleste Humanität ihre innige Vermählung feierten, und in dem männliches Streben nach Wahrheit mit Demuth und kindlicher Reinheit des Sinnes und Lebens gepaart war, empfängt mit dem Berufe, den ihm eine höhere Hand auferlegt, hiezu auch die höhere Geistesweihe. Die Treue, womit er seitdem seine reformatorische Aufgabe, ächt christliches Leben als die Grundlage aller andern Wohlfahrt der Menschen zu wecken und zu pflegen, auf einer Laufbahn voll Mühe und Kampf gegen Mißkennung, Unverstand und Bosheit festgehalten, die heilige Entschiedenheit seiner Seele für die christliche Wahrheit und das kindlich fromme Gottvertrauen auf ihren endlichen Sieg, die nie bis zu seinem Sterbebette von ihm gewichen, gehören zu den charakteristischen Zügen der edlen Signatur dieses Mannes, die ihn vor Vielen, an welche die gleiche Berufung ergangen, auszeichnet. In diesem muthigen, gottvertrauenden Ausharren bis an's Ende bewährte sich die ächte Größe des Mannes.

Schön ist's, daß er bei seinem Reformationswerk gleichsam bei sich selbst angefangen, und mit dem eigenen Beispiel durch apostolischen Sinn und Leben vorausging. — Um vor Allem Ordnung und Pünktlichkeit in die Geschäfte zu bringen, und dadurch Zeit für die nothwendigen Verbesserungen zu erlangen, entwickelte er jetzt jene riesige, das Große wie das Kleine umfassende Arbeitskraft, die Alle, die den zartgebauten, stets heitern und beweglichen Mann kannten, in Erstaunen setzte. Bei dem Mangel an fähigen Kräften im Collegium, dessen Präsident er war, besorgte er selbst die meisten und schwierigsten Geschäfte der weitläufigen und vielseitigen Verwaltung. Von Morgens fünf Uhr bis spät in die Nacht sah man ihn in den ersten Jahren seiner Amtsführung fast ununterbrochen

an der Arbeit, nur einigemal in der Woche auf einsamen Spaziergängen im Genuß der Natur sich eine kurze Erholung gönnend. Durch solche Treue und sich selbst vergessende Hingabe an seinen Beruf wollte er seinerseits die Amtsbrüder und die gesammte Geistlichkeit der ihm anvertrauten Diöcese an das Beispiel des Apostels erinnern, daß sie in ihrem Berufe durch treue Arbeit den Schwachen zu Hilfe kommen, auch stets des Wortes des Herrn eingedenk sein sollten: „Geben ist seliger als Nehmen" (Apostgesch. 20, 35).

Die geistliche Regierung in Konstanz war, wie so viele andere, gewöhnt, auf Festhaltung des Hergebrachten sich zu beschränken, und dafür mit Befehlen und Ordonnanzen von Obenher und ohne Weiteres ein- uud vorzuschreiten. „Mir schien", sagt Wessenberg, „auch die Form der Geschäfte wichtig. Die übliche Barbarei des Styls in den Ausfertigungen, noch mehr der herrische Ton, mit dem man geistliche Mitbrüder als Untergeordnete behandelte, war mir unausstehlich. Mit Mühe verdrängte ich solche Miß- und Unformen." Abgesehen vom Inhalt sind die Verordnungen und Erlasse Wessenbergs während seiner Amtsverwaltung eine wahre Schule regimineller Weisheit, zumal für geistliche Regierungen, um daran zu lernen, wie man durch Befehlen belehren und beim Verordnen Verständniß und Zustimmung gewinnen könne [1]).

Kamen Geistliche aus der Diöcese nach Konstanz, so fanden sie dort keinen Gebieter und Herrn, sondern die ältern einen Freund, die jüngern einen Vater, der sie gastlich in sein Haus und an seinen Tisch aufnahm. Da öffnete die herzgewinnende Offenheit, womit der anspruchlose, liebenswürdige Mann ihnen entgegenkam, auch ihr Herz, und sie sprachen über Alles, was

---

[1]) Man vergl. außer der Sammlung bischöflicher Verordnungen von Konstanz insbesondere die „Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge nach dem Geiste Jesu und seiner Kirche. Von J. H. v. Wessenberg. Augsburg. 2 Bde. 1832."

sie als Anfrage, Bericht oder Wunsch vortragen wollten, um so lieber mit rückhaltlosem Vertrauen sich aus, als sie bald erkannten, wie sehr er jede ehrliche Ueberzeugung und jede selbstständige Gesinnung ehre und zu schätzen wisse. Nur da, wo die Heuchelei sich ihm nahte, oder er auf unlautere Gesinnung und schmeichlerische Rede stieß, zeigte er den gemessenen Ernst des Obern. In solchen Fällen brach er gern kurz ab, um hier bei der Reizbarkeit seiner natürlichen Gemüthsart seinem Unwillen selbst Schranken zu setzen.

Der neue Anblick einer ächt christlichen Frömmigkeit und ernsten Berufstreue, die bisher ungewohnte Erfahrung einer so anspruchlosen, heitern und doch Ehrfurcht gebietenden Humanität, wie sie in dem neuen Vorstand der Diöcese zum Ausdruck kam, öffnete nicht wenigen Mitgliedern des Klerus Sinn und Herz für eine würdigere Auffassung ihres schönen Berufes, und weckte in ihnen das redliche Streben, nach dem Maaß ihrer Kräfte in den ihnen anvertrauten Gemeinden im Sinne ihres Vorbilds das Gute zu fördern. Auch gab es Männer in der Diöcese, die in Würzburg oder unter Sailer ihre Studien gemacht und ein tieferes Verständniß des Christenthums erlangt hatten, die daher in dem Auftreten Wessenbergs das Morgenroth eines bessern, im Geiste des Christenthums erneuten kirchlich-religiösen Lebens begrüßten. Insbesondere zeigten sich die wackern und gebildeten St. Blasianer bald als warme Freunde und Anhänger Wessenbergs und seiner Bestrebungen. An solche Elemente war dieser gewiesen, um Verständniß und Unterstützung für seine kirchlichen Reformen zu finden.

Auch war es schon nach einigen Jahren möglich geworden, unter thunlicher Schonung früherer Mitglieder allmälig drei tüchtige Männer als einsichtsvolle und thätige Mitarbeiter in die geistliche Regierung zu berufen. Zuerst trat Dr. A. Reininger ein, aus der Sailerischen Schule, ein gelehrter, in Kirchensachen gründlich unterrichteter Mann, von entschieden christ-

licher Richtung, der in allen Fächern der Verwaltung mit Rath und That Wessenberg zu unterstützen wohl befähigt war. Dieser ernannte ihn zu seinem Provicar oder Stellvertreter bei seiner Abwesenheit oder sonstigen Verhinderung. — Etwas später wurde H. Metz, ein Württemberger, der zu Würzburg seine Bildung erhalten, berufen. Ungern sah Wessenberg diesen durch vielseitige Kenntnisse und edlen Charakter ausgezeichneten Mann im Jahr 1812 von seiner Seite scheiden, als er einem von dem Könige von Württemberg, seinem Landesherrn, erhaltenen Rufe in den neugebildeten geistlichen Rath zu Ellwangen folgen zu müssen glaubte.

Schon zwei Jahre vorher war W. Strasser, bisher Pfarrer in Meersburg, zum Mitgliede der geistlichen Regierung befördert, und ihm zugleich die neugestiftete Dompfarre in Konstanz übertragen worden. Dieser erleuchtete, durch treffliche persönliche Eigenschaften, durch Wohlthätigkeit und aufopfernde Berufstreue ehrwürdige Geistliche erwarb sich um das Schulwesen, die Liturgie und den Kirchengesang in der Diöcese besondere Verdienste. Seinem Freunde Wessenberg und der von ihm ausgegangenen Richtung ist er in schöner Anhänglichkeit bis an sein Ende treu geblieben, während mancher Andere, der dem edlen Manne seine Bedeutung oder sein Glück hauptsächlich zu verdanken hatte, bei veränderten Zeitumständen den Konstanzer Reformator und seine Sache zu verläugnen sich nicht scheute. —

Die schonende Umsicht und der richtige Takt, die Wessenbergs reformatorische Thätigkeit charakterisiren, wird auch ein billig denkender Gegner noch anerkennen müssen. Er ging von dem Grundsatz aus, keine Reform vorzunehmen, die nicht eine Verbesserung wäre, und nichts zu ändern, was nicht einer Verbesserung bedurfte.

Dabei bedachte er vor Allem, daß die Dinge in der Welt nur dann sich bessern, wenn die Menschen besser werden.

Berufsbildung des Klerus. — Die Heranziehung einer durch wissenschaftliche Bildung gehobenen, und durch sittliche Würde achtbaren Geistlichkeit war und blieb stets Wessenbergs erste und vorzüglichste Aufgabe, der er mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt alle seine Kräfte widmete. Hier scheute er keine Mühe und Arbeit, kein persönliches Opfer, wie groß es auch war, um den ersten unerläßlichen guten Grund zu allen übrigen Verbesserungen zu legen.

Der geistliche Beruf ist darum ein vor andern schwieriger, weil er nicht bloß, wie überhaupt jeder Beruf, einen gewissen Kreis von Kenntnissen zu seiner Voraussetzung hat, sondern der Natur der Sache nach ein Anderes und Höheres verlangt. Jeder andere Beruf kann als eine bloß äußerliche Aufgabe, als ein übernommenes Amt, noch mit Geschick und Erfolg behandelt werden; nicht so der geistliche Beruf. Dieser fordert den ganzen Menschen, die volle Hingabe der Seele an die hohe und schöne Aufgabe, die er auferlegt. Wer das Evangelium und seine welterlösende Liebe lehren soll, also seinen Mitbrüdern ein Tröster und Berather in ihrem tausendgestaltigen Elend sein will, der muß vor Allem jene Liebe des Erlösers, sein Erbarmen und seine Milde im eigenen Herzen tragen; wer die höchsten Wahrheiten, worauf das Heil der Menschheit beruht, vor seinen Mitmenschen vertreten soll, der muß selbst zu ächtem geistigen Leben erwacht sein, um eine Leuchte für Andere und das Salz für die Gemeinde zu werden.

Solche ächte Geistesweihe, oder das wirkliche Theilhaben an den großen Wahrheiten, die das geistliche Berufsgebiet als ein hohes und heiliges vor allen andern auszeichnen, kommt nicht von Außen, kann überhaupt nicht mitgetheilt werden. Sie ist des Menschen eigene That, an der er unablässig schaffen

muß, einmal durch fortgesetzte Studien zur Erfrischung und Nährung des Geistes, dann und noch mehr durch aufrichtiges Kämpfen gegen die Selbstsucht des eigenen Innern und gegen die Lust und Hoffahrt der Welt.

Nur durch die Gesammtheit seines Lebens wird der Geistliche würdig seinen Beruf ausfüllen und dessen Segnungen verbreiten. Die Religion als Wissen, wie groß und tief auch dieses sei, kann mit jeder Unlauterkeit bestehen. Aber auch die Religion des Herzens, welche den Willen anregt, die Gesinnung schafft und das Handeln bestimmt, kann leicht, wenn ihr nicht das Licht der Vernunft und Wissenschaft zur Seite steht, in schädlichen Aberglauben und in noch verderblichern Fanatismus übergehen; in hierarchischen Händen wird sie, wie die Erfahrung lehrt, nur allzugern als ein Mittel zur Befriedigung menschlichen Hochmuthes und menschlicher Herrschsucht mißbraucht. —

Wie es mit der geistlichen Berufsbildung im Bisthum Konstanz zu Anfang unseres Jahrhunderts aussah, haben wir oben bereits angedeutet. Der größere Theil des Klerus war höchst mangelhaft und nur nothdürftig für seinen Beruf vorbereitet. Fast nur für den äußern Kirchendienst formell zu- und abgerichtet, hielt er diesen auch für seine eigentliche Aufgabe. In sehr vielen Pfarreien, zumal auf dem Lande, wurde monatlich nur einmal gepredigt, wobei es dann noch das Bessere war, wenn der Geistliche seinen Vortrag lediglich einer Postille entlehnt hatte. Von religiösem Unterricht in Kirche und Schule u. a. war meist keine Rede. Der Altar- und Ceremoniendienst erschöpfte nach Art griechischer Popen die ganze Berufsthätigkeit dieses ungeistlichen Klerus.

Diese Erscheinungen waren um so auffallender, als nicht Wenige jener Männer sonst wohlgesinnt und für Besseres empfänglich sich zeigten, sobald es ihnen geboten wurde. Ihre Unzulänglichkeit war nicht so fast ihre eigene Schuld, als weit

mehr die Folge einer unverzeihlichen Fahrlässigkeit von Oben, oder vielmehr eines hierarchischen Systems, das in der Ignoranz seiner Untergebenen und in geistiger Unkultur überhaupt eine Hauptstütze zu finden meint.

Um solche Uebelstände an der Wurzel zu fassen, mußten für die Berufsbildung der Geistlichen bestimmte sichernde Normen aufgestellt werden, die bis dahin fast ganz fehlten.

Unter Benehmen mit den Regierungen, deren guter Wille hierin fördernd entgegenkam, machte Wessenberg ein Regulativ bekannt, worin der Studiengang der Candidaten der Theologie, sowie die Anforderungen an ihre wissenschaftliche und sonstige Befähigung festgestellt und genau formulirt waren.

Niemand sollte fernerhin an den höhern Lehranstalten der Diöcese zum theologischen Studium zugelassen werden, der nicht einen ordentlichen philosophischen Cursus (Logik, Psychologie, Moralphilosophie, Physik und Weltgeschichte) mit gutem Erfolg vollendet hätte.

Als unerläßliche Hauptfächer der Theologie wurden vorgeschrieben: Bibelstudium, Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, Kirchenrecht, Pastoral und Pädagogik. Die höhern Lehranstalten, deren bisherige Einrichtungen diesen Anforderungen nicht entsprachen, wurden erweitert und theilweise neu besetzt. Die Schüler der Theologie hatten am Schlusse jedes Semesters über die gehörten Fächer einer ordentlichen Prüfung sich zu unterziehen, und die Zeugnisse hierüber vor dem Eintritt in's Seminar der kirchlichen Oberbehörde vorzulegen.

Ueber die Aufnahme in's Seminar sollte eine Hauptprüfung entscheiden. In der Regel leitete diese Wessenberg selbst mit Zuziehung einiger Räthe. Die Strenge, womit er hier verfuhr, übte bald einen heilsamen Einfluß auf den Studienfleiß und die sittliche Haltung der Studirenden. Wessen wissenschaftliche Vorbildung gerechten Erwartungen nicht entsprach, oder wessen sittliche Würdigkeit nach vorliegenden Zeugnissen mit

Grund in Zweifel gezogen werden mußte, wurde unnachsichtlich auf ein weiteres Jahr zurück- oder nach Umständen auch ganz abgewiesen. Denn Wessenberg hielt die Ueberfüllung des geistlichen Standes mit Menschen, die kein höherer Berufsgeist, sondern nur das Verlangen nach Brod, nach sorgenloser Ruhe und Bequemlichkeit ihm zuführt, für ein großes Unglück, für einen Hauptgrund des gesunkenen Ansehens der Kirche und der Abnahme ihres Einflusses auf die Gemüther der Menschen. „Lieber gar keine Geistlichen", war seine Meinung, „als geistesträge Ignoranten, von denen Einer mehr verdirbt, als ein Halbdutzend brave Männer gut machen können." —

Eine besonders angelegentliche Sorge widmete Wessenberg dem Seminariumswesen der Diöcese, das durch ihn eine gänzliche Umgestaltung und höhere Bedeutung erhielt. Damals (und auch später wieder) waren die Seminare mehrentheils bloße Exerzitienanstalten, in denen die Candidaten des geistlichen Standes während einiger Wochen oder Monate ihres Aufenhaltes den äußern Kirchen- und Ceremoniendienst handwerksmäßig erlernten und einübten. Wessenberg wollte dem Seminar eine würdigere Aufgabe stellen: es sollte eine Pflanzschule jenes Geistes sein, der zu einer christlichen und ersprießlichen Führung des geistlichen Berufes befähigt und allein die Weihe gibt.

Das Hauptseminar der Konstanzer Diöcese befand sich in Meersburg am schwäbischen Ufer des Bodensees, wohin die Fürstbischöfe von Konstanz, nachdem die Glaubensänderung des 16. Jahrhunderts auch in der alten Bischofsstadt Eingang gefunden, ihre Residenz verlegt hatten.

Im Südosten des uralten Städtchens, wo nach der Sage schon die fränkischen Könige eine Pfalz hielten, bildet der steil zum See abfallende Felsberg, auf dem der Ort sich lagert, eine breite freie Terrasse, die einen der schönsten Standpunkte im südlichen Deutschland darbietet. Das Auge schweift über die weiten durch bunten Wechsel des Farbenspiels und der manchfaltigsten

Scenerien stes belebten Flächen des schwäbischen Meeres hinüber nach den freundlichen Schweizerkantonen Thurgau, St. Gallen und Appenzell mit ihren schmucken Orten und dem geschäftig-gewerblichen Treiben ihrer Bewohner, bis der Anblick der riesigen Alpen, die im Süden und Westen das großartigste Landschaftsbild umgrenzen, die Seele mit Staunen und Andacht erfüllen.

An dieser Stätte, die jedes sinnige Gemüth zur Einkehr und Sammlung des Geistes einladet, um einen Gottesdienst des Herzens zu feiern, errichteten die Konstanzer Bischöfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen wahren Prachtbau, den sie zur geistlichen Pflanzschule ihrer Diöcese bestimmten, wohl in der Hoffnung, daß eine zeitweilige stille Zurückgezogenheit an diesem Orte und der Anblick der herrlichen Gottesnatur auf ein den göttlichen Dingen geweihtes Berufsleben von heilsamem läuternden Einfluß sein werde [1]).

Diese Anstalt wollte nun Wessenberg zu einem Ausgang- und Stützpunkt seiner geistigen Neuschöpfung erheben. Dies sollte dadurch geschehen, daß er ihr einen neuen Geist einzupflanzen suchte, und eine Einrichtung gab, welche die Zöglinge, die sich gewissenhaft zu dem geistlichen Stande vorbereitet, vor Allem zur ernsten Selbstprüfung und ächten Selbsterkenntniß hinleiten, und dadurch zu einer würdigen Auffassung des gewählten Standes und zu einer freudigen Berufstreue in ihm fähig und tüchtig machen sollte.

Nach dem neuen Statut der Anstalt wurde der Aufenthalt in ihr mindestens auf ein Jahr festgestellt. Was zunächst den Unterricht betrifft, so sollte die Erklärung und Lesung der Bibel

---

[1]) Unter den vielen Mißgriffen, die man in Baden bei der Errichtung des neuen Erzbisthums Freiburg beging, ist der nicht der geringste, daß man unter Aufhebung der Meersburger Anstalt das Seminar zuerst mitten in den Lärm einer lebensfrohen Stadt verpflanzte, dann in einen düstern öden Winkel des Schwarzwaldes verstieß. —

den Mittelpunkt desselben bilden, jedoch hauptsächlich in praktischer Anwendung auf das Leben und den Volksunterricht. Homiletik und Katechetik, verbunden mit fortschreitenden Uebungen, bildeten die Hauptfächer. Ein ausführlicher Unterricht über die ganze Liturgik, über Zweck, Aufgabe, Einrichtung und Beschränkung des christlichen Kultus, über die verschiedenen Zweige der praktischen Seesorge und über die geistliche Amts- und Geschäftsführung überhaupt, folgte im zweiten Semester.

Eine vorzügliche Sorge wurde auf Anordnung des Gottesdienstes in der schönen Kirche des Seminars verwendet. Er sollte gleichsam zu einem Normalbild für alle Kirchen der Diöcese erhoben und ausgebildet werden. Alle gottesdienstlichen und liturgischen Reformen, die Wessenberg im Sinne eines erleuchteten kirchlichen Lebens vornahm, kamen hier zuerst in Ausführung, gleichsam um ihren Werth und ihre Wirkung auf das religiöse Gemüth zu erproben. Hier kam zuerst das neue Gesangbuch, deutscher Volksgesang u. s. w. in Anwendung. Bei jeder Messe wurde ein Abschnitt aus den Evangelien und den Briefen der Apostel in deutscher Sprache vorgelesen, worüber dann einer der Candidaten einen Vortrag hielt.

Neu und besonders nachahmungswürdig war die Einrichtung, die Candidaten des geistlichen Standes mit dem Unterricht und der Volksschule bekannt und vertraut zu machen. Täglich wurden dieselben in angemessenen Abtheilungen in die verschiedenen Klassen der Volksschule geführt, um dort dem Unterricht anzuwohnen, und später nach einer gewissen Stufenfolge unter der Leitung des Lehrers auch praktisch im Unterrichten sich selbst zu üben.

Die Haus- und Lebensordnung der Zöglinge war im Nothwendigen streng, im Uebrigen von jener weisen Humanität geleitet, welche Vertrauen erndtet, weil sie Vertrauen gewährt. Jener falsche **Esprit de corps** des geistlichen Standes, den der Erlöser als im direktestem Widerspruch stehend zu dem Geiste,

der den Diener des Evangeliums beseelen soll, im 23. Capitel bei Mathäus, so ernst und warnend für alle Zukunft zeichnet, fand in diesem Institute keinen Boden und in seinen Einrichtungen keinerlei Nahrung.

Daß aber jenen Einrichtungen der rechte Geist inwohne und erhalten bleibe, machte sich Wessenberg zur angelegentlichsten persönlichen Aufgabe. Er selbst schlug für einige Zeit seinen Sitz in Meersburg auf, um die unmittelbare Leitung des Ganzen und einige der wichtigern Lehrfächer zu übernehmen, bis die neu berufenen Lehrer ganz in seine Ansichten und Plane eingeführt wären.

Später kam er jede sechste Woche von Konstanz herüber, um die regelmäßig wiederkehrenden Prüfungen abzuhalten. Diese Prüfungen wurden ganz passend Cirkel genannt, denn sie waren weniger ein Tentamen über die gemachten Fortschritte im Wissen, als weitmehr eine vertrauliche Conversation, in der ein Vater, indem er die Schätze und Erfahrungen seines eigenen Innern mittheilt, an das Herz der Seinen sich wendet, um sie mahnend und bittend zu ernster Selbstprüfung, zur würdigen Auffassung und gewissenhaften Vorbereitung für einen Beruf zu bestimmen, zu dem sie an ihm selbst ein so schönes Vorbild hatten [1]).

Von diesen „Cirkeln" erwartete Wessenberg mit Recht die heilsamste Wirkung. Der so viel beschäftigte Mann, auf dessen Schultern eine Arbeitslast ruhte, die auch die tüchtigste Kraft ermüden mochte, konnte nicht leicht durch irgend ein An-

---

[1]) Die schon angeführten „Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge" (Augsburg 1832) enthalten eine Reihe von Ansprachen, die Wessenberg bei diesen Anlässen an die Zöglinge hielt, um in ihnen ächte Berufsweihe und Berufsfreudigkeit zu wecken. Noch wirksamer war, wenn er, wo es nöthig schien, mit Einzelnen auf seinem Zimmer sich besprach, wobei nicht leicht ein Herz seinem scharfen und doch so liebevollen Blick verschlossen blieb, oder ohne Ermuthigung und Erhebung von ihm schied.

deres, auch nicht durch Stürme und Witterung zurückgehalten werden, wenn die festgesetzte Zeit ihn nach Meersburg rief. Oft sahen die Zöglinge von der schönen Gartenterrasse der Anstalt mit sorglichen Blicken dem Schiff entgegen, das den Mann ihrer Liebe und Verehrung trug, wenn es um das Horn beugend, von dem stürmenden Föhn ergriffen, lange auf den Wogen des Sees hin- und hergeschleudert wurde, bis endlich der äußersten Anstrengung die gefährliche Landung an dem felsigen Ufer bei Meersburg gelang. „Die im Seminar verlebten Tage", schreibt Wessenberg, „so vielbeschäftigt sie waren, gehörten zu meinen vergnügtesten und erheiterndsten." — Für die Bewohner selbst waren es jedesmal Tage der Freude und einer festlich gehobenen Stimmung.

Um Lehrern und Zöglingen des Seminars die Anschaffung ihres literarischen Bedarfs zu erleichtern, und den jüngern Klerus jeweils mit den bessern neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der theologischen und pädagogischen Literatur vertraut zu machen, wurde eine Buchhandlung (die Herder'sche in Rothweil) veranlaßt, nach Meersburg zu übersiedeln. Dalberg ließ sich gern bestimmen, der Handlung zu diesem Zwecke und zur Erweiterung ihres bis dahin wenig bedeutenden Geschäfts einen Vorschuß von 6000 Gulden aus seiner Privatkasse zu bewilligen, mit der Bestimmung, daß das Kapital an die Kasse des Seminars zur Erhöhung der Dotation desselben allmälig heimbezahlt werden solle.

Diese wohlthätige Fürsorge, welche die beiden Männer und ihr erleuchtetes Streben charakterisirt, war um so höher anzuschlagen, als damals noch weder in Konstanz noch sonst weit und breit eine bessere Buchhandlung vorhanden war.

Viertes Kapitel.

Reformen in der Verwaltung.

Mittel zur Fortbildung der Curatgeistlichkeit.

„Bald nach dem Antritt meines Amtes“, erzählt Wessenberg, „machte ich die Wahrnehmung von der Wichtigkeit eines guten Organismus der geistlichen Behörden, die mit mir zum Besten der kirchlichen Ordnung und des religiös-sittlichen Lebens zusammen wirken sollten“... „Für mich selber“, fügt er hinzu, „war es das erste und dringendste Bedürfniß, mittelst tüchtiger Organe zu einer umfassenden, genauen und richtigen Kenntniß aller realen und persönlichen Zustände im ganzen Bisthum zu gelangen“. — Die bestehende Eintheilung des Bisthums in Dekanate oder Capitel wurde, wiewohl manche für eine wirksame Einwirkung und Aufsicht zu weitläufig waren, als an sich zweckmäßig beibehalten. Der größte Uebelstand lag, wie schon oben erwähnt, in subjectiven Verhältnissen. Nicht wenige Dekane waren „schwache und gehaltlose Männer“, von der Curatgeistlichkeit gern gewählt, weil diese es bequem fand, unter der Aufsicht „eines schläfrigen und unthätigen Obern“ zu stehen. Es konnte Wessenberg nicht einfallen, das freie Wahlrecht der Pfarrgeistlichkeit, ein Ueberrest der alten freien Kirchenverfassung, zu der er das gesammte Kirchenregiment zurückführen wollte, zu beschränken oder zu verkümmern. Um jedoch den vorhandenen großen Uebelständen, die eine ersprießliche und durchgreifende Geschäftsbehandlung unmöglich machten, abzuhelfen, griff er zu einem möglich schonenden Auskunftsmittel. Zuerst wurden den durch Alter oder Kränklichkeit behinderten Dekanen, bald überhaupt wo es nöthig schien, jüngere tüchtige Männer

als Gehülfen beigegeben. Diese sogen. bischöflichen Deputate hatten den Dekan in seinen wichtigern Amtsverrichtungen zu unterstützen und nöthigefalls zu ersetzen. Bald fielen die Wahlen in den Capiteln besser aus, schon um der Aufstellung eines bischöflichen Deputaten zu entgehen.

Eine Hauptschwierigkeit für eine gedeihliche Verwaltung des Bisthums Konstanz lag darin, daß sie es mit so vielen weltlichen Regierungen, verschiedenartigen Gesetzgebungen und Verwaltungsformen und oft wechselnden Persönlichkeiten und deren Launen zu thun hatte. Diese Mißstände suchte Wessenberg dadurch zu besiegen, und kaum zu vermeidenden Irrungen und Anstößen zuvorzukommen, daß er in einzelnen Gegenden und Bezirken beständige bischöfliche Commissarien bestellte, die dort die kirchlichen Interessen nach den lokalen Eigenthümlichkeiten überwachen, und ein gutes Einvernehmen mit den betreffenden Regierungen und deren Behörden unterhalten sollten. Zu diesem Vertrauensamte wählte er Männer, die mit den individuellen Verhältnissen des Landes oder Bezirks genau bekannt, und dort im Besitze des allgemeinen Vertrauens waren. In den heikligen Beziehungen zu den einzelnen Kantonen der Schweiz, in den hohenzollerischen Landen u. a. hat sich diese Einrichtung sehr vortheilhaft erwiesen [1]). Dessenungeachtet hat man Wessenberg später daraus einen Vorwurf gemacht, und zwar die Einen, als habe er dadurch den Regierungen schmeicheln wollen, während Andere diese Bevollmächtigten den Legaten verglichen, welche die Päpste im Mittelalter zur Vollziehung ihrer

[1]) Solche Bevollmächtigte, deren Name in ihrem Heimathlande den besten Klang hatte, waren unter Andern Thadd. Müller, Pfarrer zu Luzern, Victor Keller, Pfarrer zu Aarau, Blattmann im St. Gallischen, J. Veit Burg, Pfarrer zu Kappel am Rhein (dieser für die drei auf dem rechten Rheinufer gelegenen Dekanate des Bisthums Straßburg, die seit 1808 der Verwaltung Wessenbergs unterstellt worden waren.

Machtgebote aussandten. „Immerhin!“ bemerkte Wessenberg, „was wäre gegen solche Legaten einzuwenden gewesen, wenn sie auf ehrlichen, altkanonischen Wegen das Aechtchristliche zu fördern gestrebt hätten? Ich für meine Person betrachtete meine Bevollmächtigte nur als einstweilige Organe, um die Wege für das Bessere zu ebnen, und der Böswilligkeit, der Trägheit und dem Schlendrian mit mehr Erfolg entgegen zu arbeiten.“

Nachdem Wessenberg in solcher Weise für einen bessern Organismus in der Verwaltung gesorgt, und er ein genaues und vollständiges Bild von den verschiedenen Zuständen der Diöcese und deren Bedürfnisse sich erworben hatte, machte er sich daran, durch eine allmälig fortschreitende Reform und zweckmäßige Anordnungen Mißbräuche zu beseitigen und eine durchgreifende Verbesserung des kirchlich-religiösen Lebens in der Diöcese anzubahnen.

Um auf dem im Seminar gelegten Grund fortzubauen, und die Curatgeistlichkeit zu fortgesetzten Studien und rastloser Vervollkommnung ihrer Berufskenntnisse anzufeuern, schien ihm vor Allem erforderlich, den Klerus aus seiner bisherigen Isolirung herauszuziehen, und in ihm Sinn und Verständniß für christliches Gemeinleben zu wecken, an dem dann der ächte Berufsgeist der Einzelnen sich entzünden und Nahrung finden möge.

Als das Hauptmittel hierfür erachtete er mit Recht die Einführung oder vielmehr Erneuerung der durch die alte Kirchenverfassung angeordneten Pastoralconferenzen, welche längst fast überall eingeschlafen waren, oder in ein zeitweiliges geselliges Zusammensein der geistlichen Herren um einen mit Speis und Trank wohlbesetzten Tisch sich verirrt hatten.

Keine andere Anordnung läßt den Geist und die klar gedachten Ziele, die Wessenberg bei seiner ganzen Reformation verfolgte, so unzweideutig durchscheinen, als das, was er über die hohe Bestimmung, die schöne Aufgabe und zweckmäßige Ein-

richtung dieser jährlich in den einzelnen Capiteln abzuhaltenden Conferenzen zuerst in der Verordnung vom 5. Januar 1803, dann in wiederholten Belehrungen und Weisungen seinen geistlichen Amts- und Mitbrüdern immer eindringlicher an's Herz zu legen sucht.

„Höchst anziehend", erinnert er die Geistlichkeit, „schildert uns die Apostelgeschichte die glückliche Verfassung der ersten Christengemeinden in den wenigen Worten: Sie hatten nur Ein Herz, nur Eine Seele (Apostelgesch. 4, 30). Wer kann diese Worte hören, ohne daß in ihm der sehnliche Wunsch entstehe, daß auch bei uns diese beseligende Harmonie aufleben, und die Herzen aller Christen der nämliche Geist der Liebe beseelen möchte? Wohl ist aber Niemand mehr dazu berufen, diese Harmonie, die auf der Erfüllung des einfachen und erhabenen Grundgesetzes der christlichen Moral beruht, hervorzubringen, als die Geistlichen und Volkslehrer. Diesen nämlich liegt ob, das Volk zu erziehen nnd zu bilden; diesen ist es, gemäß ihres Berufs, heilige Pflicht, allen Menschen den Geist Christi, den Geist der Liebe einzuflößen. Niemand aber kann Andern geben, was er nicht selbst hat, und ohne das eigene Beispiel bleiben die trefflichsten Lehren fruchtlos. Um demnach das Gesetz der Liebe in Andern lebendig zu machen, müssen vorerst die Priester und Lehrer selbst das Muster der Einigkeit in Grundsätzen, in Maximen, in Verhaltungsregeln darstellen; sie müssen selbst Ein Herz und Eine Seele sein."

„Wie aber diese Einheit am besten erhalten werden könne, zeigen uns die Apostel selbst in jedem Zug ihres Betragens, besonders in der Art, wie sie die Angelegenheiten der kirchlichen Gemeinde behandelten. Kaum entstand zwischen den neubekehrten Juden und den Christen aus dem Heidenthume eine Gährung wegen der Beschneidung und wegen der durch das mosaische Gesetz vorgeschriebenen Gebräuche, so versammelten sich die Apostel mit den Aeltesten der Gemeinde zu

Jerusalem, um diese Zwistigkeit zu untersuchen, und durch gemeinsame Berathungen allgemein passende Maßregeln vorzuschreiben" [1]).

Nach Wessenbergs Absicht sollte die eigentliche Bestimmung dieser Conferenzen sein, „eine fortwährende wirksame Anstalt des wechselseitigen Unterrichts für alle Geistliche und Seelsorger der Diöcese zu werden, und einen engen brüderlichen Verband der Geistlichen unter einander zu liebreichem Wetteifer in Förderung alles Guten zu stiften."

Sie sollten ferner nach seinem ausdrücklichen Willen das rechte Mittel werden, um die leitende Oberbehörde mit dem Zustande der Studien und der geistigen Berufsbildung des Klerus, und mit den wahren Bedürfnissen der Seelsorge in ihrem ganzen Umfang fortwährend bekannt zu machen. Ausdrücklich ward betont, daß eigentlich „die Vorschläge zu Verbesserungen und Reformen von diesen Versammlungen der Geistlichen selbst ausgehen, und sie zugleich auch das Organ sein sollten, um eine gemeinsame und harmonische Ausführung zu erzielen." Kurz, diese Conferenzen sollten einstweilen an die Stelle der alten Synoden treten, und deren künftige Wiedereinführung in einer zeitgemäßen Umgestaltung vorbereiten. Die Selbstbetheiligung aller Glieder der Kirche an ihren eigensten Interessen sollte wieder, wie in den ersten schönsten Zeiten des Christenthums, allmälig die Grundlage eines vom Geiste Christi beseelten kirchlichen Gemeinlebens werden.

Man sieht, wie Wessenberg dem Grundsatz des Self-government, dessen Bedeutung zur Förderung vernünftiger öffentlicher Zustände erst in unsern Tagen vorurtheilsfreier erkannt und dessen Anwendung immer allgemeiner angestrebt wird, schon

[1]) S. „Geschichtliche Darstellung der Pastoralconferenzen im Bisthum Konstanz" — in den „Mittheilungen über Verwaltung der Seelsorge u. s. w." Bd. I.

vor mehr als einem halben Jahrhundert auf kirchlichem Gebiete in geeigneter Weise Rechnung zu tragen bemüht war.

In dem allgemeinen Regulativ für diese Conferenzen, welche den Ausgang oder vielmehr die Rückkehr zu einem schönern christlichen Gemeinleben gegen engherzige hierarchische Bevormundung bezeichnen konnten, war nur das bestimmt, „was nothwendig schien, um ihre Fruchtbarkeit zu sichern und möglichen Mißgriffen zu begegnen.“ Nur rein dogmatische und kirchenstaatsrechtliche Fragen blieben ausdrücklich und aus naheliegenden gewichtigen Gründen von dem Kreise dieser Berathungen ausgeschlossen. „Würden (heißt es in einer Verordnung vom Januar 1803) dogmatische Lehren in den Conferenzen debattirt, so wären schädliche Mißverständnisse, Irrungen und Verketzerungen unvermeidlich; würden dagegen Fragen des Kirchenstaatsrechts in Berathung gezogen, so wäre vorauszusehen, daß bei den landesherrlichen Behörden Mißtrauen und eine ungünstige Stimmung zum Nachtheil der Conferenzen erregt, auch die Ideen mancher Geistlichen über Verhältnisse, deren Regelung am besten der kirchlichen Behörde und den Landesherren überlassen bleibt, verwirrt und schwankend gemacht würden.“

Dagegen wurden geschichtliche Beleuchtungen aller kirchlichen Zustände den Conferenzen ausdrücklich empfohlen. Eine gründliche Bibelkunde und unbefangene historische Studien betrachtete mit Recht Wessenberg überall als die besten Förderungsmittel seiner reformatorischen Plane; von ihnen erwartete er die rechte Einsicht in das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer Neubildung des kirchlichen Lebens nach dem Urbilde der apostolischen Zeit.

Wessenberg gehört nicht zu jenen leichten Reformern, die in der Wiederherstellung früherer formeller Einrichtungen sich gefallen und damit ihre Aufgabe für erschöpft halten. Heil erwartete er überall nur von der Wiedererweckung des rechten Geistes, der den Formen ächtes, gesundes Leben gibt. „Erst

dann", ermahnt er die Geistlichkeit, „werden die Pastoralconferenzen in voller Bedeutung das sein, was ihre Anlage beabsichtigt, wenn sie in allen Geistlichen werden das Gefühl des Bedürfnisses unaufhörlicher Selbstvervollkommnung (denn die ächte Weisheit setzt eine lange Schule voraus) reger gemacht; wenn sich durch Berichtigung und Erweiterung nützlicher Kenntnisse alle Geistlichen auf den verklärten Standpunkt lebhafter Ueberzeugung werden erhoben haben, daß die Religion Christi kein todter Buchstabe sei, sondern ein Geist unzertrennlicher Wahrheit und Liebe, zur Besserung und Beglückung den Menschen vom Himmel gegeben; daß es mithin des Lehrers und Bildners menschlicher Seelen wichtigstes, ja einziges Geschäft sei, diesen Geist in sich selber zu beleben, um ihn den Pflegempfohlenen mitzutheilen; eine Wahrheit, die nur dem unbekannt sein kann, welcher in den heiligen Schriften ein Fremdling ist."

„Damit die neue Einrichtung in Wahrheit gute und gesunde Früchte bringen könne", erinnerte er die Geistlichen, „vor Allem zu den Conferenzen jenen reinen Wahrheitssinn mitzubringen, den Nathanael, den der Kämmerling aus Aethiopien gezeigt; dann würden bald immer schönere Früchte beweisen, daß nichts vermögender sei, die berufsmäßige geistige Bildung zu sittlichen Zwecken zu befördern, als brüderliche Berathung und Austauschung seiner Ideen und Erfahrungen über alles, was für den Beruf wichtig ist. . . Solchen Conferenzen, hoffte er, werde einst der Ruhm gebühren, ganz vorzüglich dazu mitgewirkt zu haben: daß der neubelebte Geist der Christusreligion als das sicherste Palladium, als die lauterste udd reichste Quelle menschlicher Glückseligkeit im Staat und in den Familien allgemein wieder anerkannt, die Geistlichen aber in treuer Nachahmung Christi und der Apostel als die würdigen Wächter dieses Palladiums, dieser heiligen Quelle werden verehrt und gesegnet werden."

Wessenberg selbst behielt die obere oder vielmehr die geistige Leitung dieser Conferenzen in seinen Händen, um sie zu dem beabsichtigten Ziele mehr und mehr hinzuführen. Um den Berathungen von vornherein ein leitendes Licht aufzustellen, machte er zu beliebiger Auswahl eine Sammlung von 275 Fragen und Theses bekannt, die zugleich das Wichtigste, was den Seelsorgerberuf berührt, umfassen. Er selbst las alle eingegangenen Arbeiten durch, machte dazu seine Bemerkungen, die dann mit seinen Bescheiden auf die Conferenzbeschlüsse selbst an die Curatgeistlichkeit zurückgingen. Diese Bescheide waren bald mehr bald minder eingehend, immer aber erschöpfend, wo die Wichtigkeit der Sache dies forderte. In dieser Art, die untergebene Geistlichkeit zu belehren und heranzuziehen, entwickelte Wessenberg eine Regsamkeit und Ausdauer ohne gleichen, der Alles wie spielend von der Hand ging, und der sich jener edle Takt und ächte Lehrweisheit zugesellten, die unentschieden lassen, ob der Lehrende selbst mehr lernen oder Andere belehren wolle, wie man durch Läuterung und Mehrung seiner Kenntnisse weiser, besser und edler werden könne.

Um zugleich die vorzüglichern Ergebnisse der Conferenzen zum Gemeingut des gesammten Klerus zu machen, und „das heilige Feuer reger Theilnahme an ihrem Gedeihen zu unterhalten", gründete Wessenberg eine Zeitschrift, in der die bessern Arbeiten der Geistlichen, seine Bemerkungen und Bescheide niedergelegt werden sollten. Das Journal erschien seit 1804 unter dem Titel: „Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz, jährlich in 12 Heften. Er selbst übernahm fast ausschließlich die Redaktion des Archivs und führte sie bis zum 25. Jahrgang fort, wie mühsam auch ein solches Geschäft für ihn war. „Es lag mir", bemerkt der rastlos thätige Mann, „Alles daran, daß diese Schrift den Geist, der die Conferenzen beseelen solle, lauter ausspreche und nichts eingeschwärzt werde, wodurch der Un-

geist der Streit- und Verketzerungssucht geweckt und genährt werden könnte."

Um den Studir- und Berufseifer der Geistlichen weiter anzuspornen, wurden in allen Dekanaten literarische Lese-vereine angeordnet, und bleibende Capitelsbibliotheken gegründet, wozu die einzelnen Geistlichen nach dem Verhältniß ihres Einkommens und das Gesammtvermögen des Capitels angemessene Beiträge zu leisten hatten.

Von Zeit zu Zeit schrieb er öffentliche Preisfragen aus, theils um fähigere Geistliche zu gemeinnützigen Arbeiten aufzumuntern, insbesondere aber um auf solche Weise brauchbare Vorarbeiten für die Verbesserungen in der Liturgie und für den Volksunterricht zu veranlassen. Hier griff der Mann gern in die eigene Tasche, nicht nur, um die von dem angeordneten Preisgericht gekrönten Schriften zu belohnen, sondern auch um Verfasser minder genügender Arbeiten noch durch irgend ein sinniges Geschenk und durch freundliche Worte zu weiterer Anstrengung zu ermuntern.

Ueberhaupt ließ Wessenberg kein Mittel unbeachtet, um einen geistig strebsamen, berufsfrohen und tüchtigen Klerus heranzubilden. So wurden, um den fortgesetzten Studieneifer der jüngern Geistlichen zu unterhalten und bei Besetzung kirchlicher Aemter den Würdigsten, so viel als möglich, zu berücksichtigen, die von den alten Kirchengesetzen für Bewerbung um Pfarrpfründen vorgeschriebenen Concursprüfungen wieder erneuert, und darüber mit den verschiedenen Landesregierungen entsprechende Anordnungen verabredet. Exegetische und homiletische Aufgaben standen auch bei diesen Prüfungen oben an, um die Geistlichen zu einem eifrigen Bibelstudium zu veranlassen. Wer sich hierin besonders auszeichnete, dem wurde die Befreiung von jeder weitern Prüfung als anerkennende Belohnung ertheilt.

Ueberdies wurden in jedem Dekanatsbezirk ein oder zwe i

ältere Pfarrer von bewährtem Charakter und Kenntnissen bezeichnet, denen die Hilfspriester oder Vicare des Bezirks monatlich eine gehaltene Predigt und Katechese zu einer genauern Beurtheilung und mündlichen Besprechung vorzulegen hatten.

Zugleich war Wessenberg darauf bedacht, den Vicaren eine würdigere Stellung zu verschaffen, als sie bisher einnahmen. Jene wurden von den Pfarrern nach Gutdünken und Willkür berufen oder entlassen; sie galten dem Pfarrherrn gegenüber nicht wie Amtsbrüder und Gehilfen, sondern wurden wie dessen persönliche Diener gehalten und wie Knechte belohnt. Ein solches Verhältniß konnte nur nachtheilig auf den Charakter der jüngern Geistlichen wirken, und war weder mit den Forderungen der Gerechtigkeit noch mit dem Wohle der Seelsorge vereinbar. Die Hilfspriester wurden daher unter den Schutz und die Fürsorge der kirchlichen Oberbehörde gestellt, die über ihre Anstellung und Versetzung, und die Feststellung eines den Umständen angemessenen Gehaltes entschied [1].

Die vielen geistlichen Müßiggänger in der Diöcese, die sogen. einfachen oder simplen Priester (sacerdotes simplices), deren Tagewerk im Messe-Lesen besteht, suchte Wessenberg zu nützlichen Menschen umzuschaffen, indem er sie, soviel als thunlich, zur Theilnahme an der Seelsorge und am Unterricht anhielt. Wohl hielten Manche den Stiftungsbrief ihrer Pfründen, der von Arbeiten nichts sage, entgegen. „Ich aber“, sagt Wessenberg, „berief mich auf einen höhern Stiftungsbrief für alle Pfründen in der Kirche, dem alle andern Stiftungsbriefe untergeordnet seien, auf das Evangelium, und erklärte kurzweg: dieses dulde keine Diener des Altars, die im

---

[1]) Diese die Würde des geistlichen Standes wahrende Verordnung fand anfangs bei vielen älteren Pfarrherren aus verschiedenen Gründen Widerspruch. Wessenberg begegnete diesem in einer eigenen Abhandlung im Conferenzarchiv, S. Mittheilungen über die Seelsorge, Augsburg 1832. I. Bd. 402 ff.

Weinberge des Herrn müßig sind, und nicht zur Beförderung christlichen Lebens mitwirken."

„Der geistige Wechselverkehr (durch Lehren und Lernen) mit dem Klerus war für mich das Erquickendste in der ganzen Bisthumsverwaltung, und ich bin überzeugt, daß derselbe, wenn er, nachdem mich die Umstände daraus verdrängt hatten, in gleicher Weise fortgesetzt worden wäre, nach und nach eine Vereinigung der Geistlichen für alles Aechtchristliche hätte bewirken müssen, wogegen alle Anstrengungen der Feinde des Lichts nichts mehr vermocht hätten." —

Mit diesem freudig-schmerzlichen Bekenntniß blickt Wessenberg am Schlusse seiner öffentlichen Wirksamkeit im Konstanzer Bisthum auf die erste und wichtigste aller Aufgaben zurück, die er sich gesetzt und der er seine ganze Liebe und Kraft hingegeben, nämlich die Geistlichen, von deren Bildung die des Volkes großentheils bedingt ist, zu Männern des Geistes, d. i. zu einem ihrem Namen und Berufe entsprechenden würdigen Leben und Ringen, innerlich und äußerlich, heranzubilden.

Fünftes Kapitel.

Volksschule und Schulbildung der Geistlichen.

Beim Beginne unseres Jahrhunderts stand das gesammte Volksschulwesen im südlichen Deutschland und in den meisten Kantonen der Schweiz im Allgemeinen noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Auf dem Lande wurde meist nur während der Wintermonate Schule gehalten; im Sommer ruhte jeder Unterricht.

In den höheren Gebirgsgegenden gab es noch sogen. Wanderschulen, d. i. ein von den Bauern gleich dem gemeinsamen Hirten „gedungener Schulmeister" zog in dem Bezirk umher, um abwechselnd in einzelnen Orten während einiger Wochen des Jahres „Schule zu halten." Dies bestand darin, mit den Kindern die herkömmlichen Gebetsformeln einzuüben und ihnen einige Fertigkeit im Lesen beizubringen. Zum Schreiben oder Rechnen verstieg man sich selten; dies waren schon privilegirte Gegenstände für die Kinder der reicheren Bauern, die den Schulmeister an ihrem Tische hielten, und wofür dieser dann durch jenen höhern Privatunterricht — denn auch einen solchen gab es bei diesen fahrenden Schulen — sich dankbar zeigte.

Besser sah es allerdings in den Städten aus, wo das Volksschulwesen, zumal in den vorderöstreichischen Antheilen seit Maria Theresia's Zeit, manche erfreuliche Fortschritte gemacht hatte. Aber die Vernachlässigung der Hauptsache, nämlich einer zweckmäßigen Berufsbildung der Lehrer, der kärgliche Gehalt derselben und ihre gedrückte Stellung überhaupt, ferner der unbefriedigende Zustand der Schulhäuser, der Abgang guter Methoden und Lehrmittel, namentlich auch einer tüchtigen, kenntnißvollen Schul-Aufsicht und Leitung u. a. hielten auch hier jedes bessere Gedeihen des Schulwesens auf, und traten überall einem wirklichen Fortschritte der Volksbildung hemmend und feindlich entgegen.

„Der Mangel an Seminarien für Schullehrer", bemerkt Wessenberg in einem noch jetzt beherzigenswerthe Winke enthaltenden Aufsatze [1]), „scheint mir die Hauptsache, warum das Schulwesen im Ganzen keinen merklichen Fortgang macht, und keinen machen kann. Ungebildet an Geist und Sitten, ohne reges Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne, ohne andern

---

[1]) „Einige Blicke auf die Volksschulen" in den Mittheilungen über Verwaltung der Seelsorge.

Antrieb zu seinem Beruf, als den des Broderwerbes — was vermag ein solcher Schullehrer zu leisten? Steht er schon auf Jahren, so ist er selten noch einer bessern Bildung empfänglich. In diesem Falle muß seine Schule nothwendig den armen Kindern eine verhaßte Marterkammer werden, worin sie unter der Ruthe und dem Stock in 6—8 Jahren nichts, gar nichts lernen, das sie nicht wieder sehr bald, und zwar ohne bedeutenden Nachtheil vergessen."

Selbst in Baden bestand lange Zeit keine selbstständige Anstalt zur Bildung der Volksschullehrer. Die Mehrzahl dieser künftigen Volksbildner erlernte nothdürftig ihr Handwerk bei einem ältern Schulmeister, der alles eher als ein Meister seines Faches war. Endlich glaubte man viel gethan zu haben, als man ein möglichst karg ausgestattetes Seminar einrichtete und es als Anhängsel einer Gelehrtenschule beifügte, deren Professoren dem Stiefkinde, soweit ihre Zeit und Einsicht reichte, einige Brosamen ihres gelehrten Wissens aus allerlei Disciplinen sollten zu gut kommen lassen. Die Folgen einer so ärmlichen oder verkehrten Berufsbildung der Lehrer konnten nicht ausbleiben. Diese waren großentheils Männer, die sich vor andern Bauern oft durch nichts auszeichneten, als durch jenen lächerlichen Dummstolz, der die Geistesarmuth und Halbwisserei überall zu begleiten pflegt.

Solche Zustände gingen Wessenberg tief zu Herzen. „Da die Begründung eines ächt christlichen Lebens", sagt der treffliche Mann, „vorzüglich von dem Zustand des Volksschulwesens, und das Gedeihen des letztern hauptsächlich von einer zweckmäßigen Berufsbildung der Lehrer und von dem thätigen Mit- und Einwirken humaner und einsichtiger Seelsorger abhängt, so mußte mein Augenmerk gleich Anfangs diesem wichtigen Zweige der öffentlichen Wohlfahrt ganz besonders zugewendet werden."

Mit der ihm eigenen, durch Hindernisse nur stets gesteigerten,

Energie und rastlosen Thätigkeit nahm er sich der heiligen Sache der Volksbildung, der Schule und Lehrer an. Durch Schrift und Wort wußte er seinen Zeitgenossen immer dringlicher das Bedürfniß einer gänzlichen Umgestaltung und fortschreitenden Erweiterung des gesammten Schul- und Erziehungswesens an's Herz zu legen, und zumal durch sein gewichtiges persönliches Andringen bei den obersten Staatsbehörden seinen Ansichten und Anträgen Eingang und Beachtung zu verschaffen. Wir werden auf diese Seite der öffentlichen Thätigkeit des Mannes, die ihm allein unverkümmerte Freuden bis in's hohe Alter bereitete, später zurückkommen. Nur soviel wollen wir hier zum Voraus andeuten, daß die gedeihliche Entwicklung und zeitgemäße Umgestaltung einer der wichtigsten Grundlagen der öffentlichen und privaten Wohlfahrt, des Schul- und Unterrichtswesens im Großherzogthum Baden, theilweise in der Schweiz, und mittelbar auch anderwärts, ohne Uebertreibung geredet, hauptsächlich Wessenbergs Schöpfung ist.

Hier wollen wir nur berühren, was Wessenberg in seiner Eigenschaft als geistlicher Leiter und Vorstand des Bisthums für die Schulbildung der Geistlichkeit selbst, und, so weit er es vermochte, für eine wenigstens theilweise Heranbildung besserer Lehrer that.

Um bei den Geistlichen inneres Interesse und Verständniß für die Volksschule und deren Anforderungen zu wecken, schien ihm vor Allem erforderlich, daß sie selbst theoretisch und praktisch mit dem Schul- und Erziehungswesen bekannt und vertraut gemacht würden. Zu diesem Zwecke setzte er die Verordnung durch, daß an den höheren Lehranstalten, besonders an der Universität Freiburg, Vorlesungen über Pädagogik und Unterrichtswesen gehalten wurden, welche die Studirenden der Theologie zu hören verpflichtet waren. Wohl waren diese theoretischen Vorträge meist wenig genügend. Viel wirksamer war die schon oben berührte Anordnung im Seminar, um hier unter unmittelbarer

Leitung eines tüchtigen Schulmannes das Fehlende sowohl in theoretischer als praktischer Beziehung nachzuholen und zu ergänzen.

Den Seelsorgern wurde ein eifriger Schulbesuch als eine Hauptpflicht ihres Berufes eingeschärft, und ihnen eine liebevolle Theilnahme für die Lehrer und deren Beruf dringend an's Herz gelegt. Der Geistliche soll, ermahnte sie Wessenberg, nicht der herrische Gebieter, sondern der erste Freund des Lehrers, sein sachkundiger Berather, sein Vorbild in Berufstreue und christlicher Humanität sein. Bei den Visitationen der Dekanate wurde dieser Seite der pfarrlichen Wirksamkeit eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und Fahrlässigkeit in Bezug auf Schulbesuch, oder herrisches Betragen der Geistlichen den Lehrern gegenüber auf's strengste gerügt.

Ein guter Theil der von den Conferenzen zu bearbeitenden Fragen war stets dem Kreise der Schule entlehnt. Jüngere Geistliche, die besondere Liebe und Geschick für das Schulwesen zeigten, ermunterte und unterstützte Wessenberg, die Lehranstalten seines Freundes Pestalozzi, den er während seines Berner Aufenthaltes in Burgdorf kennen und seitdem immer inniger lieben gelernt hatte, zu besuchen, um unter den Augen des großen Reformators der Volkserziehung für diese das rechte Verständniß zu erlangen, noch mehr aber, um an der belebenden opferwilligen Liebe, die von dem edlen Meister ausströmte, das eigene Herz für den wahrhaft göttlichen Dienst, für Menschenbildung, zu erwärmen.

Solche von pestalozzischem Geiste belebte Geistliche wurden dann das Salz für Andere in der Diöcese. Aus diesen Kreisen wurden, so viel als thunlich, die Schulaufseher bestellt, auch Manche von ihnen veranlaßt, junge fähige Leute in ihr Haus aufzunehmen, um sie theoretisch und praktisch zum Lehramt heranzubilden. So entstanden, ehe noch von Staatswegen etwas Durchgreifendes geschah, in der Konstanzer Diö-

cese mehrere kleine Schulseminare, aus denen mancher tüchtige Lehrer hervorging.

Unter den würdigen Geistlichen, die aus reiner Liebe zum Schulwesen, oder — was bei solcher Hingabe gleichbedeutend ist — aus Liebe zu dem armen, geistig verwahrlosten Volke kein persönliches Opfer und keine Mühe scheuten, ragte vor Andern Wessenbergs Freund, der schon genannte W. Straßer, Dompfarrer zu Konstanz, rühmlich hervor. Bei einem eben nicht glänzenden Einkommen wußte dieser treffliche Mann es doch so zu strecken, daß er stets eine Anzahl junger Leute in sein Haus aufnehmen konnte, die er dann wie seine Söhne hielt, die er selbst unterrichtete, und mit denen man ihn tagtäglich die Schulen der Stadt besucheu sah, um ihnen selbst zu zeigen, was Lehren und Erziehen heiße. Die Bibliothek des Mannes enthielt die vollständigste Sammlung Alles Bessern der die Schule und Erziehung betreffenden Literatur; nie entließ er einen seiner Zöglinge, ohne daß er ihm aus seinem Vorrath auch eine genügende literarische Ausstattung für seinen Beruf mitgegeben hätte.

Derselben Richtung folgten die vortrefflichen geistlichen Volksschulmänner Nabholz und R. Hermanuz, die als Vorstände der beiden hauptsächlich auf Wessenbergs Betreiben gegründeten und nach seinen Rathschlägen organisirten Schulseminare zu Ettlingen und Meersburg durch Verbreitung gesunder pädagogischer und didactischer Ideen und Methoden um unser Volksschulwesen nachhaltige Verdienste sich erworben haben. Das Andenken dieser Männer steht bis heute bei dem Lehrerstand in gesegnetem Andenken.

So waren die Männer der „gelästerten Wessenbergischen Schule", für deren Sinn und Thun manche ihrer Gegner neuesten Zuschnitts kaum noch Verständniß zu haben scheinen. Durch ihre vereinte Treue und aufopfernde Thätigkeit wurde in der Konstanzer Diöcese bis zu den am meisten verwahrlosten

Gebirgskantonen der Schweiz der Grund zu einem bessern Schul- und Unterrichtswesen gelegt, wodurch jenes kirchliche Gebiet unter Wessenbergs Verwaltung frühe sich auszeichnete, und auf dem dann die Staatsbehörden mit ihren reichern Mitteln mit Erfolg fortbauen konnten.

Hätte man auch kirchlicher Seits in der Weise Wessenbergs fortgefahren und ernstlich darauf gehalten, in dem heranwachsenden Klerus Verständniß und Liebe zur Schule zu wecken und zu pflegen, so könnte es keinem Zweifel unterliegen, daß der Ruf nach einer Befreiung der Schule von der Kirche, d. i. von der Herrschaft der Geistlichen, der in neuester Zeit immer lauter und allgemeiner erhoben wird, nirgends Anlaß, sicherlich aber keinen Anklang gefunden hätte, und daß die Kirche nicht Gefahr liefe, durch die Schuld ihrer eigenen Diener eines der wichtigsten Gebiete des geistigen Lebens ihrem unmittelbaren Einflusse entzogen oder doch sich verkümmert zu sehen.

Die Volksschule — wie überhaupt jede ächt menschliche Erziehung — muß auf religiösem Grund und Boden stehen, und darf sich nicht in eine bloße Lern- und Impfanstalt für den Kopf verirren. Sie soll — so weit nur ihre Mittel reichen — den ganzen Menschen bilden und veredeln. Es gibt aber keine Humanität, d. i. keine menschenwürdige Bildung, weder beim Volke noch bei Solchen, die sich weise dünken, als die in einer gesunden religiösen Ueberzeugung ihre Wurzeln treibt und daher ihre Nahrung zieht. Es sind dies so einfache Naturwahrheiten, daß deren schwere und folgenreiche Bedeutung nur ein solcher verkennen kann, der über menschliche Dinge nie ernstlich nachgedacht, oder in einer einseitigen Richtung des Lebens befangen ist. Wie aber hinsichtlich der Schule und Volkserziehung, so wird sich auch auf anderen Gebieten des geistigen Lebens über kurz oder lang klar herausstellen, in welche zerfahrene, unerquickliche Zustände uns die Reaktion der Neuzeit geführt hat, und daß das Streben nach hierar-

chischer Machterweiterung, was sich als Wahrung und Förderung kirchlich-religiöser Interessen ausgeben will, in Wahrheit diesen selbst am meisten geschadet hat. —

Gegen diese geistige Noth unserer Tage kann bei den jetzigen Bildungszuständen der Staat als solcher nichts oder wenig thun; die Kirche, d. i. die Geistlichkeit, will nicht helfen, weil Hierarchen so wenig wie Junker je angethan sind, sich selbst zu reformiren. Nur von der wachsenden Einsicht aller Besonnenen und Besseren im Volke, die sich endlich erinnern müssen, daß sie doch auch zur Kirche gehören, vielleicht die Hauptsache dabei sind, folglich bei der kirchlichen Gemeinschaft und deren Führung, wobei es sich in der That um ihre und ihrer Kinder heiligsten Interessen handelt, ein Wort mitzusprechen haben, kann — und wird seiner Zeit eine rettende That zu erwarten sein. —

Sechstes Kapitel.

Gottesdienstliche Reformen.

Einführung der Muttersprache in den Gottesdienst. Deutsches Gesang- und Kirchenbuch. Die Bibel. — Das Kirchengut.

„Auf dem religiösen Gebiete“, bemerkt Wessenberg, „setzen alle Verbesserungen im Aeußerlichen, um wahrhaft Nutzen zu schaffen, eine Reformation im Innern voraus. Sonst werden sie stets nur schöne Blätter an einem unfruchtbaren Stamme sein.“ Alles, meinte er, komme hier darauf an, daß im Volke die rechte Gesinnung, gesunde Begriffe und Gefühle

geweckt werden. Nur so lerne es, was es heißt: Gott im Geist und in der Wahrheit dienen.

„Der äußere und gemeinsame Gottesdienst sei darum nicht dazu bestimmt, ein prächtiges oder unverständliches Schauspiel für die Sinne zu sein, sondern er müsse durch Verständlichkeit, Einfachheit und Würde ein wirksames Mittel werden zur Erweckung und Erhöhung der innern Andacht, zur Belebung der Liebe zu Gott und dem Nächsten — sowohl durch Wort und Lehre, als mittelst geeigneter symbolischer Hindeutung auf die ehrwürdigsten Wahrheiten und Thatsachen unserer Religion" [1]).

Jeder bloße Mechanismus in dem Gottesdienste ist verwerflich, weil er, an sich werthlos, zugleich sittlich schädlich wirkt. Denn er führt leicht zu jener Scheinreligiosität, d. i. zum Pharisäismus der Religion, vor dem der Erlöser so oft und so nachdrücklich warnt, als bloßer Lippenandacht, bei der das Herz fern von Gott ist, und als äußerer Werkheiligkeit, die Mücken durchseiget und Kameele verschlingt, die Krausemünze, Anis und Kümmel verzehntet, aber das Wichtigste des Gesetzes: Gerechtigkeit, Treue und Menschenliebe bei Seite setzt, kurz die den Schein der Gerechtigkeit vor den Leuten anstrebt, während sie innerlich voll Unlauterkeit, Heuchelei und Bosheit ist (Math. 23, 23. 28).

Die beiden Haupt- und Grundbestandtheile des gemeinsamen christlichen Gottesdienstes, wie sie auf der Anordnung des Erlösers selbst und auf dem Vorgang der apostolischen Gemeinden beruhen, sind: die Lesung und Erklärung der heiligen Schriften, und die Feier des christlichen Bundes- oder Abendmahles, und zwar in dessen doppelter

---

[1]) Vergl. den vortrefflichen Conferenzbescheid an das Capitel Wurzach vom 23. December 1804 — in den Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge.

Bedeutung, als Todes- oder Gedächtnißfeier Christi und als Mahl christlicher Lebensgemeinschaft, zur Weckung und Stärkung jener neuen brüderlichen Gemeinschaft der Menschen unter einander, deren Lebensprinzip der Geist des Herrn, d. i. die Liebe, sein soll.

Auch die Liturgie und gottesdienstlichen Gebräuche der alten Kirche entsprachen durch ihre Einfachheit und Würde, durch eine sinnige der Gemeinde verständliche Symbolik und Sprache dem Zwecke christlicher Belehrung und Erbauung. Die wesentlichen Grundlinien derselben hat man zwar stets festzuhalten versucht; was sich aber im Laufe der Jahrhunderte bei der bekannten Hinneigung der Menschen zum Sinnlichen — durch Beimischung von Elementen jüdischen und heidnischen Wahnglaubens, durch Einführung geistloser Uebungen und endloser Ceremonien — daran angesetzt, hat jene fast unkenntlich gemacht. Beim Anblick des jüdisch-heidnischen Formeldienstes, der die altehrwürdige christliche Liturgie überwuchert hat, wird man, zumal da durch die fremde Sprache, in der Alles vor sich geht, dem armen Volke selbst das Verständniß davon genommen ist, unwillkürlich an das Wort des Herrn erinnert: „Dieses Volk ehret mich mit den Lippen; sein Herz aber ist weit von mir entfernt" (Math. 15, 8).

Tritt dann, wie oft zu dem geistlichen Schauspiel in unseren Kirchen, aller mögliche weltliche Pomp und ein lediglich auf Sinnenreiz berechneter Prunk hinzu, so wird man leicht versucht zu glauben, man befinde sich eher in einem budhistischen Tempel als in einem christlichen Gotteshaus, wo vor Allem das Wort dessen zur Geltung kommen soll, der gesagt hat: „Gott ist ein Geist; so müssen ihn auch seine Anbeter im Geiste und in der Wahrheit anbeten" (Joh. 4, 24).

Das christliche Bewußtsein der edelsten Männer und der aufrichtigsten Freunde der Kirche hat sich längst gegen eine so arge Verirrung und schädliche Entartung ausgesprochen und eine Reinigung des kirchlichen Lebens nach dem Urbilde der

apostolischen Zeit dringend verlangt. Aber jene Partei, welche in der Erstarrung aller kirchlichen Zustände ihre Geistesträgheit oder ihre sehr weltlichen Interessen am besten gewahrt hält, hat auch hier jeder durchgreifenden Reformation — entgegen den Beschlüssen früherer Synoden, selbst des Tridentinums — stets feindselig sich gezeigt, jeder Zeit bereit, den für einen Gegner der Kirche zu verschreien, der gegen dieses eingedrungene Heidenthum seine Stimme erhebt, während doch in Wirklichkeit die Kirche keine schlimmern Feinde hat als jene ihre angeblichen Freunde. —

Wessenberg ließ sich hierdurch nicht schrecken. „Im Gebiete des Kirchenthums", bemerkt er, „waren die Anstalten für den christlichen Unterricht und der Gottesverehrung, sodann der ganze Umkreis der Liturgie Dasjenige, was in meinen Augen die bischöfliche Fürsorge am dringendsten in Anspruch nahm. . . . Hier war eine durchgreifende Reform nach dem Grundsatz: daß der Buchstabe tödte, nur der Geist belebe, durch die große Entartung des kirchlichen Lebens, die nur ein geistig Blinder mißkennen kann, unabweislich geboten. Nur mußte sachte, mit Umsicht und Schonung vorgeschritten werden, um mit dem Unkraut nicht auch den Waizen auszureißen."

Auch hier lediglich auf historisch berechtigtem Boden sich haltend gebrauchte er keine andern Mittel und Wege, als die, welche die Kirchenverfassung vorschreibt oder gestattet. Nicht auf Neuerungen war er bedacht, sondern auf Wiederherstellung der guten und bewährten alten kirchlichen Einrichtungen und auf deren Reinigung von entstellenden Mißformen und Mißbräuchen, welche eine finstere Zeit herbeigeführt, und die in Wahrheit keine andere Sanction für sich hatten als — die lange Dauer der Verkehrtheit. —

Wessenbergs gottesdienstliche Reform ist zwar in Folge äußerer Ereignisse mitten in ihrer Entwickelung aufgehalten, auch später von der kirchlichen Reaktion zum guten Theil wieder be-

seitigt worden. Aber zwei unschätzbare Errungenschaften blieben dem deutschen Volke erhalten: a) die allgemeine Einführung eines deutschen Kirchen- und Volksgesangs beim Gottesdienst; und b) die Anwendung und der vermehrte Gebrauch der deutschen Sprache — statt der bisher allein üblichen lateinischen — bei der Liturgie.

Schon dies allein würde hinreichen, Wessenberg in den Augen aller Denkenden unseres Volkes ein dankbares Andenken zu bewahren. Denn die Einführung der deutschen Sprache in die Gotteshäuser auch der katholischen Hälfte der deutschen Nation ist in Wahrheit als ein mächtiger Fortschritt zur Weckung nationalen Bewußtseins und zur Befreiung von wälscher Geistesbevormundung zu begrüßen. —

Reformen bewirken überall, insbesondere aber auf dem Gebiete des Kirchenthums, nur dann wirklich bessere Zustände, wenn sie bei der bessern Einsicht der Betheiligten Anklang und Vorschub finden. „In dem wohlunterrichteten Christen", bemerkt Wessenberg, „entsteht Ekel vor einem sinn- und gehaltlosen Kultus; dagegen weckt die bessere Einsicht in die Sache hier auch ein tief gefühltes Bedürfniß und Verlangen nach der bessern Form und Gestaltung." —

Diesem Grundsatze gemäß wurde der Curatgeistlichkeit wiederholt und eindringlich an's Herz gelegt, daß „christlicher Unterricht und Unterweisung, d. i. die Verkündigung des Evangeliums", ihr Hauptgeschäft und die eigentliche Aufgabe ihres Berufes sei.

Wir haben schon früher angegeben, wie tief das geistliche Amt im Konstanzer Bisthum (wie auch anderwärts) gesunken war, indem nicht wenige dieser sogen. Seelsorger ihrem Berufe Genüge zu thun wähnten, wenn sie den äußern Kirchen- und Ceremoniendienst pünktlich und genau verrichteten.

Die Lesung und Erklärung der heiligen Schriften sollte wieder der Mittelpunkt des öffentlichen Gottesdienstes werden. Predigt und Katechese an allen Sonn- und Feiertagen wurden (durch Verordnung vom 5. Januar 1803) unnachsichtlich und unter strenger Ahndung gegen Nachlässige angeordnet.

Die Predigt selbst sollte in der Reihenfolge des Hauptgottesdienstes wieder die Stelle einnehmen, welche die Liturgie der alten Kirche ihr anweist. Sie sollte nämlich nicht vor der Priestermesse oder dem sogen. Hochamte, zu welchem das christliche Bundesmahl mit Ausschluß aller wirklichen Theilnahme der Gemeinde nach und nach eingeschrumpft ist, sondern unmittelbar nach dem deutsch vorzulesenden Evangelium vorgetragen werden, um dem schädlichen Vorurtheil zu begegnen, als ob die Predigt des göttlichen Wortes nicht der wichtigere Bestandtheil des Gottesdienstes selbst wäre.

Ueberhaupt sollte bei jeder Messe das Evangelium zur Erbauung der Anwesenden in deutscher Sprache vorgelesen, und namentlich in den sogen. Frühmessen, welche für Viele den Hauptgottesdienst vertreten, zugleich ein Vortrag darüber oder eine Homilie damit verbunden werden.

Ein „christlicher Lehrunterricht" für die gesammte reifere Jugend wurde als Bestandtheil des nachmittäglichen Gottesdienstes an Sonntagen allgemein angeordnet.

Auf Wessenbergs Ermunterung fanden sich bald manche eifrigere Seelsorger bereit, die der Schule entlassene Jugend in freigegebenen Stunden an Sonn- und Feiertagen in der Schule um sich zu versammeln, um hier einen Wiederholungs- und Fortbildungsunterricht zu beginnen. Diese in mehrfacher Beziehung wohlthätige Einrichtung wurde dann bald auf Anordnung der Landesbehörden allgemein eingeführt, und dadurch die nützlichen Sonntags- und Fortbildungsschulen in's Leben gerufen.

Unterricht und Belehrung sollten nach Wessenbergs Ansicht überall den Weg bahnen, auf dem die kirchliche Reform mit gedeihlichem Erfolg voranschreiten könne. So gingen den Verordnungen über Verminderung und Abstellung der zahllosen Feiertage, der Bittgänge, Wallfahrten, Bruderschaften und so vieler anderer mechanischer Andachtsübungen und kirchlicher Mißstände, welche nur geeignet sind, Müssigang und Arbeitsscheu zu pflegen, vielfach Gelegenheit zu Ausschweifungen jeder Art zu bieten, und durch dies Alles das kirchliche Leben eher entweihen als zu heben, stets besondere zweckmäßige Belehrungen voraus. Erst nach längerer geistiger Vorbereitung erschien im Jahre 1809 eine umfassende Gottesdienstordnung für die öffentliche und gemeinsame Gottesverehrung in der Diöcese.

Diese Gottesdienstordnung, welche sich in allem Wesentlichen an die bewährten kirchlichen Anschauungen und Formen anschloß, war als Ausdruck einer geläuterten Gottesverehrung im Geiste Christi und durch Aufnahme der deutschen Sprache vollkommen geeignet, eine lebendige Theilnahme aller Klassen des Volkes am kirchlichen Leben wieder zu wecken, und den Sinn für ächt christliche Frömmigkeit zu pflegen und zu nähren.

Zu ihrer Stütze und Grundlage erschien die Anfertigung eines neuen Gesang- und Andachtsbuchs nothwendig, das als allgemein verständliches kirchlich-liturgisches Handbuch (comon prayr) für Kirche und Haus dienen sollte. Denn es sollte mit den Gesängen passende erbauende Betrachtungen und Gebete verbinden, damit die Volksandacht, wie in der alten Kirche, wieder mit den Verrichtungen des Geistlichen in eine lebendige Wechselwirkung und in Uebereinstimmung gebracht würde.

Das Buch, das im kirchlichen Leben des katholischen Deutschlands einen neuen Abschnitt bezeichnet, erschien erstmals im

Jahr 1812; bald folgten weitere verbesserte Auflagen. „Zahllos“, sagt Wessenberg, „waren die Schwierigkeiten dieser Arbeit. Es mußte vor Allem auf das Bedürfniß und den Bildungsgrad der großen Mehrheit Bedacht genommen werden, ohne die ästhetischen Anforderungen der mehr Gebildeten unberücksichtigt zu lassen. Trockenheit und jede Spur von theologischer Schulweisheit war nothwendig ebenso sorgfältig zu vermeiden, als tändelnder und empfindelnder Mysticismus. Gesänge und Gebete mußten kurz und einfach aber mit lichter Wärme den Geist des Evangeliums aussprechen.

Diesen Anforderungen, die Wessenberg an ein solches Volksbuch stellt, suchte er dadurch zu entsprechen, daß er „Altes und Neues“, das von christlichem Geist gezeugt war, ohne Rücksicht auf die Confession der Verfasser, aufnahm oder für seinen Zweck neu bearbeitete. Eine reiche Fundgrube waren die älteren Kirchenbücher, insbesondere die vortrefflichen der alten gallicanischen Kirche.

Um passende Melodien für den religiösen Volksgesang im engern Sinn, da in Deutschland gerade für diesen noch wenig geschehen war, zu erhalten, wurde der Weg der Preisausschreibung gewählt. Nägeli in Zürich, der Meister des neuern Volksgesangs, Knecht in Biberach und einige Andere lieferten zwar Schätzbares; doch blieb hier vorerst noch Manches zu wünschen übrig.

Dem Gesang- und Andachtsbuch folgte bald das neue Ritual oder liturgische Handbuch (Agende) der Seelsorger in deutscher Sprache. Die Abfassung dieses Kirchenbuches unterlag fast noch größerer Schwierigkeiten und Bedenken, da einerseits der kirchlichen Rechtgläubigkeit keinerlei Anstoß gegeben werden durfte, während zugleich Alles entfernt bleiben sollte, was dem Wahn- oder Aberglauben Nahrung oder Vorschub hätte geben können.

Um Wessenbergs Verdienste bei diesen Arbeiten, welche

anstatt blos mechanischer Andachtsverrichtungen einen lebendigen Gottesdienst des Geistes bewirken und einen in der Bruderliebe thätigen Glauben bei allen Klassen des Volkes erzeugen und nähren sollten, gerecht zu beurtheilen, und um den Muth und die Umsicht, die ein solches Unternehmen erforderte, gehörig zu würdigen, muß man sich erinnern, wie damals noch Menschen und Zustände beschaffen waren.

Der Wahnglaube, als ob gewissen mechanisch zu verrichtenden Andachtsübungen eine besondere heiligende und sühnende Kraft einwohne, war noch ziemlich allgemein verbreitet, zählte unter den Geistlichen selbst viele fanatische Vertheidiger, und wurde leider auch durch kirchliche Autorität sanctionirt. Das bisherige liturgische Handbuch im Konstanzer Bisthum, das erst 1781 in lateinischer Sprache erschienen war, enthielt eine förmliche Theorie über Teufel- und Geisterbeschwörung und eine lange Reihe vorgeschriebener Formeln, um alles Mögliche, Menschen und Thiere, Haus und Stall, die Bettstätten der Eheleute, Milch und Butter u. s. w. zu beschwören. Denn die Leute hielten alle materiellen Dinge für besessen vom Teufel oder bösen Geistern, Viele sich selbst.

Diesem unseligen Wahn, der übrigens, wie gesagt, die Autorität aller Kirchenagenden jener Zeit und deren förmliche Instruction für sich anführen konnte, mochte vorerst nur wieder durch kirchliche Autorität begegnet werden. Wessenberg verbot daher Seelsorgern und Mönchen, welche den Unfug hegten, unter Androhung schwerer Strafen die Vornahme von Exorcismen jeder Art ohne vorher bei der bischöflichen Oberbehörde eingeholte Erlaubniß, statt deren dann eine geeignete Belehrung oder auch Zurechtweisung erfolgte.

So groß ist aber die Macht des Wahns über die Gemüther der Menschen und so allgemein war im Anfang des 19. Jahrhunderts noch der Glaube an die Kraft priesterlicher Segnungen und Exorcismen gegen vermeintliches Besessensein und

gegen die Gewalt der Dämonen, daß selbst von Protestanten, namentlich aus den schweizerischen Bisthumsantheilen, öfter dringende Bittgesuche bei Wessenberg einliefen, diesem oder jenem Geistlichen oder Mönch, als dem Manne ihres Vertrauens, eine Teufelsbeschwörung an ihrem kranken Kinde, Vieh u. a. zu gestatten!

Solch' ungesunde Auswüchse am Baume des kirchlichen Lebens zogen — wenigstens zu einem guten Theil — ihre Nahrung aus der Einführung einer fremden, der Menge ganz unverständlichen Sprache in die Liturgie. Unverstandenes und Dunkles imponiren, wie bekannt, stets dem Ungebildeten, der darum auch gerne geneigt ist, unbegriffenen priesterlichen Lauten und Verrichtungen einen besondern Werth und eine gewisse geheimnißvolle Zauberkraft beizulegen. Priesterschaften aller Ordnungen hielten daher auch zu allen Zeiten darauf, eine besondere Priestersprache in Gebrauch zu bringen, um schon dadurch ihre bevorzugte hierarchische Stellung dem Volke gegenüber anzudeuten und zu behaupten. —

Auf vernünftig menschlichem Standpunkt, also auf dem Boden des Christenthums, das uns anweist, jederzeit mit Kindesherzen Gott zu nahen und mit Kindessinn zu beten: Abba! unser Vater! — kann es keinem Streite unterliegen, daß die Verdrängung der Volkssprachen aus dem Volksgottesdienst und der ausschließliche Gebrauch eines fremden unverstandenen Idioms nicht blos eine schwere Verirrung, sondern auch eine schwere Versündigung am heiligen Geiste des Evangeliums ist. „Ich will lieber", sagt der Apostel, „vor der Gemeinde fünf Worte sprechen, die verständlich und für Andere belehrend sind, als zehntausend in einer fremden Sprache." (1. Kor. 14, 19). „Brüder", setzt der Weltapostel hinzu, um dem schon in der korinthischen Gemeinde aufkommenden Unsinn, fremde Sprachen zu gebrauchen, den Stab zu brechen, „seid doch nicht Kinder am Verstande! in Hin-

sicht des Bösen bleibet Kinder; aber an Einsicht suchet vollkommener zu werden" (V. 20).

Unter den Mitteln, welche die Bischöfe von Rom in Anwendung zu bringen wußten, um die alte freie Kirchenverfassung zu untergraben, und durch Verkümmerung und Unterdrückung der nationalen Individualität der Völker auf kirchlichem Gebiet ihre absolute Alleinherrschaft zu gründen, nehmen die lateinische Sprache und Riten, welche sie den Völkern des Abendlandes aufzudrängen verstanden, eine erste Stelle ein. Ueberdieß hat dieser lateinisch-römische Ritus, der dem Verständniß und folglich dem Herzen der Menschen stets fremd blieb und bleiben mußte, dem Volksgottesdienste der Abendländer an innerer Wahrheit, Einfachheit und gleichsam an Naturwüchsigkeit viel geschadet, Mängel, welche durch Herbeiziehung von allerlei äußerer Ausschmückung und Pracht, wodurch Nebensachen zur Hauptsache werden, nicht geheilt wohl aber noch vermehrt werden können.

Von diesem Gesichtspunkte aus erhält Wessenbergs Bestreben, der großen Hälfte des deutschen Volkes seine Sprache für das religiös-kirchliche Leben zurückzuerobern, erst sein rechtes Licht. Es war ein erster kühner Schritt auf der Bahn zu geistiger Selbstständigkeit.

Man hat die Abfassung des Konstanzer Gesangbuchs und die deutsche Bearbeitung des Rituals, d. i. die Einführung der deutschen Sprache in den Volksgottesdienst, für ebenso epochemachend in der katholischen Kirche Deutschlands erklärt, als früher die deutsche Bibelübersetzung Luthers. Wir wollen nicht über Vergleichungen streiten; aber Thatsache ist es, daß Wessenberg durch jenes Vorgehen, wie überhaupt durch seine Kirchenlieder, eine nachhaltige Reform im nationalen Sinne im katholischen Deutschland hervorgerufen hat, zum großen Aerger aller jesuitisch-ultramontanen Dunkelmänner, die kein Herz für ihr Volk und Land haben, und deren Sinn und Stre-

ben einzig dahin geht, die Menschen in geistiger Unmündigkeit, und die Völker in geistiger Abhängigkeit von Roms absoluter Herrschaft zu erhalten.

Nach dem Vorgang der Konstanzer Diöcese wurde der Gebrauch der deutschen Sprache beim Volksgottesdienst und einem Theil der Liturgie auch im übrigen Deutschland nach und nach allgemeiner, mit Ausnahme einiger der dunkelsten Winkel unseres Vaterlandes. Auch wagte die wieder erwachte hierarchische Reaktion, die in neuerer Zeit so keck mittelalterlichen Formen und Einrichtungen zusteuert, unsere Muttersprache aus den deutschen Gotteshäusern nicht wieder ganz zu verdrängen.

Ebenso wichtig und an sich noch bedeutungsvoller ist Wessenbergs eifrige Sorge, dem deutschen Volke die Bibel zurückzugeben. Die Bibel ist recht eigentlich das „Buch der befreiten Menschheit", die Urkunde ihrer geistigen Erlösung von den Idolen des Wahns und der Selbstsucht, die Magna Charta der christlichen Geistesfreiheit und der Brudergleichheit aller Menschen, die unversiegliche Quelle aller edlern Blüthen und Tugenden der Humanität.

Daher muß jede Reform zur Wiederherstellung eines bessern religiösen und kirchlichen Lebens auf der Grundlage der heiligen Schrift geschehen. Wer dies Lebensbuch Andern verkümmert oder verschließen will, der gehört zu jenen „blinden und heuchlerischen Führern, die, wie der Herr sagt, den Leuten den Eintritt in das Reich Gottes verwehren, weil sie es selbst nicht kennen oder nicht hinein wollen." — Dagegen ist nach der Erfahrung der besten und frömsten Christen aller Zeiten und nach dem Urtheil der erleuchtetsten Lehrer und Väter der Kirche, unter ihnen selbst manche Päpste, die Bibel ein unerschöpflicher Schatz von Belehrung und Erbauung, der dem Volke nicht gelegentlich und fragmentarisch (in Predigt und Schule), sondern jeder Zeit und ganz offen stehen soll, um daraus Kraft und Leben zu schöpfen.

„Um in allen Klassen des Volkes", schreibt Wessenberg, „den Christensinn tiefer zu begründen, kannten die alten Kirchenväter kein kräftigeres Mittel, als das Dringen auf Befreundung mit der Bibel. Wäre der Einwurf: das Volk sei heut zu Tag dafür zu wenig gebildet, gegründet, so enthielte er die bitterste Ironie auf die Wirksamkeit der Geistlichen und den Fortschritt der Volksschulen. Ist es doch Beider schönstes Ziel, die Jugend für die Auffassung des göttlichen Wortes empfänglich zu machen!" —

Neben den trefflichen „biblischen Geschichten" von Christoph Schmid wurde in den Schulen das Neue Testament in der Uebersetzung des wackern Wittmann in Regensburg, später in der bekanntern von van Eß eingeführt und unter dem Volke allgemein verbreitet. Bald fand sich das Neue Testament in den Händen der meisten Haushaltungen. Die Vertheilung geschah entweder unentgeldlich oder um geringen Preis, was durch Beiträge und Unterstützung von Bibelvereinen möglich gemacht wurde.

Dagegen trat Wessenberg der Verbreitung schlechter Bücher, welche die Sittlichkeit gefährden, und der Einschwärzung geistverwirrender Tractätchen, welche einige in einer dunkeln Mystik befangene Bibelvereine auf allerlei Wegen, namentlich auch durch eigene Reisende, unentgeldlich unter das Volk zu bringen suchten, stets in geeignetster Weise, belehrend und warnend, entgegen. — Dieselben Bibelvereine hatten auch die rücksichtslose Unart, die lutherische Bibelübersetzung katholischen Familien und Gemeinden zu übermachen, „was sie", bemerkt Wessenberg, „schon um deßwillen nicht hätten thun sollen, um den vielen und mächtigen Feinden der guten Sache keinen Anlaß zur Verdächtigung zu geben."

Ueberhaupt verfocht Wessenberg die Selbstständigkeit und guten Rechte der Kirche bei jedem Anlaß mit möglichstem Nachdruck. Dies gilt insbesondere auch in Bezug auf

das Kirchengut und das Vermögen der milden Stiftungen.

Wir haben schon früher der Bemühungen Wessenbergs, als am Reichstage zu Regensburg über einen großen Theil kirchlicher Stiftungen im deutschen Reiche das Loos geworfen wurde und man über deren Habe hin- und herfeilschte, Erwähnung gethan. Nach seinen Ansichten und Vorschlägen sollte das eingezogene Kirchenvermögen, das auch die vollste Entschädigung einiger weltlichen Reichsstände für ihre angeblichen Verluste auf dem linken Rheinufer weit überstieg, zur Förderung kirchlich-religiöser und humaner Zwecke, insbesondere für Erziehungs- und wissenschaftliche Anstalten verwendet werden. Leider war dies nicht durchzusetzen, woran die höhere Hierarchie selbst die Hauptschuld trägt.

Einzig im Artikel 35 des Reichsabschieds (vom 25. Febr. 1803), der die Mediat-Klöster und Stifter der vollen Verfügung der Landesherren überließ, wurde einer Verwendung ihrer Habe für Gottesdienst, Unterricht und andere gemeinnützige Anstalten erwähnt, jedoch selbst dies in wenig festverbindlichen Ausdrücken.

In der Folge hat sich Wessenberg um eine wenigstens theilweise Verwendung eingezogener Kirchengüter in angedeuteter Weise, um Sicherstellung und bessere Verwaltung des Lokalkirchenvermögens, und insbesondere um Gründung allgemeiner Landeskirchenfonds in Baden, Württemberg und einigen Kantonen der Schweiz (Luzern, St. Gallen, Aargau u. a.), wodurch für allgemeine kirchliche Bedürfnisse, namentlich auch für die Versorgung der durch Alter oder Krankheit unfähig gewordenen Geistlichen, erst Mittel gewonnen wurden, große und bleibende Verdienste erworben. Diese sind um so höher anzuschlagen, als hier bei den bekannten Strebungen des Zeitalters oft Schritt für Schritt mit Aufbietung äußerster Festigkeit und Umsicht das Rechte erkämpft werden mußte, und es oft nur

dem persönlichen Ansehen und Einfluß des Mannes in den höchsten Kreisen noch gelang, um ein bureaukratisches System unschädlich zu machen, das zuletzt nach allen Mitteln zugriff, um den gesteigerten Anforderungen der Höfe und der drängenden Kriegsnoth gewachsen zu sein. Denn noch gab es in Deutschland keine Verfassungen, die Recht und Eigenthum der Einzelnen und der Korporationen schützten.

Ausdrücklich bemerkt indeß Wessenberg: „Im Badischen ließ man am meisten Billigkeit vorwalten. Auch hat die badische Regierung durch Anordnung „gemischter Stiftungsräthe, die in den einzelnen Gemeinden mit einer zweckmäßigen Verwaltung aller Stiftungsgüter betraut wurden und bei deren Zusammensetzung den Kirchenbehörden gebührender Einfluß gesichert war, um die Erhaltung und Vermehrung des kirchlichen Stiftungsvermögens sich große Verdienste erworben."

„In Württemberg entschied oft nur gewaltthätige Willkür, bis endlich auch hier die neue Landesverfassung (seit 1818) manches thatsächliche Unrecht wieder gut machte." —

Ueberhaupt gab das selbstherrische launenhafte Wesen des Königs Friedrich von Württemberg, das staatliches und kirchliches Gebiet nur ungern unterschied, zu manchen Conflicten Anlaß [1]). Doch waren diese gleichsam nur persönlicher Art, in

[1]) So hatte der König, ohne seinen katholischen Kirchenrath zu hören, eine Cabinetsordre (vom 30. Juli 1811) gegen Wessenbergs neue Kirchenordnung, Einführung der deutschen Sprache u. a. erlassen, wozu ihn seine „nächste keineswegs erbauliche Umgebung" verleitet hatte, indem die Höflinge die durch den manchfachen Druck und die despotischen Maßregeln seiner Willkürregierung hervorgerufene Mißstimmung des Volkes als die Folge der Wessenbergischen Reformen darstellten! — Ein andermal erließ König Friedrich ebenfalls unmittelbar aus seinem Cabinet heftige Verfügungen gegen die Kleidung nicht etwa blos der protestantischen, sondern auch der katholischen Geistlichkeit, und wollte eine geistliche Uniform vorschreiben. — Wessenberg verstand solchen Ausschreitungen der despoti- Launen dieses Königs mit ebenso großer Klugheit als Festigkeit zu nen.

den oft sonderbaren Launen dieses Königs gegründet, der sonst erleuchtet genug war, Wessenberg und dessen Bestrebungen nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. So verlangte der König, um Pensionen zu sparen, daß die durch Aufhebung der Klöster in großer Anzahl verfügbaren Mönche sofort mit Pfründen versorgt würden, sie mochten für die Seelsorge fähig sein oder nicht. Hierin zeigte sich der König in seiner Forderung so hartnäckig, daß Wessenberg oft nachgab, um nicht das Uebel ärger zu machen; aber es wurde dann dem unfähigen Klostermann, den der König für das Pfründeeinkommen präsentirte, von Wessenberg sofort ein tüchtiger jüngerer Geistlicher für die Seelsorge beigegeben.

Schwieriger wurden seit 1803 die Beziehungen zur Schweiz, wo das Vorspiel zu dem Kampfe mit der ultramontanen Partei, und folglich auch bald mit Rom beginnen sollte.

Siebentes Kapitel.

Rückblick. — Beziehungen zur Schweiz. — Erste Reibungen mit der ultramontanen Partei und der päpstlichen Curie.

Von jeher hat es in der christlichen Kirche, seit man von den ursprünglichen von dem Stifter und seinen Aposteln selbst gelegten einfachen Grundlagen abwich, zwei Richtungen gegeben, von deren Gegensatz und Conflict die geistige Entwicklung der neuen Menschheit hauptsächlich bedingt ist, und von deren richtigen Würdigung das tiefere Verständniß der ganzen nachchristlicheu Geschichtsperiode eigentlich abhängt.

Denn das Christenthum bewirkt keine plötzliche äußerliche Umwandlung der Menschen, ihrer Natur und Zustände, sondern ist vielmehr, wie der Erlöser selbst sagt, ein geistiger Sauerteig, der in alle menschlichen Verhältnisse eindringt, um sie von innen heraus zu läutern, umzuwandeln, und Reines vom Unreinen zu scheiden. Dieser fortschreitende Läuterungsprozeß der menschlichen Zustände durch den christlichen Geist ist in Wahrheit für den denkenden Menschen das anziehendste und belehrendste Schauspiel, das die ganze Geschichte unseres Geschlechts darbietet. Es tritt uns zunächst auf dem religiös-kirchlichen Gebiet entgegen.

Von jeher gab es in der Kirche eine Partei, die sich mit Vorliebe an die äußere Erscheinung derselben, an die jeweils bestehenden Kirchenformen anschloß. Die leitenden Motive der Menschen, die dieser Richtung folgen, sind doppelter Art: entweder ist es ein frommer aber wenig erleuchteter Glaube, der die Kirche, und zwar die zeitige Form derselben, mit dem Christenthume selbst identificirt; oder aber die Menschen wähnen mit mehr oder minder klarem Bewußtsein, frömmelnd und heuchlerisch ihre selbstischen Interessen, Habsucht und Herrschsucht, hinter jenen selbstgeschaffenen kirchlichen Formalismus am sichersten gewahrt und gefördert. Diese Richtung ist die pharisäische Seite der Religiosität im bessern wie im schlimmsten Sinne des Wortes. Sie kommt in allen Confessionen vor unter manchfachen Benennungen und Formen. Innerhalb der katholischen Kirche heißt sie die ultramontane, weil ihren Anhängern Kirche und Papstthum für Ein und Dasselbe gilt, und sie daher auch in Wirklichkeit erstere in letzterem ganz aufgehen lassen. Nach ihrer schlimmen Seite wird sie insbesondere Jesuitismus genannt, weil hier der Orden Loyola's als ihr hauptsächlicher Repräsentant gilt.

Dieser Richtung gegenüber gab es zu allen Zeiten in der

Kirche Männer, die angehaucht vom christlichen Geiste, vor Allem auf das Wesen des Christenthums drangen, d. i. die vor allen Dingen den die Welt und ihre Selbstsucht überwindenden, in der Bruderliebe thätigen, Segen um sich her verbreitenden Christusglauben forderten. Männer dieser Richtung haben zu allen Zeiten gegenüber der fortschreitenden Verweltlichung der Kirche und ihres Regiments oppositionell und reformatorisch sich verhalten, d. i. sie haben dem selbstsüchtigen Wesen innerhalb der Kirche und dem religiösen Formel- und Lippendienst den Geist Christi entgegengesetzt, und haben mit mehr oder weniger Nachdruck die Herstellung der christlichen Kirche in ihrer ursprünglichen Einfalt und sittlichen Reinheit und Würde verlangt.

Solche Männer, denen wir in allen Jahrhunderten der christlichen Kirche, selbst in den dunkelsten und unerquicklichsten, begegnen, waren die preiswürdigen Träger des christlichen Geistes, der in Wahrheit der gute Geist der Menschheit selbst ist.

Unter den Männern, die in neuerer Zeit diese der Natur der Sache nach reformatorische Richtung in der Kirche vertreten, nimmt Wessenberg eine bevorzugte Stelle ein. Denn der Mann charakterisirt sich bei seinen Reformbestrebungen ebenso durch weise Mäßigung, welche bestehenden Zuständen verständig Rechnung trägt, als durch jene edle Männlichkeit, die sich durch wachsende Hindernisse nicht beirren, und durch den Widerspruch auch der Mächtigen sich nicht beugen läßt, wo es gilt, für die erkannte Wahrheit zu zeugen.

„Form ohne Geist", sagt Wessenberg, „ist dem Christenthum ein Abscheu." Damit hat er kurz und treffend das Ziel bezeichnet, das bei allen kirchlichen Reformen im Auge zu haben ist, und zugleich die wichtige Norm und Regel angedeutet, wie bei Verbesserungen des durch Mißbräuche und Mißgestaltung aller Art entstellten religiös-kirchlichen Lebens im Geiste Christi zu verfahren ist.

„Weit entfernt", bemerkt er erklärend hierzu, „denjenigen Einrichtungen im Kultus, in der äußern Verfassung und Verwaltung der Kirche, die nicht im Wort und Geist des göttlichen Stifters gegründet sind, allen bezüglichen zeitlichen Werth abzusprechen, glaube ich doch, daß bei Beurtheilung solcher zufälligen Dinge das von dem Stifter selbst festgestellte Ideal nie aus dem Auge verloren werden dürfe. Wie sollte nicht billig dieses Ideal, so lange die Kirche auf Erden besteht, das Leitgestirn ihrer Bestrebungen, mithin auch der Maßstab ihrer Beurtheilung sein? Ist dieß doch der Edelstein, auf dem sie ruht, nämlich: daß kein anderer Grund gelegt werden könne, als den Christus selbst gelegt hat."

Was wollte also Wessenberg? Die Antwort liegt in dem, was wir in kurzer Uebersicht als die wesentlichen Reformen Wessenbergs im Konstanzer Bisthum angeführt haben. Er wollte vor Allem und mit Aufbietung aller seiner Kräfte eine wissenschaftlich wohlgebildete, ihrer Gesinnung nach lautere, im Glauben treue und erleuchtete Geistlichkeit, als die Grundlage zu einem bessern kirchlichen Leben, heranziehen; er wollte, daß das Volk wieder in seiner Muttersprache, nicht in wälschen unverstandenen Lauten, zu seinem Gotte bete, und daß ihm die Bibel, als die reinste Quelle des christlichen Glaubens und Lebens, wieder zurückgegeben und unverkümmert geöffnet werde. So hoffte er, werde die Christusreligion wieder Herzenssache der Menschen werden, die diese von innen heraus läutere und bessere, und dadurch zugleich befähige, das wesentlich Christliche von menschlichem Beiwerk wohl zu unterscheiden. —

Wessenberg liebte es später, so oft sich ein äußerer Anlaß dazu bot, die Mittel und Wege, die er bei seinem Reformationswerk einschlug, als „kirchliche" zu bezeichnen, theils um anzudeuten, daß ihm nie etwas Anderes, als das Wohl der Kirche selbst am Herzen gelegen, insbesondere aber um sein gutes Recht und daher die Rechtfertigung seines Verfahrens

auszudrücken, das mit der wohlverstandenen Kirchenverfassung in Einklang stehe, durch ausdrückliche Synodalbeschlüsse geboten und durch den Vorgang der besten kirchlichen Autoritäten empfohlen sei.

Auch hinsichtlich der äußern Autorisirung seiner Sache trug er stets gewissenhaft Sorge, daß nichts übereilt und keine Form verletzt werde. Wie er stets bedacht war, bei seinem Reformationswerk den Stufengang von Kleinerm zum Größern, von vorbereitenden Maßregeln zu umfassenden Anordnungen zu beobachten, so wirft es auch auf die Persönlichkeit des Mannes ein schönes Licht, daß er alles Wichtigere den Berathungen der Kapitel der Diöcese unterwarf, und nichts vornahm, ohne deren Gutachten, in schwierigen Fällen auch von besonders sachkundigen Männern oder theologischen Fakultäten, eingeholt zu haben. Die Reform im Konstanzer Bisthum sollte nicht sowohl als ein Werk von ihm, sondern im Geiste der alten Kirchenverfassung als die Sache der gesammten Geistlichkeit erscheinen.

Von allen Schritten wurde der Fürstbischof Dalberg in steter Kenntniß erhalten, und ohne dessen Gutheißung und Billigung überhaupt nichts von Bedeutung unternommen, so daß eigentlich die ganze Verantwortung der Verwaltung rechtlich auf den Ordinarius der Diöcese, den Fürstprimas von Dalberg, zurückgriff.

Ueberhaupt aber war Wessenberg ein zu positiver Geist und zeigte jeder Zeit vor den **Instituta majorum**, vor den bewährten historischen Einrichtungen und Ueberlieferungen (in Kirche und Staat) einen zu tiefen Respekt, als daß er je in die Rolle des gewöhnlichen Aufklärers hätte verfallen und an der mechanischen Arbeit des bloßen Auf- und Wegräumens Geschmack finden können.

Wenn dennoch ein so ernster und edler Geist, der seiner Kirche mit warmer Liebe zugethan, und die religiösen Zustände nur mit kirchlich erlaubten und empfohlenen Mitteln zu ver-

bessern bestrebt war, bald der Gegenstand arger Befeindung und eines fast tödtlichen Hasses von Seite jener bereits näher bezeichneten Partei, die sich vorzugsweise die „kirchliche“ nennt, werden konnte, so ist dies ein starker Beleg dafür, wie weit die jesuitisch-ultramontanen Führer nicht etwa von der christlichen Wahrheit, sondern vom bessern Geiste und Wesen der katholischen Kirche selbst sich entfernt haben. Der Haß dieser Leute ist Wessenbergs untrügliche Rechtfertigung und schönste Ehrenrettung.

In Deutschland selbst hatte Wessenberg und seine Reformen lange keine ernstlichen Anfechtungen zu erfahren; die kirchliche Reaktion begann hier erst später mit der politischen.

Anders lagen die Dinge in der Schweiz. Hier bestand eine Reihe zum Theil reicher Klöster fort, als einflußreiche Pflanzstätten des ultramontanen Geistes; in Luzern residirte ein päpstlicher Nuntius, in jenen bewegten Tagen der Mittelpunkt aller reaktionären Umtriebe in der Eidgenossenschaft auf dem politischen und kirchlichen Gebiet. Hier sollte das Vorspiel zum Kampfe mit der hierarchischen Partei beginnen.

Wessenberg hatte der Schweiz, seit er in amtlichen Beziehungen zu ihr stand, stets eine vorzügliche Sorgfalt gewidmet. Land und Volk genau kennend und aufrichtig liebend, wußte er den dortigen eigenthümlichen und schwierigen Verhältnissen jeder Zeit besondere Rechnung zu tragen. Das Land hat seinen Anregungen manches bleibende Gute, namentlich hinsichtlich seiner Schuleinrichtungen und kirchlichen Fondsverhältnisse zu verdanken.

Gern hätte Wessenberg gesehen, daß auch die schweizerischen Candidaten der Theologie in das Seminar zur Meersburg, seine Lieblingsschöpfung, eingetreten wären, um an dem dort gepflegten bessern Geiste Antheil zu nehmen. Dies war jedoch nur selten der Fall, da Meersburg den Schweizern als Ausland galt. Aus demselben Grund ließen sich auch die einzelnen Kan-

tonsregierungen nicht bewegen, zu einer diesfälligen allgemeinen Verpflichtung für ihre Angehörigen ihre Zustimmung zu geben.

Es blieb nichts übrig, als der höchst mangelhaften wissenschaftlichen Vorbildung der schweizerischen Candidaten durch geeignete Einrichtungen in der Schweiz selbst zu begegnen. Der ganze Bildungsgang dieser Geistlichen bestand bisher darin, daß sie an irgend einer Klosterschule einen dürftigen mönchischen Vortrag über Dogmatik und Moral hörten, dann einige Wochen lang bei irgend einem Pfarrer das Messelesen, und was sonst zum geistlichen Handwerk gehört, erlernten, womit dann der künftige Seelsorger fertig war. Solchem Uebelstand suchte Wessenberg aus allen Kräften abzuhelfen, und er wurde hierbei von den leitenden Männern in den einzelnen Kantonen bis zu einem gewissen Grad eifrig unterstützt.

Aber sein Plan, eine den Anforderungen der Zeit entsprechende gemeinsame theologische Lehr- und Erziehungsanstalt und ein allgemeines Seminar für die Schweiz herzustellen, scheiterte an dem bekannten „Kantönli'sgeist" der frühern Schweiz. Jeder Kanton fürchtete hierbei durch Anschließung an einen andern sich etwas zu vergeben, wenn er auch selbst nicht im Stande war, eine genügende Anstalt zu errichten. Es mußte demnach den Umständen gemäß das möglich Gute angestrebt werden.

Im St. Gallischen wurde nach längeren Unterhandlungen mit der Regierung aus dem Klostervermögen des in Folge der schweizerischen Revolution säkularisirten Stifts eine wohldotirte, zweckmäßig eingerichtete Kantonsschule und neben dieser ein Seminar nach dem Muster der Meersburger Anstalt hergestellt. Die Direktion wurde dem verdienstvollen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber (des Kantons) Ildephons ab Arx übertragen, einem ehemaligen Mitglied der weltberühmten Abtei St. Gallen, das sich durch gründliche Gelehrsamkeit und erleuchtete Geistesrichtung hervorthat. Was von dem reichen ausgeschiedenen Klostervermögen des Stifts übrig war, wurde zur

Erhaltung seiner berühmten Bibliothek mit ihren werthvollen Handschriften, zur Verschönerung der Klosterkirche, insbesondere aber zur Verbesserung des katholischen Volksschulwesens des Kantons verwendet. Zur wirksamern Durchführung dieser heilsamen Maßregeln hatte Wessenberg in jenen Tagen wiederholt seinen Aufenthalt auf einige Zeit in St. Gallen selbst genommen.

In Luzern mußten zu ähnlichen wohlthätigen Einrichtungen, deren Zweck Verbesserung der kirchlichen Zustände und Hebung des sittlich-religiösen Lebens war, die Mittel erst beschaffen werden. Der Kanton besaß zwar bereits eine theologische Lehranstalt, wohl die vollständigste in der Schweiz. Doch ließ auch sie Vieles zu wünschen übrig. Daß diese den Anforderungen der neuern Zeit entsprechend erweitert und mit tüchtigen Lehrern besetzt werde, ferner daß, was ganz fehlte, ein wohlorganisirtes Seminar damit in Verbindung trete, war eine Hauptangelegenheit für Wessenberg. Denn da Luzern von jeher das Ansehen des katholischen Vororts in der Schweiz besaß, so durfte er hoffen, daß die kleineren Kantone gern die dortigen Bildungsanstalten für ihre Angehörigen benutzen würden.

Die nöthigen Mittel zur Ausführung dieser heilsamen Plane sollten, da die Regierung zwar guten Willen, sonst aber nichts zur Verfügung hatte, durch eine Einrichtung, die in den deutschen Antheilen des Konstanzer Bisthums bereits so vortheilhaft sich erwiesen hatte, nämlich durch Gründung eines allgemeinen Kirchen- und Religionsfonds, herbeigeschafft werden. Hierzu sollten die entbehrlichen Ueberschüsse kirchlicher Fonds, so weit diese unmitelbar unter dem Bischof, folglich unter der Verfügungsgewalt Wessenbergs, standen, dann die sogen. Intercalargefälle erledigter Pfründen verwendet werden.

Ueber all dieses wurde zwischen der Regierung zu Luzern d der oberkirchlichen Behörde zu Konstanz im Jahr 1806 e schriftliche Uebereinkunft abgeschlossen, wobei ausdrücklich

bestimmt war, daß durch die neuen Einrichtungen keine kirchliche Anstalt in ihrem Wesen beeinträchtigt und kein wirklicher Pfründbesitzer in seinem bisherigen Bezug geschmälert werden solle.

In Luzern (wie auch in Aargau) bestanden mehrere sogen. Chorherrenstifter, deren Glieder bei einem bedeutenden Einkommen lediglich zu einem mechanischen Chordienst verpflichtet waren, ein geistlicher Müssiggang, bei dem die Erbauung des Volkes nirgends gewinnt, der aber überall mancherlei Aergerniß zu seinen Folgen hat. Nach der Luzerner Uebereinkunft sollten nun künftighin diese Stifter zu Belohnungen für wohlverdiente Professoren und zu Ruheplätzen für ältere Pfarrer bestimmt werden. „Dadurch", sagt Wessenberg, „war der Zutritt allen verdienstlosen Bewerbern, die bloß Geistliche werden, um in vergnüglichem Müssigang an der Tafel der Kirche zu zehren, abgeschnitten, und zu einer bessern Ordnung und Zucht an diesen Stiftern der Weg gebahnt." —

Nach einer weitern Bestimmung dieser Uebereinkunft sollte das Einkommen der Pfarreien billig ausgeglichen werden (nämlich aus Mitteln des allgemeinen Religionsfonds), auch die Gründung neuer erfolgen, wo ein augenscheinliches Bedürfniß dazu vorliege.

Dieses zeitgemäße Uebereinkommen, um Kirchen- und Schulwesen in der Schweiz zu heben und zu verbessern, fand dort bei allen verständigen und vorurtheilsfreien Männern so ungetheilten Beifall, daß bald ähnliche Uebereinkünfte in anderen Kantonen, namentlich im Aargau nachfolgten. Auch wäre es vor Sachkundigen überflüssig, weiter nachzuweisen, daß sie in allen ihren wesentlichen Bestimmungen nichts enthalten, was den wirklich geltenden Kirchengesetzen zuwider, oder nicht in der kirchenverfassungsmäßigen Competenz des bischöflichen Stuhles von Konstanz gelegen wäre.

Dessen ungeachtet wurde die Luzerner Uebereinkunft vom

Jahr 1806 der Ausgang der leidigen Irrung und des langwierigen und folgenreichen Kampfes mit der römischen Curie oder vielmehr mit der jesuitisch-ultramontanen Partei, die in jener nur zu leicht ihre Vertretung findet.

Die lichten Bestrebungen Wessenbergs waren dem päpstlichen Nuntius zu Luzern, dessen Freunden und Anhängern, längst ein Dorn im Auge. Insbesondere schienen ihnen die verbesserten Bildungsanstalten für den heranwachsenden Klerus bedenklich; und hierin hatten sie von ihrem Standpunkte aus Recht. Denn die erkannte Wahrheit macht frei, wie das Evangelium sagt, und duldet in die Länge keine hierarchischen Fesseln.

Da die neuen Einrichtungen selbst ohne großen Widerspruch zu erregen direkt nicht angegriffen werden konnten, so mußte eine Nebensache, die höchstens als Formfehler gelten konnte, als Anlaß zum Streite dienen, den die Partei dann in ihrer Weise zu generalisiren suchte.

Nach einem Artikel der Uebereinkunft war nämlich auf Antrag der Luzerner Regierung das Kloster Wertenstein zur Aufnahme des neuen Seminars, als hiezu durch seine ländliche Lage und seine Räumlichkeiten besonders geeignet, bestimmt worden. Das Kloster war im Erlöschen begriffen; wenige alte Franziskanermönche, seine einzigen Bewohner, sollten anderwärts anständig untergebracht werden. Gegen dieses durch die Umstände empfohlene Verfahren erhob nun der Nuntius Einsprache, die Aufhebung des Klosters als einen Eingriff in die päpstliche Rechte erklärend. Seine Berichte nach Rom müssen aber noch viel Schlimmeres enthalten haben, da ohne jede weitere Untersuchung ein päpstliches Breve erfolgte, worin unter scharfer Rüge von „Kirchenraub" u. a. die Rede war. Vergebens blieben alle Schritte der Luzerner Regierung und der bischöflichen Behörde, um in Rom Auskunft über die wahre Beschaffenheit der Sache zu geben. Die geheimen Denuntiationen der „Partei" fanden dort willigeres Gehör, als die sachlichen Darstellungen der gesetzlichen

Behörden. Es erfolgte bald ein zweites Breve, worin über die ganze Uebereinkunft der Stab gebrochen, und Wessenberg ohne weiteres vorgeworfen wird, „daß er die Rechte der Kirche schändlich untergrabe, und die Kirchengewalt mit Füßen trete.“

Eine forcirte Sprache gehörte bekanntlich zu den Eigenthümlichkeiten des römisch-curialistischen Styls, dessen Maßlosigkeit mit dem Uebermaß römischer Ansprüche gleichen Schritt hält. Hier mochte es übrigens nur der natürliche Ausdruck einer schwer zurückgehaltenen Erbitterung sein. Denn jeder Verständige wird der Ansicht beistimmen, daß die lediglich im höhern kirchlichen Interesse beabsichtigte — aber nicht effectuirte — Verpflanzung von ein paar Bettelmönchen aus einem Lokale in ein anderes keinen hinreichenden Grund zu einer so leidenschaftlichen Ereiferung abgeben könne, vielmehr auf einem bedeutsamern Hintergrund beruhen müsse.

Dies der Anfang des Streites mit Rom, auf dessen weitern Verlauf wir später zurückkommen müssen. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß auf Wessenbergs Andringen, der auch in formeller Beziehung Rom keinen gegründeten Anlaß zur Beschwerde geben wollte, von dem Plane mit dem Kloster Wertenstein abgestanden, und das Seminar in der Stadt Luzern selbst im Jahr 1807 eröffnet wurde. Die Direktion wurde bald dem deutschen Professor Dereser, der sich bereits durch mehrere Werke zur Förderung des praktischen Bibelstudiums einen wohlverdienten Ruf erworben hatte, übertragen. Die neuen Lehranstalten nahmen einen erfreulichen Fortgang, erwarben Vertrauen, und zogen bald auch aus anderen Kantonen immer mehr junge Männer herbei, die in Luzern ihre Studien machten. Wäre Wessenbergs Wirksamkeit in der Schweiz nicht frühe durch die vereinigten Anstrengungen der ultramontanen und politischen Reaktion unterbrochen worden, so würde Luzern voraussichtlich eine wohlorganisirte wissenschaftliche Lehranstalt erhalten haben, die als Pflegerin eines hellern Geistes und ächter

Wissenschaftlichkeit selbst in die Geschicke der Eidgenossenschaft wohlthätig hätte einwirken mögen. —

Aber wohin es mit der Kirche und ihrer Verfassung gegenüber den maßlosen Ausschreitungen der päpstlichen Gewalt gekommen, davon geben diese ersten Reibungen mit Rom einen traurigen Beleg. Solche Erscheinungen mußten auch in Wessenberg die Ueberzeugung befestigen, daß, wenn es mit dem kirchlichen Leben wieder besser werden solle, Befreiung von den Fesseln römischer Allgewalt und deren Zurückweisung in gebührende Schranken nothwendige Vorbedingungen seien. Dies führt uns auf die bedeutungsvollste Seite seiner öffentlichen Wirksamkeit, auf Wessenbergs nationalkirchliche Bestrebungen.

Drittes Buch.

Zweite Periode der öffentlichen Wirksamkeit.

Wessenbergs nationalkirchliche Bestrebungen.

1811 — 1816.

Erstes Kapitel.

Kirche und Nationalität, oder Einheit der Kirche und Freiheit des kirchlichen Lebens der Nationen.

Seit man von der ursprünglichen Einfachheit des Christenthums in Lehre, Kultus und Verfassung, wie diese nach dem Zeugniß der Geschichte in den ersten schönsten Zeiten der christlichen Kirche bestanden, mehr und mehr abwich, hat sich eben damit auch das richtige Verständniß für das geistige Reich des Erlösers und dessen Anforderungen an den Menschen allmälig verdunkelt.

Die Kirche wurde unter den Händen der Menschen, durch Einfügung allerlei fremdartigen Materials, namentlich aus dem Judenthum und Römerthum, im Laufe der Zeiten zu einem Bauwerke umgestaltet, dessen Großartigkeit und kunstreiches Gefüge man immerhin bewundern mag. Auch wäre es unrecht und geradezu unhistorisch, wenn man der Kirche auch in dieser Gestalt ihrer Entwicklung jedes Verdienst absprechen wollte. Dieser Bau hat vielmehr während mehrerer Jahrhunderte wilder Barbarei die einzig sichere Stätte für menschliche Gesittung dargeboten, und viele Stützen der Kultur, deren wir uns jetzt noch erfreuen, sind uns lediglich in seinen festen schützenden Gewölben erhalten worden.

Aber anderseits ist es eben so wahr, und jedes einfache christliche Gemüth muß es tief beklagen: es ist eitel Menschenwerk, was sie schufen, indem sie aus dem geistigen Reiche Christi ein Reich dieser Welt zu machen, und die göttlich einfachen Wahrheiten des Evangeliums mit einem theils feinen, theils plumpen Gewebe menschlicher Sophistik zu umspinnen suchten. Es klingt wie eine bittere aber zutreffende Ironie, wenn ein hervorragender Staatsmann der neuern Zeit, zugleich einer der edelsten Menschen, seine Ansicht über den Gegensatz des Evangeliums zu der theologischen Scholastik damit bezeichnete, daß er zu sagen pflegte: darin erkenne er für seine Person das stärkste Gepräge der göttlichen Wahrheit des Christenthums, daß dieses noch zu keiner Zeit durch den Unverstand oder die Selbstsucht der Menschen hat ganz verdunkelt oder entkräftet werden können. —

Sinnig sagt Wessenberg: „Die Versuchungsgeschichte des Erlösers, wie das Evangelium sie uns erzählt, stellt symbolisch alle die Versuchungen zu jeder Art von Verweltlichung dar, denen die Kirche im Laufe der Zeiten ausgesetzt sein sollte. — Die innere göttliche Kraft des Christenthums mußte sich hier zur Abwehrung und Besiegung des bösen Geistes dieser Welt — d. i. der selbstsüchtigen Leidenschaften und Begierden der Menschen, ihrer Hoffahrt, Habsucht und Herrsucht — im Schoße der Kirche selbst und ihrer Leiter bewähren."

Die Verweltlichung der Kirche und ihre Ausartung von den ursprünglichen Grundlagen, auf denen sie in den ersten Jahrhunderten ruhte, tritt uns nirgends schroffer und unheilvoller entgegen, als in der Art und Weise, wie im Laufe der Zeit die Kirchenverfassung und das Kirchenregiment sich gestalteten. Der Versuchung der Herrlichkeit dieser Welt, insofern diese in dem Blendwerke schrankenloser Macht die Herrschsucht des Menschen reizt, haben die obersten Vorsteher der Kirche am wenigsten widerstehen können.

„Alle Thatsachen der ersten Kirchengeschichte" — sagt Wessenberg — „vereinigen sich dahin, die Berathung in wohlgeordneten Versammlungen aller Glieder der Gemeinde als das Wesen und die Seele der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten darzustellen. . . Tief aus der Natur einer Verbrüderung, in welcher die Liebe den Vorsitz führen und die Gemeinschaft des hl. Geistes obwalten sollte, ging hervor, daß alles Gemeinsame auch gemeinsam berathen und beschlossen wurde. . . Die Vorsteher der Gemeinde, die sogen. Aeltesten (Presbyteri oder auch Episcopi, Bischöfe, d. i. Aufseher genannt) und ihre Gehilfen für die Armenpflege (die Diaconen) wurden durch Wahl oder doch nur mit Zustimmung der Gemeinden bestellt. Sie sollten ihre Gemeinde nicht als Gebieter beherrschen, sondern ihr ein Vorbild sein in der Liebe, in der Selbstbeherrschung, in allem Guten. — Dies war die Summe der Verhaltungsbefehle, welche die Apostel allen Kirchenvorstehern ertheilten; dieß das Beispiel, das sie ihnen bei der Ausübung ihrer Gewalt selbst gaben, indem sie nur als Diener des einen Hauptes Christi handelten, der ihnen jede Ueberhebung des Einen über den Andern und jeden Rangstreit als unpassend für die neue geistige Gemeinschaft verwiesen habe."

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, hier die weitere Gestaltung der kirchlichen Verfassungszustände im Laufe der Jahrhunderte im Einzelnen zu verfolgen. Die Geschichte, deren klares Zeugniß nur jener verkennen kann, dessen Vorstellungskreis von vornherein von anderen Motiven als denen der Wahrheit geleitet wird, liefert den unbestreitbaren Nachweis, wie, und durch welche Umstände hauptsächlich veranlaßt, die ursprüngliche kirchliche Verfassung von der einfachen demokratischen Grundlage der apostolischen Gemeinden sich allmälig entfernte, und mit der Ausbildung eines hierarchisch-priesterlichen Standes streng aristokratischen Einrichtungen weichen mußte, indem die ganze Kirchengewalt — mit Zurück-

setzung aller übrigen Mitglieder der Kirche — als ausschließliches Vorrecht an die Bischöfe und ihre Synoden gelangte. Auch in der Entwicklung dieser bischöflichen Verfassung, des sogen. Episcopalsystems, das vom 3. bis 8. Jahrhundert vorherrschte, fanden mehrere Uebergangsstufen statt, bis endlich mit dem Einbruch der dunkelsten Zeit des Mittelalters das gesammte Kirchenregiment einem Einzigen dieser Hierarchen anheimfiel, indem die Kirche selbst — nach Zertrümmerung ihrer alten freiheitlichen Ordnung und mit Einbuße jeder Selbstständigkeit der Glieder (selbst der Bischöfe) — eine ausschließliche Domäne in den Händen der Bischöfe von Rom wurde.

In Wahrheit erlangten diese Bischöfe oder Päpste bald nach dem ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung eine so schrankenlose Macht und ausgedehnte Herrschaft, wie sie nie ein anderer Gewaltträger dieser Welt, weder in alter noch neuer Zeit, je besessen hat. „Die gesammte Christenheit", so lautet diese neue päpstliche Lehre, „ist Ein Reich, in diesem Reiche nur Ein Fürst und dieser Fürst ist der Papst. Der Papst ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, dem daher jede andere Gewalt, geistliche oder weltliche, unterthan sein muß. Denn wie der Sohn Gottes in seiner Person zwei Naturen, so vereinigt sein Statthalter, der Papst, in seiner Würde eine zweifache Gewalt, die geistliche und weltliche. Denn Christus habe Einen Allen vorgesetzt, damit, so wie ihm alle Kniee im Himmel, auf Erden und unter der Erde sich beugen, auch seinem Statthalter Alle gehorchen, und Ein Schafstall und Ein Hirte sei. — Der Papst ist daher der allein rechtmäßige allgemeine Bischof; die übrigen Bischöfe sind nur seine Vicare, die ihre Gewalt vom Papste empfangen, die er daher ein- und absetzt lediglich nach eigenem Ermessen. Aber auch alle weltlichen Fürsten der Christenheit sind des Papstes Vicare, haben ihm zu huldigen, indem sie ihm allein die Füße küssen; Jenem kommt es zu, Kaiser und Könige vor sein Tribunal zu fordern, und nöthigenfalls

auch die Unterthanen des Eides der Treue gegen ihre Fürsten zu entbinden. . . Diese Gewalt, wie im Umfange nichts ausschließend, ist ihrem Wesen nach unbeschränkt, und, als durch Gottes Gnade verliehen, den Menschen, auch den allgemeinen Concilien gegenüber, unverantwortlich; ihr Träger ist als solcher infallibel, seine Kundgebungen sind Gesetze, seine Aussprüche Dogmen." —

Dies sind die Grundanschauungen des sogenannten Papalsystems, dessen Anhänger sie heute noch festhalten und überall, so weit dies nach dem gegenwärtigen Stand der Civilisation möglich ist, zur Geltung zu bringen suchen. Das ganze System mit seinen kolossalen und frevelen Ausschreitungen und mit seiner naturwidrigen Confundirung der göttlichen und menschlichen Ordnung der Dinge beruht auf dem Wahne, daß Kirche und Papst Ein und Dasselbe sei, und auf der unheilvollen Vermischung geistlicher und weltlicher Gewalt, womit die zweideutige Politik fränkischer Herrscher die Bischöfe von Rom beschenkt hatte.

Mit der wachsenden Einsicht in das Irrthümliche und Unhaltbare dieser Fundamente mußte auch der darauf errichtete Riesenbau der römischen Hierarchie mehr und mehr zerfallen. Denn einmal fehlt es ihm an innerer Wahrheit, weil Christi Reich nicht von dieser Welt ist; sodann geht ihm jede äußere Berechtigung ab, weil die päpstliche Allgewalt auf keiner göttlichen Institution, sondern auf offenkundiger Fälschung der historischen Institutionen und der ursprünglichen Gesetze und Freiheiten der Kirche, folglich auf einer unverantwortlichen Usurpation beruht.

Uebrigens liegt es in der Natur der schrankenlosen Gewalt und ist für eine absolute Universalherrschaft insbesondere eine wesentliche Bedingung ihres Bestehens, alles individuelle Leben um sich her und alle Selbstständigkeit der Glieder zu vernichten. Nach diesem Ziele starrer Uniformität hat Rom stets mit mehr

oder minder Glück gestrebt, um jeden selbstständigen nationalen Geist auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens in seinem abstrakten Universalismus aufzulösen. Dies ist dem römischen Papstthum auch in einer Weise und Ausdehnung gelungen, wie noch nie irgend einer hierarchisch-despotischen Gewalt auf Erden. Nicht nur daß Rom die kirchliche Oberleitung der abendländischen Völker unmittelbar in seine Hände nahm, und hier im Großen wie im Kleinen Alles regelte und ordnete, das gesammte kirchlich-religiöse Leben der Nationen sollte in die von Rom geschaffenen Formen gegossen werden. Wie der Priester seine Haare tragen, wie Schnitt und Farbe seiner Kleidung beschaffen, wie er mit dem Cingulum sich zu gürten, welche Worte er dabei sprechen solle u. s. w.; wie und wann die Leute sich bekreuzen, die Kniee beugen, wie oft sie des Tags zu beten hätten, dieses und so vieles Andere beruht auf römischen Vorschriften.

Doch das Verletzendste, was die uniformirende Centralisation des römischen Pontifex zur Befestigung seiner Herrschaft über die Geister erfand, besteht darin, daß den Völkern mit Aufdrängung der römisch-lateinischen Liturgie gleichsam die höhere Weihe ihrer Sprachen, nämlich deren Gebrauch beim Gottesdienste, genommen oder verkümmert wurde. Was soll man denn sagen, wenn in deutschen Kirchen, bis auf Wessenbergs Reformen, selbst die schönen Psalmen von dem Volke in lateinischer Sprache — also ohne jedes Verständniß des Inhalts — abgesungen werden mußten! Und klingt es nicht wie eine bittere Ironie oder vielmehr laute Anklage gegen diese angeblichen Väter und Hirten des Volkes, wenn sie den lateinischen Text mit deutschen Buchstaben drucken ließen, um dem armen betrogenen Volke wenigstens formell das sinnlose Absingen möglich zu machen?!

Doch ist es eine tröstliche Betrachtung menschlicher Dinge, daß der Uebertreibung einer Verkehrtheit stets die Nemesis auf

dem Fuß nachfolgt, und gerade aus den ärgsten Mißgriffen immer ein bleibender Gewinn hervorgeht. Wäre der Geisteszwang, den Rom gegen die europäischen Nationen übte, nicht so hoch getrieben worden, der religiöse und sittliche Nerv dieser Nationen hätte in den lähmenden wälschen Formen erschlaffen müssen, und der Genius der europäischen Menschheit hätte nie einen so gewaltigen Aufschwung zur Selbstbefreiung genommen.

Seit dem 15. Jahrhundert erhob sich gegen die absolute Herrschaft der Päpste eine immer wirksamere Reaktion. Es waren nicht mehr einzelne Fürsten, die sich für Erhaltung ihrer Throne gegen die Päpste wehrten; die Opposition gegen die ganze Unnatur der päpstlichen Usurpation ging von dem erstarkenden nationalen Geiste der europäischen Völker aus, der die römische Bevormundung nicht länger dulden wollte. „In einem Körper", sagt der ehrwürdige Kanzler der Universität Paris, Peter von Ailly, „dessen Glieder gelähmt und in ihrer freien Bewegung gehemmt sind, kann, selbst wenn das Haupt gesund wäre, kein frisches Leben pulsiren, vielmehr muß ein Glied nach dem andern verdorren."

Zu dieser Regung des nationalen Geistes kam dann das durch das neu aufgehende Licht der Wissenschaft erleuchtete bessere kirchliche Bewußtsein. Man begann immer allgemeiner einzusehen, daß Kirche und Papstthum ganz verschiedene Dinge seien, die sich wie Göttliches und Menschliches, Bleibendes und Vergängliches zu einander verhielten. Daß der Primat der römischen Bischöfe keineswegs auf unmittelbar göttlicher Institution, sondern auf geschichtlicher Entwicklung beruhe, war bereits im 15. Jahrhundert die vorherrschende Ansicht der meisten und geachtetsten Theologen, und wurde an der Universität Paris, welche als die gefeiertste wissenschaftliche Anstalt der damaligen Welt die „Mutter des Lichts der Kirche", der „Leuchter im Hause Gottes", die „treue Pflegerin alles Guten und Wahren" u. s. w. genannt wurde, ungehindert gelehrt.

Seit eine vorurtheilsfreiere Forschung der Geschichte und ihrer Thatsachen zur Einsicht führte, daß die christliche Kirche Jahrhunderte lang ohne den Primat der römischen Bischöfe, also ohne Papst bestanden hat, ohne an ihrer Einheit und Wirksamkeit Einbuße zu erleiden, begann auch der Nimbus, der sonst den päpstlichen Stuhl umhüllte, zu verschwinden. Gegenüber dem päpstlichen System, welches Kirche und Papst identificirt, huldigte man wieder einer gesunden Auffassung des kirchlichen Organismus: die Fülle der kirchlichen Gewalt liege in keinem einzelnen Mitgliede der Kirche, weder im Papst noch in den Bischöfen, sondern in der Gesammtheit der Kirche. Diese, d. i. die gesammte Gemeinde der Christen, werde repräsentirt durch die allgemeinen Kirchenversammlungen, wo die Bischöfe die Organe der einzelnen Nationalkirchen bilden.

Solche Ansichten vertrat seit dem 15. Jahrhundert mit allem Nachdruck die Universität Paris, vor Allen ihr großer Lehrer Johannes Gerson, Peters von Ailly Schüler und Nachfolger, durch Gelehrsamkeit und Hoheit der Gesinnung alle seine Zeitgenossen überstrahlend. Gerson ist als der eigentliche Wiederhersteller der altkatholischen bischöflichen Verfassung anzusehen, welche den Schwerpunkt des kirchlichen Lebens in die Synoden und Kirchenversammlungen legt. Diese Verfassung, recht verstanden und in allen ihren nothwendigen Consequenzen verständig durchgeführt, entspricht allein dem einheitlichen Wesen der katholischen Kirche, wie zugleich den besonderen Bedürfnissen und den religiösen Interessen der einzelnen Nationen. Denn sie ist ganz geeignet, die Einheit des Ganzen (dieses Grundprinzip des Katholicismus) auf den allgemeinen Kirchenversammlungen zu wahren, während sie anderseits die freie Bewegung und relative Selbstständigkeit der Glieder (durch National- und Provinzialconcilien) gestattet. Freilich müßte für die Zusammensetzung dieser Synoden

die christliche Grundidee, daß die Kirche, d. i. die Gemeinde Christi oder das christliche Volk, sich selbst regiere nach dem Vorgang der apostolischen Zeit und Einrichtung, wieder maßgebend werden. Als ausschließlich hierarchische Institutionen würden solche Versammlungen nach dem gegenwärtigen Kulturzustand der Völker und dessen berechtigten Anforderungen ziemlich einflußlos, jedenfalls für die Förderung eines wahren religiösen Lebens in unseren Tagen, wie die Erfahrung genugsam lehrt, unfruchtbar sich zeigen.

Die erneute altkirchliche Ordnung erhielt durch die allgemeine Kirchenversammlung zu Konstanz (1414—18) ihre feierliche Sanction, indem hier besonders auf Gersons Betreiben und Autorität der Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die Kirchenversammlung, nicht aber der Papst die Kirche repräsentire, daß folglich Dieser wie jeder andere Christ jener unterhan und ihren Beschlüssen Gehorsam schuldig sei.

Hierbei ist es bezeichnend für die Richtung der Zeit, welche auf dem Concil zu Konstanz zum Siege kam, daß jener Fundamentalsatz des ächten katholischen Kirchenverfassungsrechts — im Gegensatz zu dem verfälschten römisch-päpstlichen — durch eine Uebereinkunft der auf dem Concil repräsentirten Nationen (nämlich der deutschen, französischen, italienischen, englischen und spanischen, denen je die kleineren zugetheilt waren), und nicht durch die sonst gewöhnliche Abstimmung nach Köpfen zu Stande kam. Der Sinn des denkwürdigen Beschlusses war demnach, einmal feierliche Verwahrung gegen die päpstliche Usurpation einzulegen, dann das gute Recht der Nationen, auch auf dem Gebiete ihrer religiösen Angelegenheiten sich selbst zu verwalten, auszusprechen, folglich das nationalkirchliche Element mitten im Schooße der allgemeinen Kirche selbst wieder zur Geltung und Anerkennung zu bringen.

Auf diesem von der feierlichsten und zahlreichsten Kirchen-

versammlung, welche die Christenheit je gesehen (es waren allein über 3000 höhere Prälaten in Konstanz anwesend) neu gelegten oder vielmehr, um historisch richtiger zu reden, wiederhergestellten Fundamente der katholischen Kirchenverfassung sollte dann das nach Basel berufene Concil (1431—43) weiter fortbauen. Die Aufgabe der neuen Kirchenversammlung war, die Kirche von den schrecklichen Mißbräuchen und Entstellungen, welche unter der päpstlichen Verwaltung eingeschlichen, zu reinigen, und die Völker und Gemeinden von dem unerträglichen Druck zu befreien, welchen die unter allen Formen und Vorwänden verübten Gelderpressungen der römischen Curie, das zahllose Heer unwissender Mönche und schwelgender Prälaten herbeigeführt hatten.

Es bezeichnet sattsam den tiefen Verfall der Kirche und den Zustand des kirchlichen Lebens, wenn selbst ein Regent, wie Kaiser Friedrich III., zu folgender öffentlichen Erklärung sich genöthigt sieht: „Dieses Uebermaß der Mönche, Nonnen, Pfaffen und anderer Bettler, die unter einem geistlichen Schein die Welt betrügen wollen, beschwert so hart den armen Bürger in den Städten und den armen Mann auf dem Lande, daß ihr Weib und Kind oft an ihrer Nahrung Mangel haben, damit sie nur das faul müssiggehende Volk ernähren mögen!" — Der Schmerzensruf des armen Volkes über all den Druck und „Unfug an heiliger Stätte" machte sich damals in den Worten Luft:

„Was ist das für ein Wesen?
Wir können vor lauter Pfaffen nicht genesen!" —

Solche Stimmen von Oben und aus der Mitte des Volkes bezeugen hinlänglich, wie dringend das Bedürfniß nach einer durchgreifenden „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern" empfunden wurde, und wie laut und allgemein das Verlangen darnach war. Die Kirchenversammlung zu Basel entsprach auch durch ihre Beschlüsse dem Vertrauen Aller, die es mit der Kirche wohlmeinten. Wären die Basler Beschlüsse

zur wirklichen Ausführung gekommen, wäre überhaupt diese erleuchtete Versammlung in ihrem reformatorischen Streben von den weltlichen Regierungen nachdrücklich unterstützt worden, insbesondere hätte einer der schwächsten der vielen Schattenregenten, die seit dem Ausgang der großen Hohenstaufen auf dem deutschen Kaiserthron vegetirten, das Basler Concil nicht den Intriguen der römischen Curie preisgegeben, oder vielmehr hätte dieser Friedrich III. nicht die gute Sache der deutschen Nation an den Papst verrathen, so würde diese im 16. Jahrhundert nicht in zwei feindliche Lager sich gespalten haben, zu einer Kirchentrennung wäre kein Bedürfniß gewesen und der deutschen Nationalität wäre nicht die tiefste Wunde geschlagen worden, an der sie fortwährend verblutet. —

Die Reformation des 16. Jahrhunderts war in ihrem nächsten Einfluß der freien Bewegung der katholischen Kirche keineswegs günstig. Es trat vielmehr in ihrer bisherigen Entwicklung, die in dem Geiste der großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts eine so hoffnungsvolle Morgenröthe für eine bessere Gestaltung des kirchlichen Lebens der europäischen Nationen versprach, ein trauriger Stillstand ein, indem jetzt, als Gegensatz zu den sich trennenden Gliedern, das reaktionäre Element die Oberhand gewann, und die Erhaltung des Bestehenden, die Conservation, die allein maßgebende Maxime wurde.

Daher erklärt es sich auch, wie das päpstliche System, was es durch Abfall der Protestanten an Umfang seiner Herrschaft einbüßte, durch erhöhten Einfluß in der Kirche selbst reichlich wieder gewann. So gelang es dem Papstthum und seiner schlauen Politik, auf dem Concil zu Trient (1545—63) statt der geforderten durchgreifenden Reformation in Wahrheit lediglich seine eigene Restauration durchzusetzen, und Fürsten und Völker mit bloßen Scheinreformen abzufinden. Nicht eines der Postulate, welche der deutsche Kaiser im Namen der deutschen Nation an die Kirchenversammlung stellte, fand dort

Beachtung. Die eigentlichen kirchlichen Lebensfragen in jener Zeit, die Stellung des Papstthums zur Kirche, die Rechte und Freiheiten der Nationalkirchen u. a. wurden durch die Machinationen der päpstlichen Legaten und ihres sklavischen Anhanges, wie der kaiserliche Gesandte in gerechter Entrüstung die servile Mehrheit der meist italienischen Prälaten nannte, umgangen und blieben ungelöst. Dagegen suchte man Lehre und Disciplin der Kirche in möglichst stereotipe Formen zu gießen, um den Geist zu bannen, jede gesunde Entwicklung der Kirche zu hemmen, und statt dessen die Erstarrung zum Prinzip des kirchlichen Lebens zu machen.

Zu gleicher Zeit wußte das Papstthum in dem neugegründeten Orden der Jesuiten sich jene geschmeidigen, zu jedem Ding brauchbaren und geschickten Werkzeuge zu bereiten, die lange Zeit es meisterhaft verstanden, Roms absolute Herrschaft zu stützen, dessen mittelalterliche Ansprüche den modernen Zuständen thunlichst anzupassen, und eine Stagnation im kirchlichen Leben zu bewirken, die chinesischen Zuständen — bekanntlich das Ideal der Jesuiten — ganz angemessen wäre. Doch mit all seinen Practiken vermochte der schlaue Orden und sein Anhang nicht zu verhindern, daß das mittelalterlich-päpstliche Rom, d. i. das jesuitisch-ultramontane System, mit der ganzen intellectuellen und sittlichen Entwicklung der europäischen Völker in unversöhnlichen Widerspruch kam, und zwischen jenen und der fortschreitenden Civilisation eine immer größere Kluft sich aufthut, deren Gefahren für das menschliche Kulturleben selbst nur Blindheit oder die alleroberflächlichste Bildung verkennen kann.

Indessen hat es gegen diese verderben-schwangere Richtung in der katholischen Kirche nie an einer heilsamen Gegenwirkung gefehlt. Seit den Tagen der erleuchteten Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts, auf welchen das bessere kirchliche Bewußtsein im Namen des historischen Rechts der Kirche und der Nationen einen so energischen Protest gegen die päpstliche Usur-

pation erhob, gibt es in der katholischen Kirche eine rechte und linke Seite, jene für den päpstlichen Absolutismus, diese für die Freiheit der Kirche, wie sie durch die altkatholische Kirchenverfassung verbürgt ist, streitend. Wenn die ultramontanen Ultra's das mittelalterliche Papstthum mit all seinen Auswüchsen gleichsam als ihre Religion bekennen, und daher stets fertig sind, jenem alles Andere, was die menschliche Brust bewegt, selbst die natürlichen Gefühle für das eigene Land und Volk, zum Opfer zu bringen, nur damit ihr kirchliches Ideal, starre Uniformität durch absolute Autorität eines Einzigen, verwirklicht werde, so nimmt die Verfassungspartei gegen all dieses einen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt ein.

Sie faßt nämlich nach christlicher Anschauung die Kirche als einen lebendigen Organismus auf, der nach den allgemeinen Gesetzen der Entwicklung sich ausbildet. Denn die Kirche gleicht dem Senfkorn, das erst unter manchfachen Wandlungen zum Baum heranwächst. Das Leben der Kirche ist daher auf keiner Stufe vollkommen, noch ist jene an eine Entwicklungsphase unbeweglich gebunden. Doch wechseln nur die Formen, das Wesen bleibt. Dieses unter allem Wechsel der äußern Erscheinung Bleibende, alle Jahrhunderte Durchdauernde, das was immer, überall und von Allen (von der Gesammtheit) geglaubt wurde, ist der wesentliche Gehalt des christlichen Glaubens und Lebens.

So versteht die Verfassungspartei das Einheitsprinzip des Katholicismus, d. i. die Glaubens-Continuität der Kirche mit ihrer Vergangenheit und Zukunft, — ganz im Gegensatz zum Ultramontanismus, der die Einheit in der äußern Erscheinung sucht und darum auch nur in starrer Uniformität findet. Aus diesem Mißverstand des kirchlichen Prinzips gehen alle seine Irrthümer und Mißgriffe, so weit diese nicht in menschlichen Leidenschaften ihre nähere Quelle haben, hervor, nämlich seine blutigen Glaubensverfolgungen und Inqui-

sitionstribunale in alter, seine antisocialen und antinationalen Tendenzen in neuer Zeit.

Mit Recht hält übrigens die Kirche das Einheitsprinzip als ihr sicheres Fundament fest, von dem sie nicht lassen kann, ohne sich selbst aufzugeben. Denn einmal entspricht es allein dem historischen Charakter der christlichen Religion, die als solche von Anfang an einen bestimmten positiven Gehalt zu ihrem Wesen hat, also einen Inhalt, der von menschlichem Raisonement nicht erst zu schaffen und von menschlicher Kritik nicht abhängig ist; dann vereinigt es in Uebereinstimmung mit dem Geiste des Christenthums die beiden Gesetze und Bedingungen alles gesunden Lebens Erhaltung und Bewegung, Conservation und Fortschritt in harmonisch sich ergänzender Weise.

In diesem Sinne ist das Einheitsprinzip zugleich das Prinzip rechter Autorität, weil und insofern nach ihm die oberste Entscheidung der Gesammtheit, der christlichen Gemeinde, nicht aber einem Einzelnen oder Mehreren zusteht. Die christliche Gemeinde, welcher Christus den Geist der Wahrheit verheißen, bringt ihre kirchlichen Entscheidungen auf gesetzlich geordneten Versammlungen zur Geltung, indem sie ihr religiöses Gesammtbewußtsein als Normativ für das kirchliche Gemeinleben ausspricht.

So verstanden läßt das kirchliche Autoritätsprinzip das natürliche und unveräußerliche Recht des vernünftigen Menschen, das der Selbsterkenntniß und Selbstüberzeugung, oder die sogen. Gewissensfreiheit, unangetastet, außer man müßte den Grundsatz des eigenen Wissens, das subjective Raisonement des Individuums, als Quelle und alleiniges Kriterium der Wahrheit, folglich auch als alleiniges Regulativ für das Leben aufstellen wollen, eine maßlose Uebertreibung des protestantischen Prinzips der Subjectivität in modernem Geschmack, wobei es nichts Gemeingültiges, nichts Positives und objectiv

Wahres mehr gibt, und dessen wirkliche Durchführung jedes organische Gemeinleben in Kirche und Staat auflösen oder unmöglich machen müßte.

Der Vorwurf, als ob die katholische Kirche grundsätzlich die Gewissensfreiheit ausschließe, ist darum ungerecht, und trifft nur die jesuitisch-ultramontane Verdrehung des katholischen Prinzips. Schon ein Blick auf die großartige Entwicklung der Kirche und die so vielseitige Gestaltung ihres geistigen Lebens kann jeden Unbefangenen vom Gegentheil überzeugen. Allerdings ist wahr, daß viele der trefflichsten Schriften der heiligen Väter und Lehrer der Kirche bis herab auf die großen Scholastiker des Mittelalters, wenn sie erstmals unter andern Namen heutigen Tags erschienen, sicherlich die Auszeichnung erhielten, von dem herrschenden System in den Index der „verbotenen Bücher" versetzt zu werden. Dies bestätigt indeß nur die Wahrheit des Gesagten, und weist darauf hin, wie tief der prinzipielle Gegensatz ist zwischen dem wahren katholischen und dem usurpatorisch-päpstlichen System.

Wenn letzteres seit der Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts und in Folge derselben wieder die Oberhand gewann und bis auf die neuere Zeit im Ganzen und Großen die Kirche beherrschte, so verdankt es diesen Sieg über den bessern Geist und die freiheitliche Richtung in der Kirche zum geringsten Theil sich und seinem innern Werth. Vielmehr — und dies muß zur Ehre der Wahrheit, und um nach allen Seiten gerecht zu sein, wohl beachtet werden — war es hauptsächlich die kurzsichtige Schwäche weltlicher Regierungen, und noch weit mehr das absolutische Gelüste der Herrscher, die durch Begünstigung und Aufrechthaltung des päpstlichen Absolutismus den eigenen zu stützen wähnten. —

Seit der Absolutismus vor der europäischen Civilisation vollständig bankerott geworden, und die Fürsten einsehen lernen, daß ihre Herrschaft am besten in vernünftig geordneten freiheit-

lichen Zuständen und in dem erstarkenden Nationalbewußtsein ihrer Völker gewahrt sei, hat auch die letzte Stunde für die kirchliche Knechtschaft der Nationen geschlagen. Seit im katholischen Mutterland, in Italien, der Ruf: „Wir wollen der Kirche Christi, nicht aber der Kirche des Papstes angehören“ — bis vor die Thore des Vaticans bringt, muß die Kirche auf dem Boden der Nationalität eine Neugestaltung eingehen, soll nicht die Kluft zwischen ihr und dem Kulturleben der Völker eine unheilbare werden. . . .

Die besonnene Reformpartei in der katholischen Kirche ist — jenem Rufe des Tages gegenüber — in ihren Ansprüchen bescheidener, ihre Forderungen aber sind nur um so gerechter und begründeter. Es liegt im Wesen der katholischen Kirche, und wir rechnen dies zu ihren Vorzügen, daß eine Reform derselben nicht Revolution, sondern nur Restauration zu sein braucht. Man kehre zu dem von den großen Concilien des 15. Jahrhunderts vorgezeichneten Weg zurück, lasse sich von ihrem Geiste leiten, und stelle die altkatholische, nach den berechtigten Ansprüchen der Neuzeit modificirte Verfassung wieder her, welche die nothwendige Einheit des Ganzen mit hinreichender Freiheit der Glieder (der Nationalkirchen) wahrt.

Auf diesem allein vernünftigen Standpunkt des historischen Rechts, der zugleich conservativ und reformatorisch ist, weil er das Wesentliche erhalten und die Auswüchse und Entstellung beseitigen will, ist das Papstthum, dieses historische Gewächs am Baume der Kirche, nicht geradezu zu entfernen, wohl aber mit Beseitigung aller usurpirten Rechte auf seine ursprüngliche Bedeutung, äußerer Ausdruck der kirchlichen Einheit zu sein, zurückzuführen.

Wir sind zu dem Punkte gelangt, an den sich die bedeutsamste Seite der öffentlichen Wirksamkeit Wessenbergs, seine national-kirchlichen Reformbestrebungen, anknüpfen. Ehe wir zu deren Darstellung selbst übergehen, müssen wir

hier gleichsam eine Episode seines Lebens einschalten, indem wir einen Blick auf seinen Aufenthalt in Paris zur Zeit des dort versammelten Nationalconcils werfen. Die dort gemachten Erfahrungen sind für sein ferneres Verhalten und Streben nicht ohne Nachwirkung geblieben.

Zweites Kapitel.

Wessenberg mit dem Fürstenprimas in Paris.

Zur Geschichte des Nationalconcils im Jahr 1811.

Kein edles Volk, das einheitlich und stark genug organisirt ist, um über seine Geschicke selbst zu bestimmen, erträgt in die Länge eine absolute Abhängigkeit von fremdem Willen und einer ihm äußern Gewalt. Dies gilt wie vom staatlichen, so insbesondere auch vom religiösen Gebiete des nationalen Volkslebens.

Das energische Nationalgefühl, wodurch das französische Volk sich auszeichnet, hat darum auch bewirkt, daß dasselbe, seit es glücklicher als manches andere aus der feudalen Zerrissenheit mittelalterlicher Zustände zur staatlichen Einheit sich erhoben, zu gleicher Zeit nach größerer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit seines religiös-kirchlichen Lebens gestrebt hat. Die Pariser Universität, der Mittelpunkt der geistigen Bildung des französischen Volkes, war seit dem 15. Jahrhundert die erste und kräftigste Vorkämpferin für die nationalkirchlichen Ideen. Zu Konstanz und Basel waren es vorzugsweise französische Gelehrte und Prälaten, die neben den Deutschen die Rechte der Kirche und die Freiheiten der Nationen gegenüber dem päpstlichen Absolutismus verfochten.

Seitdem hat die nationalkirchliche Richtung der französischen oder gallicanischen Kirche einen mehr oder minder starken gesetzlichen Ausdruck gefunden. Am kräftigsten geschah dies in den bekannten vier Artikeln der gallicanischen Kirche, welche von einer zahlreichen Versammlung der französischen Geistlichkeit durch Beschluß vom 19. März 1682 nicht als ein neues Recht, sondern als Wiederherstellung der guten alten Tradition der Kirche verkündet wurden. Diese vier, hauptsächlich von Bossuet, dem größten Theologen Frankreichs, verfaßten und von den Parlamenten als Grundgesetze des Reichs einregistrirten Artikeln sind: 1) Der Papst hat in weltlichen Dingen keine Macht; 2) das Concil steht über dem Papst; 3) die Ausübung der päpstlichen Gewalt ist durch die Satzungen und Gebräuche der gallicanischen Kirche beschränkt; 4) Der Papst ist nicht unfehlbar.

Jenem selbstbewußten nationalem Geiste, der die französische Kirche im 17. Jahrhundert bewegte, verdankt diese ihre schönsten Zierden, eine lange Reihe vortrefflicher Männer, wie Pascal, Fenelon, Bossuet, Massillon, Mabillon, P. Quesnel und viele Andere, die durch Geist, Gelehrsamkeit oder ächt christlichen Sinn der gallicanischen Kirche längere Zeit eine bevorzugte und geachtete Stellung in der katholischen Welt erwarben. Wäre im Geiste dieser Männer fortgewirkt und wären die gallicanischen Grundsätze nach ihren Consequenzen durchgeführt worden, das religiös-kirchliche Leben des französischen Volkes hätte eine innere Umwandlung erfahren, deren Tragweite und Einfluß auf seine weitern Geschicke Niemand wird verkennen wollen.

Es gehört zu den größten Mißgriffen und folgenschweren Sünden des bourbonischen Regentenhauses, daß dies den Gallicanismus, d. i. die nationalkirchliche Richtung in Frankreich nicht begriff, und darum auch nicht ehrlich und kräftig unterstützte. Vielmehr schlossen sich die Bourbonen, auch nach-

dem sie der öffentlichen Meinung den Jesuitenorden hatten zum Opfer bringen müssen, bald offen, bald heimlich enge an den Gegensatz der nationalen Kirche, an den Ultramontanismus an, weil dieser ihren dynastischen Interessen und absolutistischen Tendenzen besser zu entsprechen schien. Durch Begünstigung der Bourbonen erlangte der Ultramontanismus, der allmälig ganz an die Stelle des Jesuitismus trat, in Frankreich die Oberhand, und führte dort, indem er durch seinen grellen Widerspruch mit der fortschreitenden Civilisaton der Nation sittlich nur auflösend wirkte, eine religiös-kirchliche Versumpfung herbei, der nur giftige Dünste entsteigen konnten.

Nachdem Napoleon das Erbe der französischen Revolution angetreten, stand auch sein Entschluß fest, die katholische Kirche, für deren Erhaltung in Frankreich der Ultramontanismus in der Stunde der Gefahr als eine schwache Stütze sich erwiesen hatte, wieder herzustellen. Kaum auf einem andern Gebiete des staatlichen Lebens erscheint die überlegene Geistesgröße dieses außerordentlichen Mannes in einem so ungetrübten, auch den sonstigen Gegner versöhnenden Lichte, als bei dieser seiner reformatorischen Thätigkeit. Es wurde an den ersten Consul von nicht wenigen und sehr gewichtigen Seiten her der Wunsch und der Antrag gestellt, es möge statt der katholischen die reformirte Form des Christenthums zur Staatsreligion erhoben, und damit der Chef der Nation zugleich zum Haupte der Staatskirche erklärt werden.

Wohl hätte manch Anderer an seiner Stelle so leichten Ruhm gepflückt; auch war Napoleon, wiewohl durch Geburt und Erziehung der katholischen Kirche angehörend, geistig unbefangen genug, um, wie einst Heinrich IV. der katholischen, so seinerseits der protestantischen Kirchenform sich zuzuwenden, wenn die Lage der Dinge und die Bedürfnisse der Nation einen solchen Schritt gefordert hätten. Aber der Grundgedanke des Mannes, das eigentliche Geheimniß seiner Macht, den Faden der natio-

nalen Geschichte und Entwicklung nirgends zu brechen, sondern je den Umständen angemessen weiter zu führen, hinderte ihn, eine Bahn zu betreten, die in Wahrheit ein tieferer Bruch mit der ganzen Vergangenheit Frankreichs gewesen wäre, als die Revolution selbst.

Indessen ist es eben so wahr, ohne den eisernen Willen und die Alles besiegende Autorität dieses Mannes wäre es keine so leichte Sache gewesen, den Katholicismus wieder als herrschende Staatsreligion in Frankreich herzustellen.

Nach *Napoleons* Ansicht sollte die kirchliche Restauration Frankreichs auf der Grundlage der gallicanischen Artikel erfolgen, was durch das Concordat von 1801, noch mehr durch einen Nachtrag hierzu in den articles organiques vom 8. April 1802 geschah. *Napoleon* aber war keineswegs gemeint, hierbei stehen zu bleiben; vielmehr sollte auf jenem Fundament fortgebaut werden, um die französische Kirche sich selbst zurückzugeben, und ihr eine ausreichende nationale Selbstständigkeit zu verschaffen. Denn es bezeichnet den Scharfsinn des Mannes, daß er schon zu jener Zeit klar erkannte: die katholische Kirche vermöge in *ihrer bisherigen Form* weder den Bedürfnissen der neuern Civilisation noch den Anforderungen der modernen Staatsordnung in befriedigender Weise zu entsprechen.

Von solchen Ansichten gingen die kirchlichen Reformbestrebungen des französischen Kaisers aus, bei denen allerdings noch andere Motive sehr weltlicher Art unterlaufen mochten. Jedenfalls ist er dabei im Bewußtsein seiner Verdienste um Wiederherstellung der katholischen Kirche, deren volle Anerkennung er vergebens von der Hierarchie erwartete, herrischer und rücksichtsloser verfahren, als die Natur religiöser Dinge es zuläßt.

Zur Förderung seiner Reformplane hatte *Napoleon* im Jahr 1811 ein *Nationalconcil* aus italienischen und französischen Bischöfen, unter denen nach dem damaligen Umfang des Kaiserreichs auch einige deutsche sich befanden, nach Paris

berufen, um, wie es hieß, den dringenden Bedürfnissen der französischen und italienischen Kirche abzuhelfen. Was Napoleon eigentlich von diesem Concil erwartete, darüber hat er sich bei der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers (am 16. Juni 1811) deutlich genug ausgesprochen.

„Die Religionsangelegenheiten", sagt der Kaiser, „sind zu oft mit den Interessen eines Staats vom dritten Rang vermischt, und ihnen aufgeopfert worden. Wenn sich das halbe Europa von der römischen Kirche abgesondert hat, so ist dies besonders dem Widerspruch zuzuschreiben, der nicht aufgehört hat zwischen den Wahrheiten und Grundsätzen der Religion, die für die ganze Welt sind, und zwischen den Ansprüchen und Interessen, die nur einen sehr kleinen Winkel von Italien angehen, zu bestehen. Ich will diesem Scandal für immer ein Ende machen." —

Napoleon war viel daran gelegen, daß die Autorität des Concils auch durch eine Theilnahme von deutscher Seite erhöht werde. Zu diesem Ende erging ein förmliches kaiserliches Einladungsschreiben an Dalberg, als Erzbischof von Mainz-Regensburg und als Fürstprimas von Deutschland, um diesen zur Theilnahme am Concil zu bestimmen. Nach einigem Bedenken folgte Dalberg dem Rufe, um, wie er hoffte, dort auch die Interessen der ganz verwahrlosten deutschen Kirche fördern zu können. „Gott gebe", schreibt er um diese Zeit an Wessenberg, daß wir unserer deutschen Kirche nützlich werden, und daß unsere heilige Religion, von verjährten Mißbräuchen gereinigt, wieder ihre wohlthätige Wirksamkeit zum zeitlichen und ewigen Besten der Menschheit verbreite!"

Zugleich lud er Wessenberg zur Reise nach Paris ein, um ihm dort mit seinem Rath zur Seite zu stehen. Wessenberg folgte dem Rufe des Freundes; denn auch er hoffte, wie so Viele in jenen Tagen, von einer kirchlichen Versammlung, welche die Prälaten der beiden ersten katholischen Nationen unter der Aegide des mächtigsten Fürsten der Zeit vereinigte, eine

wirksame Thätigkeit für eine zeitgemäße Neugestaltung der zerfallenen kirchlichen Zustände.

Wessenberg hat über seinen Pariser Aufenthalt ein Tagebuch geführt, aus dessen Aufzeichnungen wir hier einige Auszüge, namentlich bisher Unbekanntes und was zur innern Geschichte jener denkwürdigen Tage, zur Charakteristik von Personen und Zuständen dient, mittheilen.

„Ich kam", erzählt Wessenberg, „am 8. Juni 1811 in Paris an, und stieg in dem vormaligen Hotel Noailles ab, das Kaiser Napoleon dem Fürsten Primas zur Bewohnung angwiesen hatte. Dalberg war gerade bei einem Hoffeste, das wegen der Taufe des Königs von Rom gegeben wurde. Am Abend hatte ich noch eine längere Unterredung mit ihm, aus welcher ich bereits entnahm, daß sich von dem Concil wohl schwerlich der Erfolg erwarten lasse, womit sich der Kaiser bei dessen Zusammenberufung geschmeichelt hatte."

„Der Kaiser, der die Ansichten und Befangenheit der meisten Prälaten bald durchschaut hatte, suchte daher zugleich unter der Hand mit dem Papst zu unterhandeln, damit wenigstens das dringendste kirchliche Bedürfniß eine befriedigende Lösung finde. Zu diesem Zwecke wurde eine Deputation von drei Bischöfen, denen der Kaiser noch den neuernannten Patriarchen von Venedig (Buonsignori) beifügte, zu dem in Savona internirten Papst gesendet, um diesen zu bewegen, der Forderung des Kaisers wegen Bestätigung der von ihm ernannten Bischöfe zu entsprechen."

„Der Papst schien Anfangs geneigt, den Vorstellungen der Deputirten Gehör zu geben. Bald stiegen ihm aber mancherlei Bedenken auf. Als der Papst hierauf von seiner Macht sprach, die Kirche mittelst Censuren zu vertheidigen, erwiderten ihm die geistlichen Unterhändler: solche Mittel seien bei den jetzigen Zuständen ohne Wirksamkeit; auch hätten die bisherigen Censuren keinerlei Erfolg gehabt."

„Ueber diese Aeußerung zeigte sich Pius VII. nicht wenig erstaunt. Doch erklärte er sich nach mehreren Unterredungen geneigt: „„so bald er auf freien Fuß gestellt würde, zu gestatten, daß die neuernannten Bischöfe die canonische Einsetzung erhalten, und daß in Zukunft, wenn diese innerhalb vier Monaten vom päpstlichen Stuhl nicht erfolgen würde, die Ertheilung derselben in canonischer Ordnung von dem Metropoliten geschehen solle; hierüber solle ein nachträglicher Artikel zum Concordat (von 1802) verabredet werden."" — Ueber diese Aeußerungen wurde von den abgeordneten Bischöfen eine Punktation aufgesetzt, welcher der Papst seine Zustimmung ertheilte."

„Am 17. Juni 1811 erfolgte die feierliche Eröffnung des Concils in der Domkirche (in der Kirche von Notre=Dame) zu Paris. Es waren dabei weder kaiserliche Commissarien noch ein Minister gegenwärtig. . ."

„Schon vorher waren die Vorschriften wegen des Ceremoniels und der Geschäftsordnung von dem zum Erzbischof von Mecheln ernannten Herrn De Pradt entworfen, in drei langen Congregationen erörtert und festgesetzt worden. Man hatte dabei das Ceremoniel der Kirchenräthe von Konstanz, Basel und Trient und der Provinzsynode von Embrun (1727) zu Grund gelegt. Bisher hatten zwar schon mehrmal große Versammlungen der Bischöfe und Prälaten des französischen Reichs stattgehabt, aber noch niemals ein eigentliches und wahres Nationalconcil der gallicanischen Kirche, obgleich die Könige von Frankreich verschiedenemale mit Zusammenberufung eines solchen gedroht hatten, um den römischen Hof nachgiebiger zu machen."

„Gemäß des festgestellten Ceremoniels versammelten sich die Bischöfe gegen 10 Uhr Vormittags in dem Palaste des Erzbischofs von Paris, und begaben sich von da im Ornat nach der nahegelegenen Domkirche. Nach dem Evangelium des Hochamtes, das der schon vorher zum Präsidenten des Concils ge-

wählte Erzbischof von Lyon, Kardinal Fesch (Onkel des Kaisers) hielt, bestieg der Abbé Boulogne, Bischof von Troyes, die Kanzel. Der Text seiner Rede in französischer Sprache war die Stelle des Evangeliums: **Dum autem haec loquuntur, stetit Jesus in medio eorum, et dicit eis: Pax vobis!** (Luc. 24, 36.) Der Redner sprach von dem Einfluß der katholischen Religion auf die gesellschaftliche Ordnung, und suchte zu zeigen, daß sie das feste Band der Staaten sei, wegen der Kraft ihrer Grundsätze, wegen der Natur ihres Kultus und wegen dem Ministerium ihrer Hirten. Er ließ große Lobeserhebungen auf Bossuet folgen, pries die Kirche glücklich, die französische und italienische Geistlichkeit in den nämlichen Gesinnungen (?!) vereinigt zu sehen. — Die Rede war dem Kultminister (Bigot de Préameneu) vor ihrem Vortrag zur Einsicht vorgelegt worden [1]. Sie wurde aber nachher doch nicht gedruckt, was um so unangenehmer auffiel, weil Niemand außer dem Chor, wo sie gehalten wurde, ein Wort davon verstehen konnte."

Nach beendigter Rede legte Cardinal Fesch, als Vorsitzer des Concils und im Namen desselben, den bald nach den Tagen

[1] Ist wohl ein Irrthum; die Rede scheint bloß dem Cardinal Fesch zur Revision und Censur vorgelegt worden zu sein, wie das nachfolgende Druckverbot andeutet. Ueber das Doppelgesicht der klugen Rede des Prälaten bemerkt Thiers: „Il exprima formellement son adhésion aux doctrines de Bossuet, dit aussi qu'en cas de nécessité une église devait trouver en elle-même de quoi se sauver, ce qui était la doctrine impériale tendant à se passer du Pape, mais en même temps fit grande profession de dévouement et d'amour envers le Pontife prisonnier. Singulier symptôme des sentiments qui remplissaient tous les coeurs! Ce qu'il dit des doctrines de 1682, de la nécessité où une église pouvait être de se sauver elle-même, passa comme doctrine de convention accordée aux exigences du moment, et ce qu'il exprima de respect pour la puissance papale, produisit au contraire une sensation profonde. Aussi son discours, quoique revu et censuré par M. le Cardinal Fesch, eut toute l'apparence d'une manifestation secrétement hostile à l'Empereur." Hist. du Consulat. Bd. 13. Wie dieser Eine, so war und dachte die Mehrheit dieser Prälaten.

der Trienter Synode üblich gewordenen Eid des Gehorsams gegen den Papst ab, ein fast feindseliger Act, der den Kaiser, der ja den Papst, den man Ergebenheit zuschwor, gefangen hielt, verdroß und sehr erbitterte.

„Am 18. Juni Abends begab sich der Fürstprimas nach St. Cloud. Nach der Tafel sprach der Kaiser in Gegenwart des Fürstenprimas, des Cardinals Fesch, des Patriarchen von Venedig und des Bischofs von Nantes (Duvoisin) sehr stark während anderthalb Stunden wider den Eid des Gehorsams gegen den Papst, welchen die Prälaten bei Eröffnung des Concils abgelegt hatten. Er machte darüber dem Cardinal Fesch und dem Bischof von Nantes Vorwürfe. Letzterer erbat sich darüber eine besondere Audienz, in der er den Kaiser zu beruhigen suchte, indem er diesem Ursprung und Sinn des Eides auseinander setzte, und die ganze Sache als die durchaus unpräjudizielle Beachtung einer herkömmlichen Form darstellte."

Bei diesem Anlaß hatte der Fürstprimas mit edler Freimüthigkeit für die Nothwendigkeit, den Papst in volle Freiheit zu setzen, gesprochen, indem, wenn das Haupt gebunden sei, auch die Kirche nicht frei erscheine. Beim Weggehen sagte ihm Cardinal Fesch: **Vous avez parlé en grand évêque.**

„Auf den 19. Juni war eine allgemeine Congregation des Concils angesagt. Sie hatte aber nicht statt, weil der Präsident, Cardinal Fesch, von St. Cloud nicht zurückgekehrt war, wohin ihn der Kaiser in der Frühe berufen hatte. Er hatte in dem erzbischöflichen Palast, wo die Congregationen gehalten wurden, sagen lassen: er könne nicht kommen, Se. Majestät hätten ihren Entschluß geändert, und die Redaktion der Vorträge Sr. Majestät sei noch nicht fertig."

„Man erfuhr, daß der Kaiser statt der früher ernannten besondern Commissarien die beiden Kultusminister von Frankreich und Italien (Bigot de Préameneu und Bovara) beauftragt habe, die kaiserlichen Ansinnen dem Concil vorzutragen.

Die Ausdrücke in diesem Vortrag wurden gegen den ersten Entwurf gemildert."

„Am 20. Juni endlich hatte die erwartete Sitzung der Generalcongregation des Concils statt. Sie dauerte von 10 Uhr frühe bis 5 Uhr Abends. Der französische Kultminister las ein kaiserliches Decret ab, das den Beschluß des Concils, wodurch es sich für constituirt erklärte, bestätigte. Hierauf trug er die Ansinnen des Kaisers vor. Diese bestanden im Wesentlichen in Folgendem: Se. Majestät, nach den Widersprüchen, welche sie von Seite des hl. Vaters erfahren, erklären, daß sie von den in Ansehung Roms getroffenen Verfügungen nicht abgehen könnten; sie erkennen in dem Papst den ersten Bischof, aber nicht den **Evêque universel**; sie verlangen, daß innerhalb drei Monaten alle jetzt oder künftig erledigten bischöflichen Sitze wieder besetzt würden; sie überlassen dem Concil, die zweckmäßigsten Einrichtungen auszumitteln, wodurch hierfür auf immer Fürsorge geschehe."

„Am 21. Juni wurde wieder Generalcongregation gehalten, die von 10 bis 3 Uhr dauerte. Der französische Kultminister trug hierbei vor: Se. K. K. Majestät hätten den Fürstenprimas des Rheinbundes eingeladen, am Concil Antheil zu nehmen; Se. Majestät erwarte von diesem, daß es die schicklichen Schritte thun werde, um des Kaisers diesfällige Absichten zu erfüllen. — Nach einiger Discussion wurde beschlossen, eine Deputation, bestehend aus einem Erzbischof und einem Bischof, an den Fürstenprimas abzuordnen; um ihn einzuladen, mit seiner Begleitung in das Concil zu kommen, wo man ihm einen Sitz und eine entscheidende Stimme anbiete. Dalberg nahm das durch eine Deputation des Concils in feierlicher Weise ihm überbrachte Anerbieten an, und erhielt seinen Sitz gegenüber dem Präsidenten. Sein Weihbischof von Kolborn nahm seinen Platz unter den Bischöfen nach dem Senium."

„Der Kaiser hatte früher erklärt, daß er keinen Primas

der gallicanischen Kirche anerkenne, und daß Cardinal Fesch, Erzbischof von Lyon, als solcher keinen Anspruch auf das Präsidium habe. Unglücklicher Weise bestätigte er dennoch durch ein Decret vom 19. Juni die Wahl dieses Mannes zum Präsidenten des Concils, wozu er weder durch Einsicht und Kenntnisse, am allerwenigsten durch Festigkeit des Charakters geeignet war. Fesch hatte versucht, den Kaiser zu bereden, das Präsidium gebühre ihm, als Erzbischof von Lyon, von Rechtswegen, da dieser immer den Titel eines Primas von Gallien geführt habe. Der Kaiser, der seinen Onkel besser kannte, und wenig Respect vor ihm hatte, versetzte in seiner barschen Weise: das Präsidium erfordere persönliche Eigenschaften; nun sei es doch wohl sehr möglich, daß einmal ein Dummkopf, ein Ignorant, auf den erzbischöflichen Stuhl käme, da wäre dann einem Concil mit einem solchen Präsidenten schlecht gedient. — Fesch war von dieser Erklärung wenig erbaut. Er hing überhaupt ängstlich am Buchstaben, da er in den Geist einer Sache einzubringen unfähig war. So machte er einst dem Kaiser, als dieser das große Synedrium der Juden versammeln ließ, hierüber die ernstesten Vorstellungen; es stehe, sagte er, in den Prophezeihungen, daß, wenn die Juden wieder zu einem Reich vereinigt würden, das Ende der Welt nahe sei. Der Kaiser lachte über diese Einfalt, und bat seinen Onkel, ihm jene Prophezeihungen vorzuweisen. Se. Eminenz gerieth in große Verlegenheit, worauf ihm der Kaiser versicherte, er sei weit entfernt, das Welt-Ende herbeiführen zu wollen."

„Am 25. Juni war wieder allgemeine Congregation, in welcher der Fürstprimas zum erstenmal seinen Sitz einnahm. In dieser Sitzung wurde die Wahl der eilf Prälaten vorgenommen, die über die Ansinnen des Kaisers den gutächtlichen Vortrag bearbeiten sollten. Das Scrutinium allein nahm zwei Stunden weg. Die Sitzung dauerte von 10 bis 5 Uhr. Als über die Frage: Wie viele Italiener, und wie viele Franzosen

gewählt werden sollten, mit großer Heftigkeit disputirt wurde, stand der Bischof von Commachio, ein Kapuziner, auf, und sagte: „„Die Bischöfe seien ja alle gleich; sie seien als Brüder versammelt; hätten Eine Religion und Kirche zu vertheidigen; er trage demnach darauf an, man möge keinen Nationalunterschied Platz geben, sondern wer gewählt werde, sei Mitglied der Commission, ohne Unterschied der Nation."" Dieser vernünftige Antrag fand Beifall."

„In der Congregation vom 26. Juni wurde die Adresse discutirt, die von dem Concilium in corpore dem Kaiser überreicht werden sollte, wenn es diesem zum erstenmal würde vorgestellt werden. Der Entwurf der Adresse war von dem Bischof von Nantes (Duvoisin) verfaßt. Nachdem er vorgelesen war, entstand eine lange und heftige Discussion. Der Bischof von Chambery (Dessales), dessen Einsichten seinem Eifer nicht gleich kamen, fing damit an, daß vor Allem der Kaiser ersucht werden solle, den Papst auf freien Fuß zu stellen. Dabei schrie er ganz heftig. Der Weihbischof von Münster sprach mit Nachdruck in gleichem Sinne."

„Der Präsident, Cardinal Fesch, erklärte sich zuletzt dahin: Er könne zwar keineswegs beistimmen, daß die Adresse etwas Anderes enthalte, als Complimente für den Kaiser, ohne in die materiam causae einzugehen. Doch müsse er darauf antragen, daß der Kaiser — außer der Adresse — mündlich gebeten werde, den Papst in Freiheit zu setzen. Der Bischof von Nantes bemerkte hierauf: Daß ihm sowohl, als dem Cardinal Fesch, die Gesinnungen des Kaisers bekannt seien; daß dieser bestimmt erwarte, beifällige Aeußerungen der Väter des Concils über den ersten und dritten der Sätze der gallicanischen Kirche zu vernehmen. Was die Freilassung des Papstes betreffe, so könne man allerdings in das Protokoll setzen, daß sie der Wunsch aller Väter des Concils sei, und daher den ersten Anlaß benutzen werde, um dem Kaiser diesen Wunsch vorzutragen; jetzt

aber sei der Zeitpunkt dazu nicht geeignet, der Kaiser würde nur aufgebracht, und dem Concil selbst ungünstig gestimmt werden. — Dieser Antrag erhielt die Beistimmung der großen Mehrheit."

„Hierauf kam es zur Erörterung der Frage: Ob die Schlußfolge aus dem ersten Satz der gallicanischen Kirche, nämlich daß die geistlichen Censuren wegen zeitlichen Angelegenheiten der Kirche unwirksam seien, in der Adresse belassen werden solle? Die Mehrheit erklärte sich dawider. Man berief sich, selbst von Seite französischer Bischöfe, auf den Canon des Kirchenraths von Trient, vermöge dessen jeder in den Bann verfalle, der sich am geringsten Kirchengut vergreife. — Dieser Canon schien die Meisten in große Verlegenheit zu versetzen. Ein Bischof wollte zwar durch die Auslegung helfen, daß der Kirchenrath von einem Fall rede, wo ein ganz evidentes Attentat vorliege. Allein die Schwachheit dieses Auskunftsmittels konnte nicht unbemerkt bleiben. Doch hatte keiner den Muth oder die Einsicht, sich auf eine nähere Erörterung einzulassen, was es eigentlich mit solchen Disciplinar-Canonen für eine historische Veranlassung und Bewandtniß habe, die doch einzig über ihren Sinn und ihr Gewicht im Allgemeinen und in besondern Fällen entscheiden könnten. Die Kraft solcher Canonen beruht nämlich auf der allgemeinen Meinung eines Zeitalters, und auf der öffentlichen Anerkennung der betreffenden zufälligen Rechte der Kirche und der damit in jedem Staate verbundenen Verpflichtungen. — Der in dem Entwurf der Adresse aufgestellte Grundsatz von der gänzlichen Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen enthielt unstreitig das Correlarium in sich, dessen ausdrückliche Einschaltung aber von der Mehrheit verworfen wurde."

„Am 27. Juni wurde wieder allgemeine Congregation gehalten. Die Sitzung fing damit an, daß der Bischof von Brescia, Sekretär des Concils für die Italiener, gleichsam im

Namen der italienischen Bischöfe, das Wort nahm und erklärte: Es müsse den italienischen Bischöfen schwer fallen, so leichthin den Grundsätzen der gallicanischen Kirche beizustimmen, indem sie in jene gar nicht eingeweiht seien, und ihre Bildung, ihr Unterricht sie nicht damit vertraut gemacht habe. Er las darüber einen Aufsatz ab, den sodann der Cardinal Spina beinahe wörtlich in's Französische übertrug."

„Cardinal Fesch, der aus der Stimmung der Italiener schloß, daß sie zur Unterschreibung der Adresse sich nicht verstehen dürften, schlug den Ausweg vor, daß die Adresse, die jetzt in revidirter Gestalt nochmals zur Verlesung kam, nur von dem Präsidenten und einem Sekretär des Concils unterzeichnet werden solle. Alle bis auf Wenige, die der Adresse überhaupt entgegen waren, traten diesem Vorschlag bei. Hierauf wurde die Adresse mit den Abänderungen, welche durch die Bemerkungen in der vorigen Sitzung veranlaßt waren, nochmals verlesen und genehmigt, wobei nur noch wenige Gegenäußerungen fielen."

„Der Fürstprimas legte hierbei mit großer Wärme den Wunsch an den Tag, es möge in der Adresse auch der verlassenen Lage der deutschen Kirche ausdrücklich erwähnt und zugleich der Wunsch ausgesprochen werden, daß auch dieser Kirche durch die geeigneten Mittel geholfen werden möge. — Der Cardinal Fesch, der vor der Sitzung gegen den Fürstprimas sich geäußert hatte: Was haben wir mit der deutschen Kirche zu schaffen? entgegnete jetzt: Das Concil müsse allerdings über den Zustand der deutschen Kirche sehr gerührt sein, doch könne er es erst dann für den geeigneten Zeitpunkt, in diese Sache einzutreten, ansehen, wenn wegen der ungehinderten Wiederbesetzung der erledigten Bisthümer in Frankreich und Italien die Discussion statthaben werde. Der Bischof von Nantes sprach in gleichem Sinne. Daher ließ man die Sache vor der Hand beruhen."

„Am 30. Juni sollte die feierliche Ueberreichung der Adresse des Concils durch dieses **in Corpore** in den Tuillerien stattha- ben. Allein am 29. Abends ließ Cardinal Fesch sowohl diese Präsentation vor dem Kaiser, als die bereits auf den 1. Juli festgesetzte Congregation absagen. Man vermuthete sogleich, daß der Kaiser mit der Adresse, die ihm vorher hatte vorgelegt wer- den müssen, nicht zufrieden sei, und noch weniger damit, daß die italienischen Bischöfe gegen die Annahme der vier Sätze der gallicanischen Kirche Bedenken geäußert hatten, und deswegen die Unterschreibung der Adresse durch den Präsidenten und den Sekretär des Concils war beschlossen worden.“

„Am 29. Juni hielt der gesetzgebende Körper eine Sitzung, worin der Minister des Innern, Montalivet, das **Exposé de la situation de l'Empire** vortrug, welches von dem Präsidenten Montesquiou mit einer kurzen Danksagungsrede beantwortet wurde. Im ersten Theil des **Exposé** kam viel Merk- würdiges in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten vor. Es hieß darin: 1) Die französische Regierung könne die Jurisdic- tion keines auswärtigen Bischofs über ihre Unterthanen aner- kennen; der Papst müsse Bürger des Reichs sein, im Reiche wohnen, und den Patriotismus als seine wesentliche Tugend ansehen; 2) das französische Concordat existire nicht mehr, weil der Papst es gebrochen; 3) man könne nicht gestatten, daß die Päpste die Wiederbesetzung der erledigten Bisthümer und die Fortpflanzung des Episcopats hindern könne, um sich an der Regierung zu reiben. Das Episcopat müsse in Frankreich, Ita- lien und Deutschland in seiner Selbstständigkeit gesichert werden; übrigens habe der Kaiser Ursache, mit den Gesinnungen des Klerus in Frankreich zufrieden zu sein.“

„In dem vom Minister des Innern verfaßten Entwurf dieses **Exposé** sollen die mildern Ausdrücke vom Kaiser geschärft worden sein. Die Sache machte natürlich unter den Bischöfen großes Aufsehen, und schien den Unbefangenen keineswegs zeit-

gemäß, indem die kaiserliche Erklärung mehr dazu geeignet war, die gespannten Gemüther noch mehr aufzureizen, als ihnen eine zweckmäßige Richtung zu geben. Sobald der Kaiser sich einmal entschlossen hatte, die Sache einem Nationalconcil zu übergeben, so forderte die Klugheit, diesem soviel als möglich wenigstens den Schein vollkommener Freiheit zu verschaffen, womit es im Widerspruch stand, daß der Kaiser seinen Willen herrisch kund machte. Es wäre immer noch besser gewesen, wenn der Kaiser sich darauf beschränkt hätte, die Entschließungen, zu denen er sich als Regent unabänderlich vermüßigt glaubte, bloß dem Concil zu eröffnen, wodurch dieses in seinen Entschließungen jedenfalls sich freier gefühlt hätte."

„Am 30. Juni redete der Kaiser zu allen einzelnen Bischöfen, die ihm vor der Messe vorgestellt wurden, und fragte diejenigen, die er noch nicht kannte, wo sie Bischöfe seien? Dem Weihbischof von Stunbrück sagte er: Ich leide keine apostolischen Vikarien. Der Kaiser hielt ihn nämlich für einen solchen. Ferner äußerte der Kaiser: Er wolle Alles auf den Zustand zurückführen, wie es vor dem Concordat zwischen Franz I. und Leo X. gewesen (d. i. zu den Grundsätzen des Basler Concils zurückkehren)."

„Der Vice-König Eugen, der schon reisefertig war, um nach Mailand zurückzukehren, bekam plötzlich vom Kaiser den Auftrag, vor der Hand in Paris zu bleiben, um als Großwürdenträger das Concil bei der öffentlichen Audienz Sr. Majestät vorzustellen. Am 1. Juli Nachmittags zwei Uhr kam der Vice-König zum Fürstenprimas, um sich mit ihm über die kirchlichen Angelegenheiten zu besprechen. Denn die Anwesenheit des Fürstenprimas in Paris und seine Theilnahme am Concil, hatte die Besorgniß einiger deutschen Regierungen, insbesondere der baierischen, erregt, es möchte ihnen in Beziehung auf die Kircheneinrichtungen etwas aufgedrungen werden."

„Am meisten hatte die Kunde vom Concil den König

Friedrich von Württemberg in Bewegung gesetzt. Denn dieser, der bekanntlich gern über die Bescheidenheit seiner Verhältnisse bis in's Lächerliche hinausgriff, wollte auch ein Concil haben. In einer großen Versammlung seiner Minister und Staatsräthe, zu der auch einige geistliche Räthe beigezogen wurden, brachte der König die Frage zur Berathung: Ob nicht auch in seinem Reich ein Concil veranstaltet werden könnte, um seine Kirchensachen in Berathung zu ziehen. Alles schwieg, bis der geistliche Rath Steinhaußer das Wort erhielt und bemerkte: Daß ein Concil wesentlich Bischöfe voraussetze, diese aber im Königreich noch nicht existirten. Seiner Ansicht nach wären mithin bloß Schritte zu thun, um Bischöfe zu erhalten, wozu er eine Absendung an den Bischof von Augsburg und an den Fürstenprimas als Bischof von Konstanz vorschlage, um beide zu bewegen, daß sie ihren Kirchensprengeln, soweit sie in's Württembergische sich erstrecken, entsagen möchten. — Dieß wurde genehmigt; der geistliche Rath Steinhaußer wurde nach Augsburg, und der geistliche Rath Keller nach Paris abgeordnet.

„Am 2. Juli Nachmittags um 2 Uhr erschien der württembergische Gesandte, Graf v. Winzingerode, um dem Fürstenprimas den geistlichen Rath Keller vorzustellen. Er übergab ein Schreiben seines Königs, worin dieser das Ansuchen stellte, der Fürstprimas wolle zur Errichtung zweier Bisthümer in seinen Staaten mitwirken helfen. Dieser erklärte seine Bereitwilligkeit, seiner bischöflichen Jurisdiction im Württembergischen zu entsagen, sobald dort Bisthümer auf gesetzliche Art würden zu Stande gebracht sein; überhaupt, fügte er bei, sei er zu jedem Opfer bereit, das der Friede der Kirche von ihm fordern würde. Hierauf äußerte der württembergische Gesandte: Sein König erwarte, der Fürstprimas würde als deutscher Patriot vorzüglich mitwirken, daß die Kirchenangelegenheiten der deutschen Staaten ohne fremden Einfluß berichtigt werden. Diese auffallende Aeußerung war nicht sonderlich folgerichtig,

indem die Absendung des Herrn Keller hauptsächlich die Absicht zu haben schien, Württemberg an den gehofften Resultaten des Concils theilhaftig zu machen."

„Der Fürstprimas entgegnete: „„Er habe das Bewußtsein, jederzeit nach Pflichten gehandelt, und treu sein Wort gehalten zu haben, wie es einem wahren Deutschen gezieme; von den rheinischen Bundesfürsten könne er dies nicht durchaus behaupten; an dem ausgeschriebenen Bundestag seien nur wenige Abgeordnete erschienen. Wort zu halten, sei die erste Pflicht; Vorwürfe mache er keine, aber die Wahrheit wolle und werde er jederzeit bekennen; wenn auch kein anderer Bundesfürst so handeln würde, so würde er doch nicht davon abgehen."" In diesem Sinne gab er Wessenberg den Auftrag, die Antwort an den König zu entwerfen."

„Am 3. Juli erfuhr Wessenberg vom Herzog von Dalberg (dem Neffen des Fürstenprimas): Der Kaiser nehme dermal in Geschäften nicht leicht Einwendungen an; er sehe den rheinischen Bund so gut als nicht mehr bestehend an; sein einziges Interesse dabei sei noch, die Kontingente zu erhalten. — (Auf diese Kontingente, sagte Napoleon einmal dem Fürstenprimas, habe er ein volles Recht, weil er zweimal seine Person ausgesetzt habe, um die deutschen Fürsten vor dem Joch Oestreichs und Preußens zu retten!!)" —

„Am 3. Juli Abends war der Fürstprimas in St. Cloud. Als er ankam, war der Kaiser bereits bei Tisch, ließ ihm aber einen Stuhl neben sich hinsetzen. Er fragte ihn: „„Womit haben Sie den Tag zugebracht?"" — „„Zuerst mit den Mitgliedern des Concils, die ihn besucht hätten, sodann mit den Deputirten des Nationalinstituts."" — „„Wie der Fürst doch beides combiniren könne?"" — „„Sehr gut! Das Eine sei Gegenstand der Pflicht, und müsse also zuerst besorgt werden; das Andere sei Gegenstand seines Geschmacks, und diene ihm zur Erholung."" „„Ce'st tres bien arrangé."" — Hierauf versuchte der Fürst-

primas einigemal wegen des Concils eine Saite zu berühren, und äußerte: Er höre, es solle am 8. Juli wieder Congregation stattfinden. Der Kaiser verfinsterte sich und antwortete kurz: Er wisse nichts, und wolle auch nichts davon wissen, und wendete sich zur Kaiserin mit den Worten: Faites un jeu! Diese lud hierauf den Fürstenprimas zu einem Lotto ein, und rief ihre Damen dazu. Der Kaiser setzte sich in einer Ecke auf einen Stuhl und schlief (wenigstens scheinbar) ein."

„Am 7. Juli frühe um 11 Uhr war der Fürstprimas in St. Cloud, wo große Aufwartung war. Der Kaiser sprach mit allen anwesenden Bischöfen besonders freundlich. Der Cardinal Fesch, der Erzbischof von Ravenna und der neue Patriarch von Venedig versicherten den Primas unter Aeußerung großer Freude: Alles sei auf's Beste ausgeglichen; der Kaiser habe eine edle Entschließung gefaßt; er wolle sich mit dem Papst auf eine Art einverstehen, welche nicht nur die Bestätigung der neuen Bischöfe in Frankreich und Italien bewirken, sondern auch Deutschland Bischöfe verschaffen werde."

„Am nämlichen Tage, Abends um 8 Uhr, fuhr der Fürstprimas wieder nach St. Cloud, wohin er zur Familientafel eingeladen war. Als er ankam, traf er die Mutter des Kaisers allein. Sie sagte, daß sie sich überzeugt habe, man fahre am besten, wenn man mehr dem Impuls seines Herzens, als bloß dem Verstand folge, indem man alsdann das gute Ziel immer am sichersten erreiche. Dann kam Fesch, der mittheilte: Es sei nun die Sache der Kirche so gut wie ausgeglichen anzusehen. Als hierüber Madame und der Primas große Freude äußerten, zog Fesch einen Zeddel aus der Tasche, worauf einige Artikel aufgeschrieben waren, die wahrscheinlich dem Concil zur Ausgleichung sollten vorgeschlagen werden, und die das Resultat einer mehrstündigen Unterredung gewesen seien, die Fesch am 6. Juli mit dem Kaiser gehabt hatte. Das Wesentliche dieser Artikel oder kaiserlichen Propositionen war: 1) Das Concordat

zwischen Franz I. und Leo X. soll aufgehoben sein; 2) der Papst soll innerhalb eines Jahres die neuernannten Bischöfe instituiren, widrigenfalls solle von den Metropoliten vorgefahren werden; 3) dieses solle als ausdrückliche Concession des Papstes bekannt gemacht werden."

„Bald hernach kam der Kaiser zum Vorschein, rief den Cardinal in sein Gemach, und sprach mit ihm ziemlich lange eingeschlossen. Als der Kaiser mit Fesch wieder herauskam, machte jener eine äußerst grimmige Miene, und sprach sowohl während der Tafel, als auch beim Concert kein Wort, außer einmal zu seiner Mutter: **Vous avez mal aux yeux, à ce qu'il parait? — Oui Sire, c'est pourquoi je n'ai pu depuis quelques jours vous voir.**"

„Auf dem Gesichte des Kaisers war das Horazische: **post equitem sedet atra cura** — zu lesen. Zum Primas sagte er nichts als: „„Was haben Sie heute gemacht?"" Antwort: „„Die Deputirten des Nationalinstituts, die mich jüngst zu ihren Sitzungen eingeladen haben, waren bei mir zu Tisch."" — Hierauf sagte der Kaiser: „„Wie können Sie das einrichten, zu gleicher Zeit mit den Priestern und Atheisten zu leben?"" — „„Aber Sire! ich halte sie nicht für Atheisten, die Mitglieder des Instituts."" — „„Ja, sie sind Atheisten, ich weiß es, und die Priester, die kenne ich auch!""

„Beim Weggehen fragte der Primas den Cardinal Fesch: Wie es mit der Ausgleichung stehe? Dieser gab keine bestimmte Antwort, benahm aber doch die Hoffnung nicht. Das Gesicht des Kaisers hatte wenig Günstiges versprochen. — Schon vorher hatte der Vice-König beim Fürstenprimas über den Cardinal Fesch in den stärksten Ausdrücken geklagt, daß dessen Unfähigkeit die bisherige Erfolglosigkeit des Concils hauptsächlich herbeigeführt habe."

„Am 8. Juli ging zu Paris das Gerücht: **Les prêtres ont la victoire; les philosophes s'arrangeront.** Dieses Gerücht

war ein Echo des voreiligen Triumphgesangs von Cardinal Fesch."

„Am 9. Juli in der Frühe reiste der Vice-König Eugen ab. Daraus schloß man, daß die Vorstellung des Concils entweder ganz unterbleiben, oder doch nicht bald erfolgen werde."

„Am 9. Juli, als ich mit dem Weihbischof v. Kolborn bei dem neuernannten Bischof von Nancy auf Besuch war, erzählte uns dieser die neuen Hergänge in folgender Weise: Sobald der Kaiser gesehen, daß eine große Zahl von Bischöfen sich wider Verhoffen ungünstig zeige, die kaiserlichen Propositionen auf eine befriedigende Weise zu lösen, habe er Staatsrath gehalten, in diesem seien kräftige Maßregeln vorgeschlagen worden: Daß nämlich durch ein Dekret, welches dem gesetzgebenden Körper zur Bestätigung vorzulegen wäre, die Ertheilung der kanonischen Institutionen durch die Metropoliten angeordnet, und diesen gedroht werden sollte, daß, im Fall sie hierin ihre Pflicht zu erfüllen innerhalb einer gewissen Frist unterließen, ihre Einkünfte gesperrt, sie selbst aber, als hätten sie resignirt, angesehen, und ihre Diöcesen durch Vicare würden versehen werden. Inzwischen habe die Commission des Concils auf Auskunftsmittel gedacht, um den Streich abzuwenden, und doch zugleich der Nothwendigkeit auszuweichen, dem Papst etwas zu entziehen; Cardinal Fesch habe deshalb nebst dem Erzbischof von Tours am 6. Juli eine lange Unterredung mit dem Kaiser gehabt. Nach 2 Stunden habe man über nichts einig werden können, indem die geistlichen Herren immer wieder darauf zurückkamen, daß mit dem Papst zuerst unterhandelt werden sollte, dem das Concil nichts vergeben könne. — Endlich habe der Kaiser erklärt: Er wolle sich dazu verstehen, daß die von ihm gestellten Anträge als Zugeständnisse des Papstes erscheinen mögen, daß er aber daraus ein Gesetz machen, und dies dem gesetzgebenden Körper zur Sanktion vorlegen, und sodann kund machen würde. — Die beiden Prälaten hätten diesem

Auskunftsmittel mit Freuden beigestimmt, und triumphirend sich zurückgezogen."

„Cardinal Fesch kündigte nach seiner Heimkehr den in seinem Palast versammelten Bischöfen mit Jubel an: Die Sache sei durch eine edle Entschließung des Kaisers berichtigt; dieser habe sich dadurch ein ewiges Denkmal in den Herzen aller katholischen Franzosen gestiftet. Den Neuernannten sagte er mit Zuversicht: „Sie werden Ihre Bullen erhalten."

„Die Freude dauerte auch den folgenden Tag, den 7. Juli (einen Sonntag) bis auf den Abend fort. Indessen machte diese Stimmung doch allmälig dem Nachdenken Platz, worin denn eigentlich die Artikel der Beilegung bestünden? Da fand man erst das Bedenkliche, zu einem Staatsgesetz der Art Veranlassung zu geben, bevor man bestimmt wisse, ob es auch gewiß die Willensmeinung des Papstes sei, seine Beistimmung dazu zu ertheilen. Man habe nichts Schriftliches vom Papst, und auch die an ihn von der Commission der Bischöfe, welche der Kaiser vor der Einberufung des Concils niedergesetzt hätte, mit Vorwissen des Kaisers abgesandten drei Prälaten hätten noch keinen schriftlichen Bericht über den Erfolg ihrer Sendung dem Concil selbst erstattet."

„Solche Betrachtungen bewirkten, daß die Commission der zwölf Bischöfe am folgenden Tag (8. Juli) berathschlagte: Wie man sich aus der Verlegenheit ziehen könne? Die Mehrheit entschied zwar für die Annahme des vom Kaiser vorgeschlagenen Auskunftsmittels, jedoch mit dem Beisatz, daß der Kaiser zu erbeten sei, er möge sich die Clausel gefallen lassen, daß man vorerst noch vom Papst einen ausdrücklichen und bestimmten Consens einholen wolle; erst dann solle das Gesetz kund gemacht werden und in Kraft treten. — Mit diesem Vorschlag war Cardinal Fesch mit dem Erzbischof von Tours am 9. Juli frühe nach St. Cloud abgegangen."

„Am 9. Juli Nachmittags wurde vom Cardinal Fesch eine

Sitzung auf den folgenden Tag schriftlich angesagt, in welche sich auch der Fürstprimas verfügte. Die Protokolle oder Verbalprozesse aller vorigen Sitzungen wurden verlesen, und zwei Stunden lang die Redaktion einzelner Ausdrücke diskutirt. Nachher trug der Bischof von Tournay (Hirn) den Bericht der Commission über die Propositionen des Kaisers vor. Das Wesentliche des Vortrags bestand darin: Die Mehrheit der Commission habe dafür gestimmt, daß das Nationalconcil sich nicht für competent ansehen könne, zu entscheiden, daß im Fall der Verhinderung des Papstes die Metropoliten die Bestätigung und Institution der Bischöfe vornehmen dürfen, selbst im Fall, wenn beim Unterbleiben nachtheilige Folgen für die Kirche entstehen könnten. Das Concil könne den Kaiser nur bitten, ihm zu gestatten, durch Abgeordnete die Gesinnungen des Papstes einzuholen."

Der Bericht war sehr schlecht und oberflächlich abgefaßt. Es fehlte ihm alle genauere historische Begründung. Die Einsichtigeren waren damit als einem offenbaren combinirten Parteimanöver der verschiedenen Faktionen des Concils höchst unzufrieden.

„Bald vernahm man auch, daß der Kaiser nicht nur über den Bericht der Commission, sondern noch mehr über den von einer bedeutenden Anzahl von Bischöfen gebildeten Verein, durch den sie sich zum Nichtnachgeben gegenseitig verpflichteten, äußerst aufgebracht sei. Gegen 50 Bischöfe, so hieß es in den höhern Regionen, hätten gemäß einer geheimen Verabredung ihr Testament verfertigt und hinterlegt mit der Aeußerung: Eher Märtyrer werden zu wollen als nachzugeben."

So waren die Fäden so fein und künstlich gesponnen, daß sie zerreißen mußten.

„Am 10. Juli Abends 7 Uhr überbrachte der italienische Kultminister von St. Cloud ein kaiserliches Dekret, durch welches das Concil ohne Angabe eines Beweggrundes aufgelöst wurde. Das Dekret war vom 10. Juli datirt."

„Mehrere Bischöfe waren der Meinung, der Kaiser habe es nicht darauf ankommen lassen wollen, daß die Mehrheit des Concils einen Beschluß fasse, der seinem Ansehen zu nahe trete und im Grund nichts entscheide, da er Alles auf den guten Willen des Papstes ausgestellt lassen würde" [1]).

„Am 12. Juli Abends erfuhr man, daß drei Bischöfe, nämlich der von Troyes (Boulogne), von Tournay (Hirn) und von Gent (Broglie), auf Befehl der Regierung verhaftet und in das Staatsgefängniß von Vincennes abgeführt worden seien; das nämliche Schicksal hätten auch ihre Generalvicare gehabt. Die Abführung geschah in der Frühe des 12. Juli. Man versicherte mich, die Verhaftung sei auf einen Bericht des Polizei-Ministers, des Herzogs von Rovigo, vom Kaiser anbefohlen worden."

„Der Bischof von Gent war vordem vom Kaiser besonders begünstigt worden. Nicht lange vorher hatte ihm dieser das Kreuz der Ehrenlegion zugeschickt, was der Bischof aber wieder zurücksendete. Deshalb zum Kaiser berufen und über die Ursache befragt, gab der Bischof zur Antwort: Sein Gewissen erlaube ihm nicht, den mit dieser Decoration verknüpften Eid zu leisten; dieser verpflichtete nämlich zur Vertheidigung aller Besitzungen des Reichs, das damals auch den Kirchenstaat in sich faßte. Der Kaiser erwiderte: Votre conscience est une sotte, und kehrte dem Bischof den Rücken. Indessen behielt dieser ungeachtet dieses Vorfalls seine Stelle als Aumônier des Kaisers. Während des Concils zeigte er sich als einen ganz unbescheidenen Eiferer, und

---

[1]) In Napoleons Anmerkungen (in seinen Mémoires I. 142) zu der Geschichte des Concordats von de Pradt heißt es, daß der Kaiser, sobald er vernommen, daß die Majorität der Bischöfe für die Nichtcompetenz des Concils stimme, sofort dessen Auflösung befohlen habe, um zu verhindern, daß das Concil ihm amtlich seine Incompetenz eröffne, wodurch es sich selbst herabgewürdigt und die Möglichkeit einer Umkehr sich würde abgeschnitten haben.

man versicherte, der Pöbel in der Vorstadt, wo er wohnte, sei von seinem Geist aufgeregt worden, und spreche von ihm wie von einem Heiligen. Uebrigens fehlte es ihm weder an Talenten noch an Kenntnissen. Selbst die deutschen Klassiker waren ihm nicht fremd, und für Schiller äußerte er eine besondere Achtung."

„Vom Bischof Hirn dagegen wurde, besonders von Leuten, die ihn früher kannten, als er noch Regens im Seminar zu Mainz gewesen, nicht so vortheilhaft geurtheilt. Man schilderte ihn als einen Heuchler, der die Gunst des römischen Hofs erschleichen wolle. Sein Aeußeres schien mir ziemlich roh. — Die Gesinnungen des Bischofs von Troyes waren schon aus seinen frühern Schriften bekannt. Er gab lange Zeit ein geistliches Journal heraus, das ganz im Geiste der Jesuiten abgefaßt war, und bald in schleichendem, bald in heftigem Ton die hellern Ansichten und Grundsätze der Zeit bekämpfte."

„Man erfuhr jetzt nach und nach Verschiedenes, was über den Gang der Dinge Aufschluß gab. Der Papst hatte den Bischöfen, die früher an ihn abgeordnet worden waren, einen Brief (datirt vom 19. Mai 1811) an den Cardinal Fesch mitgegeben, worin diesem mitgetheilt wurde: Er werde von den Bischöfen vernehmen, was zwischen diesem und dem Papst verhandelt worden; diese Verhandlung gewähre dem Papst die tröstliche Hoffnung, daß eine feste Concordia zu Stande kommen werde, wofür als Grundlage eine Punktation über die Bewilligung, welche der Papst hinsichtlich der Bestätigung der Bischöfe zu machen bereit sei, aufgesetzt worden, von welcher der Papst ein Exemplar behielt, und ein anderes die Bischöfe mit sich nahmen. Der Bischof von Nantes (einer der Abgeordneten) hatte zwar vor der Eröffnung des Concils in einer Privatversammlung vieler Prälaten im Hause des Cardinals Fesch einen summarischen Bericht über die Verhandlungen in Savona mitgetheilt. Sehr auffallend ist es aber, daß nachher sowohl dieser Bericht als der Brief des Papstes

an den Cardinal Fesch weder dem Concil, noch irgend einem Ausschuß desselben, selbst nicht der Commission, die über die kaiserlichen Propositionen berichten sollte, je war mitgetheilt worden. Dies ist um so auffallender, als beständig der Zweifel erhoben und geltend gemacht wurde, ob das, was der Papst den deputirten Bischöfen eröffnet haben sollte, auch wirklich seine Willensmeinung sei? — Man erfuhr zwar auch, daß der Präfekt von Savona, nachdem die Bischöfe ihre Rückreise nach Paris angetreten hatten, jenem nach Turin einen Courier nachgesendet habe, um ihnen (man glaubt auf Ersuchen des Papstes) zu melden, daß der Papst in seiner Entschließung wieder wankend geworden, oder vielmehr Gewissensscrupel geäußert habe wegen des vierten Artikels, weil dieser die Verbesserung seiner persönlichen Lage gleichsam zur Bedingniß für die Berichtigung der kirchlichen Verhältnisse mache. Die Bischöfe aber nahmen auf diese Nachricht weiter keine Rücksicht, sondern hielten ihr Geschäft für beendigt, und setzten ihre Rückreise fort. Was konnte auch der Wankelmuth des Papstes gegen die Aechtheit seiner Erklärung beweisen, die in seiner Gegenwart und gleichsam mit seinen eigenen Worten zu Papier genommen, und durch den Brief des Papstes an den Cardinal Fesch noch war bestätigt worden?"

Es scheint, daß in's Geheim von unsichtbaren Händen eine jesuitisch-ultramontane Intrigue gegen den Kaiser wie gegen den Papst gespielt wurde, nur um ein wirkliches Uebereinkommen durch gegenseitige Nachgiebigkeit Beider zu verhindern.

Diese Ansicht wird durch die Lage der Dinge in Paris (seit 1811) und die nachfolgenden Ereignisse hinlänglich bestätigt. Das erste französische Kaiserreich war bereits auf seinem eigenen Boden hauptsächlich durch die geheimen Umtriebe der jesuitisch-ultramontanen Faktion und durch die Intriguen von Leuten, wie Talleyrand und Fouché, untergraben, ehe der vernichtende Sturm von Außen hereinbrach. Wessenbergs schar-

sem Blicke entging schon damals diese bedrohliche Lage der Dinge nicht. Wir führen aus seinen noch während des Pariser Aufenthalts niedergeschriebenen Aufzeichnungen Einiges an, was zur Charakterisirung der Zustände und Menschen in jenen denkwürdigen Tagen dienen mag. Er erzählt:

„Am 16. Juli Vormittags waren wir (v. Kolborn und ich) bei den Bischöfen von Nantes und Trier, die als Freunde beisammen wohnten. Bald fanden sich mehrere andere Bischöfe ein. Es wurde weitläufig über die Verlegenheit diskutirt: Ob und wie fern die Bischöfe gut thäten, einzeln oder gemeinsam ihre Erklärung über die Fragen, die der Kaiser dem Concil hatte vorlegen lassen, nunmehr schriftlich an den Kultminister abzugeben. Dies hatten bereits über 40 Bischöfe, darunter 19 italienische, in einer Schrift gethan. — Die Meisten schienen jetzt sehr zu bereuen, daß man der Opposition gegen die kaiserlichen Anträge zu freien Spielraum gelassen habe. Jedenfalls sei es in dem Gutachten der Commission sehr unschicklich gewesen, daß sie auch nach den letzten Modifikationen, die der Kaiser bewilligt, doch noch — ganz im Widerspruch mit den gallicanischen Grundsätzen — die Competenz des Concils in Zweifel gezogen habe. Dies war auch in der That dasjenige, was den Kaiser am meisten aufbrachte, weil es als ein durch Intriguenspiel der Einen und Schwäche der Andern herbeigeführter Sieg des Ultramontanismus über die nationalkirchliche Politik des Kaisers erscheinen mußte. Auch der Fürstprimas, der Bischof von Mainz (Colmar), überhaupt die deutschen Prälaten, hatten durch eine schriftliche Erklärung der Ansicht der dissentirenden Bischöfe — als nützlich der Kirche — beigestimmt."

„Am 18. Juli Nachmittags kam der Herzog von Bassano (der Minister des Auswärtigen) zum Fürstenprimas. Dieser eröffnete ihm abermals seine Bereitwilligkeit, für das Beste der Kirche jedes mögliche Opfer zu bringen. Bassano erwiederte: Er hege noch immer die Hoffnung, das Einverständ-

niß zwischen dem Kaiser und Papst werde in Bälde zu Stande kommen, und auch der deutschen Kirche den Weg zu ihrer Reorganisation anbahnen. Was die Metropolitanrechte des Fürstenprimas betreffe, so sei es natürlich, daß darin ohne Einwilligung des Protektors des Rheinbundes keine Abänderung geschehen könne."

„Am 20. Juli war der Primas zur Abschieds-Audienz beim Kaiser in Trianon. Dieser fragte ihn: C'est pourtant un singulière chose avec ce concile. Croiez vous, que la majorité aurait accédé au projet du décret? — Antwort: Mais plusieurs évêques de marque l'ont crû. Cependant on ne pouvait le garantir. V. M., craignant que vin dans son effervescence ne brise le tonneau, l'a tiré en bouteilles! Dies war eine Anspielung auf die hinterher von vielen Bischöfen gegebenen einzelnen schriftlichen Zustimmungen zu den kaiserlichen Propositionen."

Auch bei diesem Anlaß erklärte der Fürstprimas seine Bereitwilligkeit, dem Frieden der Kirche jedes Opfer zu bringen. Der Kaiser bemerkte hierauf: Es sei dies sehr edel gedacht, und setzte die Versicherung bei: Er wünsche und wolle, daß der deutschen Kirche geholfen werde, und könne nicht zugeben, daß sie bloß durch päpstliche Vikarien verwaltet werde. — Beim Weggehen umarmte der Kaiser den Primas. Vorher hatte er ihm ein prächtiges Modell eines Kriegsschiffs, das er eben erhalten, gezeigt, mit den Worten: C'est de cela, qu'il nous faut!"

„Noch am Tage vor unserer Abreise machte ich bei Cardinal Fesch einen Besuch. Da fielen mir s e i n e K l a g e n a u f ü b e r d a s B e n e h m e n d e s K a i s e r s u n d ü b e r d i e e i n z e l n e n E r k l ä r u n g e n d e r B i s c h ö f e z u G u n s t e n d e r k a i s e r l i c h e n P r o p o s i t i o n e n! L'épiscopat fléchit, sagte er. Jene Erklärungen hätten keine Kraft; der hl. Geist sei nur der versammelten Kirche zugesichert worden, nicht einzelnen Bischö-

fen! — Aber doch der Église dispersée erwiederte ich. — Wohl! nur über Fragen, die den Bischöfen von einem Concil oder dem Papst vorgelegt werden, nicht aber vom Kaiser! — Klagend setzte der Cardinal — (dessen Einfalt einem Verrathe an der Sache des Kaisers ziemlich gleich kommen mochte) — noch bei: „„Denken Sie nur, in welcher Lage ich mich befinde! Als ich das Erzbisthum Paris ausgeschlagen, wofern der Papst nicht dazu einwillige, so hat der Kaiser während drei Monaten bei der Tafel nie ein Wort an mich gerichtet!““ — Das war freilich für den kaiserlichen Oheim und Großalmosenier sehr kränkend. Uebrigens hatte der Neffe wenigstens für sein zeitliches Wohl sehr freigebig gesorgt. Ein prächtiger, herrlicher Palast war für ihn gebaut und mit großem Luxus eingerichtet worden. Die Säle und Gemächer waren mit den schönsten Gemälden bedeckt. Der Cardinal war von Livréebedienten des Kaisers bedient. Wenn er ausfuhr, ritt ein kaiserlicher Page neben dem Wagen. Er empfing alle Ehren eines kaiserlichen Prinzen.“

„Wegen der Erfolglosigkeit des Concils war der Kaiser auf den Erzbischof von Mecheln (de Pradt), der ihm hauptsächlich die Zusammenberufung der Prälaten angerathen hatte, sehr übel zu sprechen. Der Kaiser machte ihm heftige Vorwürfe wegen seines unglücklichen Raths und nannte ihn mehrmals l'évêque faquin! — Dieser Prälat hatte vor der Zusammenkunft des Concils eine umständliche Schrift aufgesetzt, worin er das ganze Benehmen des römischen Hofs unter Pius VII. gegen den französischen Consul und Kaiser geschichtlich darstellte und kritisch beleuchtete. Er ließ mir die Handschrift, die nie gedruckt wurde, durch den Herzog von Dalberg zur Einsicht mittheilen. Darin suchte er zu zeigen, wie wenig der römische Hof die Umstände zum Vortheil der katholischen Kirche benutzt habe, indem er sich immer von den alten falschen Gesichtspunkten habe verleiten lassen, die Erhaltung seines weltlichen Interesses und einer unbeschränkten Kirchen-

gewalt allem Andern vorzuziehen. — Er erzählt mehrere sehr wichtige Thatsachen, die damals nicht bekannt waren; unter anderen, daß der Papst zur Krönung nach Paris in der Hoffnung gekommen sei, die Legationen wenigstens zum Theil zurückzuerhalten, auch habe er diesen Gegenstand nach der Krönung sehr angelegentlich, wiewohl ohne Aussicht auf Erfolg, betrieben. De Pradt hält hiergegen dafür, der Zeitpunkt wäre sehr günstig gewesen, für die Kirche bedeutende Vortheile auszuwirken, die der Kaiser vor der Krönung schwerlich verweigert hätte."

„Von Vielen wurde de Pradt der Schmeichelei bezüchtigt, vielleicht mit Unrecht, wenigstens insofern, als er die Schmeichelei nicht aus unedlen Absichten, sondern nur als Mittel gebrauchte, um den gewaltigen Herrscher für die wahren Interessen der Kirche zu gewinnen und von Mißgriffen zurückzuhalten. Daß der Intriguengeist ihm nicht fremd war, glaube ich wohl. Er entwickelte eine ungemeine Thätigkeit. Während des Tags traf man ihn überall in allen Reunions und Salons, wo Einfluß zu üben war. Des Nachts schrieb er, currente calamo, immer mit Geist, oft gründlich. Er war reich an umfassenden Kenntnissen (verfaßte er doch selbst ein Werk über Taktik) und beredt, auch auf der Kanzel. Sein Ehrgeiz muß ihn oft an Klippen geschleudert haben; er verlor aber nie Besonnenheit und Fassung. Er besaß die Achtung, selbst die Freundschaft Vieler."

„Dies war keineswegs der Fall bei Cardinal Maury, damals Verwalter des Erzbisthums Paris. Auf ihm lastete in der öffentlichen Meinung vielseitige Verachtung. Diese rührte zum Theil von seinem Uebertritt zur Sache Napoleons her, nachdem er die Sache der Bourbonen lange verfochten und auf deren Empfehlung von Pius VI. den Purpur erhalten hatte, theils von seinem eben nicht sehr erbaulichen Privatwandel. Dazu kam seine Derbheit und manche Aeußerung, die als

Kriecherei gegen den Kaiser gedeutet wurde. Sein Glaube an die Allmacht des Kaisers soll ihn zur Behauptung hingerissen haben, daß diesem zukäme, auch in der Kirche Alles zu regeln, was doch mit seinen frühern Reden in der Nationalversammlung gar wenig übereinstimmte. Was seine geistliche Beredsamkeit betrifft, so nannte ihn die Kaiserin Josephine bezeichnend le charpentier de l'eloquence. Denn Alles war darin Kunst, Phrase, wohlgedrechselter Periodenbau. Während er in der letzten Charwoche (1811) über die Leiden Christi eine mehr als zwei Stunden andauernde Rede hielt, wurde viel gemurmelt und mit den Füßen gescharrt. Le Cardinal, hieß es, prêche ses passions." —

„Mit vielen Einsichten und Berufskenntnissen verband wohl unter allen französischen Prälaten keiner mehr Würde und ächt religiöse Gesinnung als der Bischof Duvoisin von Nantes. Alle Gutgesinnten sahen mit Vergnügen das große Vertrauen, das Napoleon diesem würdigen Geistlichen schenkte. Sein Benehmen war einfach, seine Rede überdacht, besonnen; seine Ansichten versöhnlich, auf Frieden und Einigkeit gerichtet."

„Der Erzbischof von Tours (Barral) war ein gelehrter und treuer Schüler Bossuets [1]), redlich auf das Wohl der Kirche bedacht, übrigens würdevoll und freundlich im Umgang."

„Im Ruf eines in geistlichen und kirchlichen Dingen sehr unterrichteten Mannes stand der Erzbischof (Lecoz) von Besançon. Geistesverwandte waren die Bischöfe (Saurin) von Straßburg und (Belmas) von Cambray. Diese und einige andere, darunter auch italienische Bischöfe, traf ich zuweilen beisammen bei dem vormaligen Bischof von Blois, Senator Gregoire. Sie

---

[1]) Als welcher Barral auch später in seiner Défense des libertés de l'église gallicane, Paris 1817 — gegen das bourbonische Concordat erscheint.

hielten alle, gleich diesem, an den strengen Grundsätzen der gallicanischen Kirche und der alten Disciplin, und zugleich an der Lehre des hl. Augustin fest, weßhalb man sie des Jansenismus beschuldigte. Sie genossen das Vertrauen des Kaisers nicht.“ —

„Unter den Italienern waren viele vom besten Willen beseelt. Sie gestanden selbst, Vieles was sie jetzt vernähmen, sei ihnen neu; der von ihnen empfangene Unterricht setze sie außer Stand, darüber mit Zuverlässigkeit zu urtheilen. Sie zeigten sich aber sehr bereitwillig, Belehrung anzunehmen, und waren überhaupt versöhnlicher gesinnt, als manche französische Prälaten, die zwar scheinbar zur kaiserlichen Regierung hielten, so lange diese ihr Gelüste nach Einfluß und Bereicherung befriedigte, die aber zugleich von der Kirchengewalt so absolutistisch-mittelalterliche Gedanken hegten, daß sie sofort die erbittertsten Feinde des Kaisers wurden, und seine Macht insgeheim und bald auch offen untergruben, so bald sie von ihm nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten hatten.“ —

„Nachdem wir Paris bereits verlassen hatten, wurden die Väter des Concils nach längern gegenseitigen Unterhandlungen durch kaiserliches Dekret in aller Stille am 5. August nochmals zu einer Generalcongregation zusammenberufen, und jetzt geschah, was gleich Anfangs hätte geschehen sollen. Der Bericht über die Verhandlungen in Savona wurde von dem Erzbischof von Tours vorgetragen; hierauf wurden die Beschlüsse in Betreff der Bestätigung der vom Kaiser ernannten Bischöfe gefaßt, die das Concil dem Papst mittheilte, und die dieser durch ein Breve vom 20. Septbr. bestätigte. So war einigermaßen der nächste Zweck, den Napoleon bei Berufung des Concils hatte, erreicht.“

„Uebrigens hatten diese Vorgänge das Band zwischen der kaiserlichen Regierung und dem Episcopat mehr geschwächt als verstärkt. Die erstere beging mehrere Mißgriffe. Ihre Voraus-

setzung bei Berufung des Concils, die Bischöfe seien in ihrer Mehrheit ganz den Grundsätzen Bossuets zugethan, also für die Freiheiten und Selbstständigkeit der gallicanischen Kirche eingenommen, erwies sich als irrig. Sie hatte sich dazu durch die vieldeutigen Adressen französischer und italienischer Bischöfe, die dem Concil vorangingen, verleiten lassen. Der Unterricht in den Seminarien seit dem Concordat von 1801 war weit hinter den Grundsätzen eines Bossuet, Fenelon, de Marca, Thomassin, Natalis Alexander, Fleury und anderer erleuchteten Männer der gallicanischen Kirche zurückgeblieben. Die meisten Candidaten des geistlichen Standes erhielten mehrentheils in der Kirchengeschichte und im Kirchenrecht entweder gar keinen oder einen sehr dürftigen Unterricht. Bibelkunde und Exegese wurden beinahe nirgends gelehrt. Ein Mischmasch von Dogmatik, Concilienbeschlüssen, Dekretalen und Casuistik bildeten die Grundlage des klerikalischen Unterrichts, dem sich eine lange in's Kleinliche gehende Einübung der liturgischen Formen, das zierliche Rauchfaßschwingen mit einbegriffen, anschloß. So fand ich es selbst in dem erzbischöflichen Seminar zu Paris, sonst der Musteranstalt der französischen Kirche!"

„Ferner war die Wahl des Cardinals Fesch zum Vorsitzenden des Concils eine sehr unglückliche. Sie ging zwar vom Concil selbst aus, aber nur um Napoleon gefällig zu sein. Durch die Flauheit, Grundsatzlosigkeit und Unwissenheit dieses Mannes wurden freimüthige und umsichtige Berathungen unmöglich, da er selbst, wohl wider Wissen, der Reaktion und Intrigue zum Werkzeug diente. — Da man vernahm, daß die Regierung immer unter der Hand mit dem Papst zu unterhandeln fortfahre, mithin das Concil nur als Scheuche oder Schreckmittel für diesen gebrauchen zu wollen schien, so fürchteten viele Mitglieder in diesem sich unnützerweise zu compromittiren, entweder beim Kaiser oder beim Papst anzustoßen, wenn sie ihre Gedanken offen darlegen würden."

„Auch war Paris keineswegs der rechte Ort für das Concil. Denn die Mitglieder wurden hier zu vielseitig influirt, und nicht Wenige erhielten ihre Inspirationen von der im Geheimen schleichenden legitimistisch-bourbonischen Faktion."

Doch das Hauptversehen war, daß man erndten wollte ehe man guten Samen gesäet, d. i., daß man nationalen Aufschwung und große Dinge von einer in ihrer Mehrheit geistig und wissenschaftlich tief gesunkenen Geistlichkeit erwartete, deren ganze Berufsbildung — allerdings mit löblichen Ausnahmen — in bloß äußerer Dressur bestand, und deren geistige Befangenheit sie zur leichten Beute für ein paar ultramontane Sophisten und legitimistische Intriguanten machen mußte.

Dabei hat man die Natur der religiösen Ueberzeugung verkannt, die bekanntlich im Dulden ihre Stärke zeigt, besonders wenn, wie bei größern Versammlungen stets der Fall ist, Gefahr und Verantwortung von dem Individuum auf das Ganze, d. i. auf ein unerreichbares Abstractum, übergehen. —

Welches aber auch die Mißgriffe der kaiserlichen Regierung gewesen sein mögen, welche persönlichen Motive den damaligen Herrscher der Welt bei seinem energischen Auftreten gegen Romanismus und Papst geleitet haben mögen: Eines bleibt vor der unparteiischen Geschichte unbestritten, und ist eine ächte Perle in dem überreichen Ruhmeskranz dieses Mannes, nämlich daß er zuerst wieder in der Neuzeit das Nationalitätsprinzip, als die allein richtige Grundlage für jede gesunde Entwicklung der Völker, auf dem religiös-kirchlichen Gebiet mit der ihm eigenen Energie zur Geltung zu bringen bemüht war. Hiermit hat Napoleon der kommenden Zeit angedeutet und die Aufgabe gestellt, wie sie, seine Fehler vermeidend, eine seiner großen Ideen zu verwirklichen bestrebt sein solle.

Man kann mit vollem Herzen ein Deutscher sein, man wird das absolutistische Gebahren des ersten französischen Kai-

sers auf das Entschiedenste verdammen können, — ohne gegen die wirklichen und bleibenden Verdienste dieses außerordentlichen Mannes blind und und ungerecht zu sein, wie es einem Pseudopatriotismus zu lieb Mode geworden.

Drittes Kapitel.

Eindrücke und Früchte des Pariser Aufenthalts. — Dalbergs Abdankung und Entsagung.

Wessenberg mochte froh sein, als er bei Altbreisach den heimischen Boden wieder betrat. Die unnatürliche Ueberspannung aller Kräfte Frankreichs, die steigende Verstimmung der dortigen Bevölkerung waren keineswegs geeignet, auf den Beobachter einen beruhigenden Eindruck zu machen. Wie unerquicklich die Zustände jenseits des Rheins waren, hatte er noch durch einen Act roher Willkür bei seinem Austritt aus dem Kaiserreich zu Neubreisach erfahren müssen. Hier forderte man ihm seine ganze Baarschaft bis auf wenige Goldstücke ab, und nahm sie in Beschlag, weil kein Gold aus dem Lande gehen dürfe. Erst nach ernstlichen Vorstellungen bei der Oberbehörde erhielt er mehrere Tage später sein Geld, jedoch mit einigem Abzug, zurück.

Bei seiner Rückkunft nach Deutschland fühlte Wessenberg, ehe er die gewohnten amtlichen Geschäfte wieder aufnahm, das Bedürfniß einiger Erholung in ländlicher Einsamkeit. Zu diesem Zwecke zog er sich auf kurze Zeit auf das Landgut der Familie zu Feldkirch im Breisgau zurück, „um hier

in reinem Naturgenuß des Elends jener schimmernden Welt, die er eben verlassen, zu vergessen." Er begann hier zwei literarische Arbeiten, zu denen der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt den ersten Anstoß gegeben, und die er bald nachher im Drucke erscheinen ließ.

Wenn Napoleon mit der Berufung des Nationalconcils nur einen untergeordneten Zweck, die Instituirung der von ihm ernannten Bischöfe erlangte, nicht aber das Hauptziel, die Kirche selbst zu einer Reform in nationaler Richtung zu drängen, so erblickte Wessenberg mit Recht den letzten Grund des Mißlingens dieser wohlthätigen Absicht des Kaisers in dem ganz verwahrlosten geistigen Bildungszustand der französischen Geistlichkeit. Hier mußte also vor Allem geholfen und ein neuer Grund gelegt werden.

In diesem Sinne schrieb er seine Schrift: **Considérations sur l'Etat actuel de l'Instruction publique du Clergé catholique en France et en Allemagne** (Zürich 1812), in französischer Sprache, denn ihre Wirkung war vor Allem auf Frankreich und die kaiserliche Regierung selbst berechnet. Wessenbergs Absicht war, auf die Grundgebrechen der theologischen Studien in Frankreich aufmerksam zu machen, deren Hebung allein den Weg bahnen könne, sowohl zur innern Verbesserung der kirchlichen Zustände, als zur Feststellung des rechten Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, Klerus und Regierung. Die Schrift fand überall in Deutschland und Frankreich verdienten Beifall. Der französische Kultminister, Bigot de Préameneu, richtete ein sehr verbindliches Schreiben an Wessenberg, worin er diesem den Dank der kaiserlichen Regierung aussprach. Sicherlich hätte diese auf Wessenbergs Veranlassung ihre ernste Aufmerksamkeit auf die Bildung und den Studiengang des französischen Klerus gerichtet, wäre ihr Bestand selbst nicht bald in Folge der Ereignisse des Jahres 1813 in Frage gekommen.

In innerer Verbindung mit dieser Schrift stand eine dichterische Arbeit, das episch-didactische Lehrgedicht Fenelon, das Wessenberg unter den Eindrücken des Pariser Aufenthalts um dieselbe Zeit schrieb. In diesem ersten größern poetischen Versuch wollte er nämlich den Kampf darstellen, „den der wahre Geist des Christenthums immerfort mit der pharisäischen und sadducäischen Gesinnung zu bestehen hat." Zu diesem Zwecke wählte er Fenelon zum Helden seines Gedichts, weil dieser, sein Zeitalter und seine Schicksale ganz besonders geeignet schienen, ein recht augenscheinliches Charakterbild jenes Kampfes — zur Belehrung und Warnung — zu entwerfen.

Auch bei dieser Arbeit hatte Wessenberg hauptsächlich die sittlich und religiös verkommenen Zustände Frankreichs im Auge, wie sie in den letzten Jahren des ersten Kaiserreichs trotz aller Täuschungen von Macht und Glanz unheilverkündend hervortraten, und zu denen ähnliche Erscheinungen unter Ludwig XIV., als Symptome innerer Erkrankung, eine nahe liegende Parallele bildeten.

Ueber diese Zustände bemerkt Wessenberg in seinen fast gleichzeitgen Aufzeichnungen Folgendes: „Eine Menge von Wahrnehmungen in der Hauptstadt Frankreichs hatte mich mit manchen düstern Ahnungen für die Zukunft erfüllt. Schwüle Gewitterwolken sammelten sich überall. Alles deutete auf einen furchtbaren Ausbruch neuer Umwälzungen. Die Servilität der Franzosen hielt gleichen Schritt mit dem vermessenen Glauben des Herrschers an seine unbedingte Allmacht. Napoleon war durch die Fülle seines Glücks in den letztern Jahren so herrisch und stürmisch geworden, daß seine Minister und selbst seine Vertrauten keine oder nur höchst schüchterne Vorstellungen und Bedenken mehr wagten."

„Der Kaiser sagte dem Fürstprimas in der Abschiedsaudienz: „Qu'il fallait refouler les Barbares du nord dans leurs

déserts et prévenir leur débordement sur l'Europe civilisée. Dies und die Freiheit der Meere sei das Ziel seines Berufes." —

„So sehr übrigens der Knechtssinn in allen Klassen gewachsen war, so konnte man doch zugleich wahrnehmen, daß im Stillen ein ränkevoller Widerstandsgeist unter geheimnißvoller Leitung ein Gewebe spinne, das dem Machthaber verderblich werden könne. Talleyrand stand an der Spitze als Spinne, die beständig ihre feinen Netze ausbreitete, um wo nicht Gewalt doch Geltung zu erhaschen. Mit tausend Fäden suchte er selbst die besten Köpfe an sich zu ziehen. In seinen Augen war der dem Kaiser treu und wahrhaft ergebene Bassano ein Einfaltspinsel und Pedant."

„Auch Fouché betrieb fortwährend sein geheimes Spiel. Einerseits war es dem Kaiser nicht zu verargen, daß er diese Beiden aus Mißtrauen auf die Seite geschoben. Anderseits hätte er vielleicht für seinen Vortheil klüger gethan, ihnen die Ministerien des Auswärtigen und der Polizei zu belassen, zugleich aber sie scharf zu überwachen. Bassano wäre an seiner vorigen Stelle, als Hausminister dem Ohr des Kaisers stets nahe, am besten im Stand geblieben, ihm wesentliche Dienste zu leisten. Ravigo war nicht beherzt, noch gewandt und scharfsichtig genug, um Fouché im Polizeiministerium zu ersetzen. Als der einflußreichste Rathgeber des Kaisers in den wichtigsten Angelegenheiten des Innern galt im Publikum Regniaud de St. Angely, welcher oft um sein Gutachten befragt wurde. Er galt als ein sehr fähiger Kopf; auch rühmte man seine Treue und Unbestechlichkeit."

„In den Prunkgemächern der Tuilerien ging der Geist der Intrigue unter den Damen und Kammerherren des Hofs lispelnd umher, mit boshaften Witzspielen die Maßregeln des Kaisers bekrittelnd. So geheim dies geschah, drang es doch zu des Meisters Ohren, und dieser äußerte zuweilen: Er werde noch

einmal zum Kehrbesen greifen, um diese ränkesüchtigen Jesuitenschaaren aus seiner Umgebung zu vertreiben. — Er hätte wirklich damals schon vielen Grund gehabt, es zu bereuen, sich mit einem so zahlreichen Chor müssiger und stets begehrlicher Hofschranzen umgeben zu haben."

So mußte der Riesenbau napoleonischer Weltherrschaft in Folge des russischen Feldzugs, dieser That höchsten imperatorischen Uebermuths, die jenen vollenden sollte, um so sicherer in Trümmer stürzen, als er, bereits auf eigenem Boden unterwühlt, selbst hier keinen festen Stand mehr hatte. Der rasche Umschwung aller Zustände und Verhältnisse, der mit Napoleons Sturz eintrat, führte auch das Aufhören der letzten weltlichen Herrschaft in den Händen eines Geistlichen diesseits der Alpen durch Dalbergs Entsagung herbei. Dieses Ereigniß, ein kleines Zwischenspiel in dem großen welthistorischen Drama von 1813, ist nach seinen Motiven so verschiedentlich beurtheilt worden, daß wir uns erlauben, aus Wessenbergs Aufzeichnungen die Erzählung eines Augenzeugen, der zum Theil Mithandelnder war, anzuführen. Sie wird nur dazu dienen, Dalbergs edle Persönlichkeit und die tadellose Ehrenhaftigkeit seines Charakters — gegen jeden Widerspruch — in's rechte Licht zu stellen.

Wessenberg hatte im September 1812 eine Reise zu dem Fürstenprimas nach Fulda unternommen, das damals zu dessen Großherzogthum (Frankfurt) gehörte. Dalberg verweilte in der letzten Zeit gern an diesem stillen Orte, weil er da, von der unerquicklichen Politik des Tages und ihrer Diplomatie weniger berührt, mehr Muße für seine Lieblingsstudien fand, die damals vorzüglich der Philosophie zugewendet waren. Keiner seiner Minister und höheren Hofbeamten durfte ihn dorthin begleiten. Auf die Berichte und Gutachten, die ihm täglich zukamen, schrieb er seine Entscheidungen entweder sofort selbst, oder er dictirte sie zur weitern Ausfertigung seinem Cabinets-

vorstand, dem durch Geist und Kenntnisse hervorragenden Geheimenrath von Varicourt.

Wessenberg fand seinen fürstlichen Freund zwar heiter, wie immer; doch schien dieser mehr als sonst in sich gekehrt und des weltlichen Regiments, als dem geistlichen Berufe unangemessen, überdrüßig. Insbesondere war er mit Napoleons großem Heerzug nach Rußland unzufrieden, „der, wie er auch ausfallen möge, wahrscheinlich auf Deutschlands Zustände eine Rückwirkung haben werde, die sich zum Voraus nicht berechnen lasse."

Der eigentliche Zweck, der Wessenberg nach Fulda führte, war, ein von diesem dem Fürstenprimas längst gemachtes Versprechen zu lösen, und aus seinen Händen in der dortigen Domkirche die Priesterweihe zu empfangen. „In der Folge", schreibt Wessenberg, „machte ich die Entdeckung, daß gewisse Leute meiner Priesterweihe eine wichtigere Bedeutung zu unterschieben suchten, als sie in Wirklichkeit hatte. Sie behaupteten, der Fürstprimas habe mir bald die Bischofsweihe ertheilen wollen, und dies sei in Verbindung mit Entwürfen wegen Gestaltung der deutschen Kirche gestanden! Daran war kein wahres Wort." —

Von Fulda aus besuchte Wessenberg seinen jüngern Bruder, der als Gouverneur der Prinzen am königlichen Hofe zu Dresden lebte, und seine Schwester, die er seit ihrer Verheirathung mit einem Grafen v. Schulenburg nicht mehr gesehen. Nachdem er bei der Schwester auf ihrem Landsitze bei Leipzig acht Tage verbracht und im Umgang und an der Liebe dieser geistreichen Frau die eigene Seele zu Arbeit und Kampf neu gestärkt hatte, kehrte er nach Konstanz zurück, wo bald ein Ereigniß eintrat, das auch auf den Verlauf seiner eigenen Geschicke nicht ohne Einfluß bleiben sollte.

„In den ersten Tagen des Oktober 1813 (also etwa zwei Wochen vor der Leipziger Entscheidungsschlacht)", erzählt Wes-

senberg, „kam der Fürstprimas unversehens in Konstanz an. Er fand es nämlich angemessen, sich vom Kriegsschauplatz zu entfernen, und glaubte, am füglichsten die weitern Ereignisse in seinem Kirchensprengel von Konstanz abwarten zu können. Hierin hatte er ganz aus eigener Bewegung gehandelt. Niemand, meines Wissens, hatte auf seine Entschließung Einfluß gehabt. Da der Bischof keine eigene Wohnung mehr in Konstanz besaß, so wurde für ihn eine anständige in der ehemaligen, seit der der Säkularisation verkauften, Domprobstei gemiethet. Er gefiel sich ausnehmend unter uns, und beschäftigte sich theils mit der nähern Einsicht dessen, was seit vielen Jahren für die geistige und sittlich-religiöse Bildung im Bisthum Konstanz geschehen war, theils aber mit wissenschaftlichen Arbeiten. Unter diesen stand eine neue Bearbeitung seiner vorlängst bekannt gemachten Schrift „Ueber das Universum" oben an. Er verfaßte sie in französischer Sprache (sie ist bis jetzt Handschrift geblieben). Mit besonderem Vergnügen schien er die verschiedenen Jahrgänge des Archivs für Pastoralconferenzen durchzugehen. Diese Lectüre trug sichtlich zu seiner Erheiterung bei. Abends brachte ich gewöhnlich ein paar Stunden unter vier Augen mit ihm zu, wobei Vieles aus der Vergangenheit und Gegenwart und über die wichtigsten Anliegen der Menschheit in vertraulichem Gespräch erörtert wurde."

„Nachdem am 18. Oktober die ewig denkwürdige Schlacht bei Leipzig die Befreiung Deutschlands von der französischen Dictatur entschieden hatte, traf ich ihn oft nachsinnend über die Maßregeln, welche er nunmehr zu ergreifen habe. Meine Ansicht war: Er solle seine Lande dem Schutz und seine Primatialwürde der erhaltenden Fürsorge der verbündeten Mächte empfehlen. Er konnte sich aber zu einem solchen Schritt nicht entschließen, sondern trat, nachdem er sich die Sache zur allseitigen Ueberlegung vorbehalten, unerwartet mit dem Entschluß hervor, sein Großherzogthum zu Gunsten des vom Kaiser Na-

poleon — (der sich im 12. Artikel der Rheinbundsacte das Recht hierzu vorbehalten hatte) — ihm bereits zum Nachfolger bestimmten Vicekönigs Eugen von Beauharnais niederzulegen."

„Ich erklärte ihm offenherzig, daß ich diesen Schritt für den unpassendsten halte, den er thun könne; seine Abdankung zu Gunsten eines Adoptivsohnes Napoleons, der als Feldherr an der Spitze eines seiner Heere stehe, würde unfehlbar in Deutschland die übelste Stimmung hervorbringen, und von den Verbündeten als Beleidigung aufgenommen werden; sie würde auch zuverlässig keine andere Wirkung haben, als sein Großherzogthum ganz dem Gutbefinden der Verbündeten zu überliefern und ihm selber die Befugniß zu benehmen, sich für das Wohl des Landes und für die gerechten Ansprüche seiner Diener zu verwenden."

„Der Fürstprimas ließ zwar meinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren, beharrte aber dennoch fest darauf, die seinigen seien von überwiegendem Gewicht. — Ich stellte ihm weiter vor: Selbst sein Wunsch, auf die künftige Gestaltung der deutschen Kirche den ihm als Primas gebührenden Einfluß zu behaupten, sollte ihn von einem Schritt abhalten, der ihm von den Mächten gewiß sehr übel würde gedeutet werden. Er beharrte aber fest auf der Idee: Eine Niederlegung des weltlichen Regiments, wie er sie vorhabe, sei das einzig gute Auskunftsmitel, wie er alle seine Verpflichtungen in Einklang bringen könne. — Ich bemerkte dagegen: Dies würde jedenfalls noch besser durch Unterlassung eines jeden Schrittes geschehen, indem er dann, da er die Vollmacht zur einstweiligen Besorgung der Geschäfte seinem Ministerium überlassen solle, die Entwicklung der Ereignisse ruhig und ohne sich etwas zu vergeben, abwarten könne."

„Als nichts verfing, beschwor ich den Fürsten, einer so wichtigen Angelegenheit wenigstens die Frist von ein paar Tagen

zu nochmaliger Erwägung einzuräumen. Er sagte mir nur halb zu. Weil ich indessen besorgte, er werde den Kourier, der seinen Entschluß an den König von Baiern überbringen sollte, insgeheim fortsenden, so berief ich den Oberpostmeister Rheinöl zu mir, um diesen zu ersuchen, daß, wenn ihm der Fürst eine Depesche, die durch Staffete abgehen soll, übersenden würde, er mit der Abfertigung nur in so lange innehalten möchte, bis ich mit dem Fürsten nochmals würde gesprochen haben."

„Aber bald nachher ließ der Fürstprimas diesen Herrn selbst zu sich rufen, und stellte ihm die Depesche eigenhändig zur schleunigsten Besorgung mit dem Auftrag zu, Niemanden etwas davon wissen zu lassen. Zugleich verehrte er ihm eine goldene Dose, um ihm anzudeuten, wie sehr ihm an der genauen Vollziehung seines Willens gelegen sei."

„Als ich am Abend, wie gewöhnlich, zum Fürsten kam, sagte er kein Wort über das Vorgefallene; erst auf meine Frage erwiderte er kurz: Die Staffete ist abgegangen! — Erst den andern Tag vernahm ich von ihm selbst: Er habe durch Einschluß an den französischen Gesandten zu Bern ein Schreiben an den Kaiser Napoleon abgehen lassen, um diesem Mittheilung von seinem Schritte zu machen, zugleich aber habe er ihn inständigst beschworen, zum Weltfrieden die Hand zu bieten. — Nur das Letztere konnte ich billigen, bemerkte aber zugleich, daß ich überzeugt sei, seine Entsagung werde selbst Napoleons Beifall schwerlich erhalten."

Am 7. November erhielt der Fürstprimas von seinem Minister Albini ein Schreiben, worin es hieß: „Ew. Königliche Hoheit ganz sonderbare Resignation ist, wie zu vermuthen war, von dem König von Baiern an die alliirten Höfe abgeschickt worden; sie ist von denselben angenommen, aber nicht zu Gunsten eines feindlichen Generals (was überall sehr aufgefallen ist, und Ew. K. Hoheit, welche ohnehin schon vordem übel angeschrieben waren, sehr verargt wird), sondern es wird das Land

bis zum Frieden administrirt, wo alsdann über dasselbe disponirt werden soll; wahrscheinlich werde es zerrissen werden u. s. w.“ —

„In seiner Antwort bemerkte der Fürstprimas unter Anderm: Kann eine bedingte Verzichtleistung rechtsgültig angenommen werden, wenn der Annehmende die Bedingniß verwirft? Kann das Vaterherz des Königs von Baiern eingestehen, daß sein kleiner Enkel seines fideicommissarischen Anspruchs (?!) verlustig wird, weil dessen Vater ein feindlicher General ist? — Am Schluß fügte er bei: Wessenberg habe ihm seinen Schritt mit aller Stärke freundschaftlicher Anhänglichkeit und mit aller Gewalt der Gründe abgerathen; daß ihm aber nach seinem unabänderlichen Charakter nicht gegeben sei, anders als nach seiner eigenen Ueberzeugung zu handeln.“ —

In dieser Aeußerung liegt der Schlüssel zum rechten Verständniß von Dalbergs vielgelästerter Handlungsweise. Sein Charakter, d. h. seine ehrliche Ueberzeugung, man müsse ein gegebenes Wort, das binde, unter allen Umständen halten, hatte ihn in eine schwere Collision seiner Pflichten gegen Deutschland und gegen den französischen Herrscher gebracht, aus der er keinen andern Ausweg ersah, als Entsagung. Wenn er hierbei vorschneller und rücksichtsloser, als staatsklug war, verfuhr, so erklärt sich dies einmal aus dem Verlangen, einem Manne gegenüber, der stets mit wohlwollendem Vertrauen ihn behandelt, dem er selbst in seiner höchsten Macht vielleicht noch allein die Wahrheit gesagt, gerade jetzt nicht unwahr sich zu erweisen, wo er im Unglück von so Vielen, deren Größe und Bedeutung er geschaffen, die ihm stets am servilsten geschmeichelt, unter allerlei erheuchelter Ostentation verlassen oder verrathen ward; sodann aus dem schon längere Zeit gefühlten, durch die erschütternde Katastrophe eines beispiellosen Glückswechsels noch gesteigerten Ueberdruß an dem, was Dalberg die Weltlichkeit nannte.

Beiderlei Motive ehren den Mann, in dem das geistlich-weltliche Regiment, das eine lange Reihe von Jahrhunderten theils fördernd, theils hemmend in unsere nationale Entwicklung eingriff, in Deutschland jedenfalls den persönlich würdigsten Abschluß fand.

Gegen Ende Oktober 1813 verließ der Fürstprimas Konstanz, wo er sich nicht mehr für sicher hielt, indem er das Schicksal des zu Leipzig gefangen genommenen Königs von Sachsen befürchtete. Er ging nach der Schweiz und nahm seinen Wohnsitz zunächst in Zürich, wo eben die Tagsatzung versammelt war, um über die Frage der schweizerischen Neutralität zu berathschlagen. Vergebens hatte Wessenberg auch hier dem Fürsten gegen seine Entfernung vom deutschen Boden Vorstellungen gemacht, indem des Fürsten Lage von der des sächsischen Königs ganz verschieden sei, und er nirgends sicherer sein könne, als am Sitze seines Bisthums. Dagegen könne ein Aufenthalt in der Schweiz bei der damaligen Lage der Dinge seinen Gegnern nur von neuem Anlaß geben, seine Absichten zu verdächtigen, und ihn bei den verbündeten Mächten eines unbeliebigen Einflusses auf die Beschlüsse der Tagsatzung zu beschuldigen. Erst nachdem Wessenberg solche Vorstellungen immer dringlicher wiederholt, kehrte Dalberg am Vorabend des Weihnachtsfestes 1813 nach Konstanz zurück.

Hier verweilte Dalberg nun noch bis zur Mitte des nächsten Jahres, gänzlich unangefochten und hauptsächlich mit dem vergeblichen Versuche beschäftigt, die durch ärgerliche Umtriebe des päpstlichen Nuntius zu Luzern immer mehr zerrütteten kirchlichen Verhältnisse der Schweiz neu zu ordnen.

Im Juni 1814, nachdem seine persönliche Stellung bereinigt schien, ging Dalberg nach Regensburg, dem Sitze seines Erzbisthums, wo er fortan in stillster Zurückgezogenheit seinem geistlichen Berufe lebte, auch jetzt noch bei oft eigener Noth, welche bisweilen durch judenhafte Verkümmerung seines

Einkommens über ihn kam [1]), in der Linderung der Noth Anderer durch sich selbst vergessende Wohlthätigkeit den edelsten Zug des menschlichen Herzens bethätigend.

Viertes Kapitel.

Nationalkirchliche Bestrebungen auf dem Wiener Congreß 1814 — 1815. — Reaktion durch Romantiker und Jesuiten.

In Deutschland hatte eine nationale Bewegung auf dem kirchlichen Gebiet in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Folge der gestiegenen wissenschaftlichen Bildung und des allgemeinen geistigen Aufschwungs der Zeit einen vielversprechenden Anfang genommen. Den nächsten Anstoß dazu gab der erleuchtete und patriotisch gesinnte Bischof Jo. Nic. von Hontheim zu Trier durch seine Schrift [2]): „Ueber den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papstes." In dieser Schrift, die unter dem Namen Justinus Febronius 1763 erschien, fordert dieser würdige Prälat

---

[1]) In einem Briefe Dalbergs an Wessenberg vom 10. April 1816, der uns vorliegt, schreibt Jener bezüglich der willkürlichen Verkümmerung und Zurückhaltung seines Einkommens Folgendes: „Sollte es grätzigem Judensinn gelingen, mich wegen Ersparung mancher Silberlinge dem Hungertod zu verdammen? So werd' ich aus Herzensgrund Gott anrufen mit Stephanus: Herr verzeih ihnen, sie wissen nicht was sie thun!"

[2]) Die denkwürdige, von den Besten der deutschen Nation ebenso freudig begrüßte, als von der römischen Curie heftig verfolgte Schrift führt den Titel: Justini Febronii de statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis liber. Bouillon 1763. Tom. III.

die Herstellung der altkatholischen Kirchenverfassung im Sinne des Basler Concils und sucht seinen deutschen Landsleuten ihre wohlbegründeten Rechte gegenüber den Mißbräuchen und schlechtbegründeten Uebergriffen des Papstthums, wodurch so viel Unheil über Deutschland gekommen, wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Von solchen Ideen wurde dann Kaiser Joseph II. bei seinen im Geiste der Duldung und Humanität, wie im Interesse einer verständigen Volkswirthschaft, letzteres namentlich durch Aufhebung der überzahlreichen müssigen Mönchs- und Nonnenklöster, gemachten Reformen und Gesetzgebung geleitet.

Durch den Vorgang des Kaisers ermuntert und vom nationalen Geiste gehoben, traten die Erzbischöfe des deutschen Reiches (von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg) zu einem Congreß im Bad Ems zusammen (1786), auf welchem sie in einer Punktation von 23 Artikeln ziemlich Alles das vereinbarten, was die Unabhängigkeit Deutschlands von der päpstlichen Usurpation hätte begründen, und unter voller Bewahrung der nöthigen Einheit der Kirche die freie Entwicklung derselben auf deutschem Boden und im deutsch-nationalen Sinne hätte bewirken mögen.

Das hoffnungsvolle Werk, zu dem unter den Auspicien des edelsten Regenten der Neuzeit von den obersten Vorstehern und legitimen Vertretern der deutschen Kirche der Anstoß gegeben wurde, konnte vorerst nicht fortgeführt werden, weniger wegen des Widerspruchs einiger argwöhnischer und neidischer Prälaten zweiten Ranges (der Bischöfe), als weit mehr, weil ein bald eintretendes furchtbares Weltereigniß alle solche Strebungen in seinen Strudel fortriß.

Nachdem aber die Stürme der französischen Revolution verbraust waren, erwachte auch jener christlich-reformatorische Geist wieder, der in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die höchstgestellten und tüchtigsten Geistlichen Deutschlands ange-

trieben hatte, auf nationalem Boden eine heilsame Neugestaltung der verrotteten kirchlichen Zustände zu versuchen. Der würdigste und kräftigste Repräsentant dieser erneuten Richtung, von deren Fortschritt und endlichem Siege die geistige Wiedergeburt unserer Nation wie die der Kirche abhängt, ist Heinrich von Wessenberg, in dem ächtchristlicher und deutsch-nationaler Geist ihre innigste Vermählung feierten.

Wessenbergs nationalkirchliche Bestrebungen schließen sich zunächst an den Wiener Congreß (1. November 1814 bis 10. Juni 1815) an, wo — neben der Feststellung der europäischen Staatenverhältnisse — die Neukonstituirung Deutschlands in politischer und kirchlicher Beziehung, nachdem das alte „Kaiserreich deutscher Nation" längst in Trümmer lag, die weit wichtigste und schwierigste aller Aufgaben war.

Mit der Auflösung des Reichsverbandes in Folge des Lüneviller Friedens war auch die Grundlage, auf der die katholische Kirche in Deutschland bisher beruhte, in Stücken gegangen. Seit 12 Jahren erwartete das katholische Deutschland vergebens eine neue, den veränderten Umständen angemessene Begründung seiner kirchlichen Verhältnisse. Zwar hatte der Fürstprimas von Dalberg, der vermöge dieser seiner hohen Stellung und als Erzbischof von Mainz-Regensburg zunächst berufen war, hier vermittelnd einzutreten, keinen Schritt bei der päpstlichen Curie, am kaiserlichen Hofe zu Wien, und später selbst in Paris zur Zeit des dort versammelten Nationalconcils unversucht gelassen, um unter gemeinsamer Mitwirkung der Hauptbetheiligten eine feste Grundlage für einen kirchlichen Neubau in Deutschland zu gewinnen. Aber die stete Kriegsnoth jener Tage, noch mehr die Politik der römischen Curie, die von keinen Unterhandlungen wissen wollte, welche die Wiederherstellung der frühern, unmög-

lich gewordenen Zustände nicht zum Ausgangspunkt hätten, vereitelten alle solche Versuche [1]).

Erst eine spätere unbefangene Zeit hat dem trotz mancher Schwächen vortrefflichen Fürstenprimas und seinen Bestrebungen für eine zeitgemäße Herstellung der deutschen Kirche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine Schrift: „Ueber den Frieden der Kirche", ist ein lautes Zeugniß seines erleuchteten christlichen Sinnes und seiner richtigen Einsicht in das, was Deutschland in kirchlicher Beziehung noththut. Sie enthält, wenn auch nur in Andeutungen, bereits die Grundzüge zur Herstellung einer deutschen Nationalkirche mit der erforderlichen Autonomie gegenüber den Anmaßungen der päpstlichen Gewalt und deren unberechtigten Ausschreitungen. Auch stand der Fürstprimas damals nicht allein in Deutschland. Er war vielmehr in dieser Beziehung gleichsam nur das legitime Organ, das aussprach, was bereits Vieler Brust bewegte, in denen der nationale Sinn unter dem Druck einer eisernen Fremdherrschaft allmählig wieder erstarkte, daß nämlich eine wirkliche Wiedergeburt Deutschlands durch seine nationale Selbstständigkeit in poli-

[1]) Noch kurz vor Auflösung des Reichs sandte die römische Curie den Nuntius Hanibal della Genga an den Sitz des Reichstags. Dieser kam im Juni 1806 nach Regensburg und übergab dort dem Reichsdirektorium sein Creditiv, datirt vom 17. Mai. Dieses enthielt eine feierliche Protestation des römischen Hofs gegen die 1803 geschehenen Säcularisationen. Des Reichsdirektoriums Antwort war kurz und bündig: Es weigerte sich wegen der erhobenen Protestation gegen eine längst vollzogene Thatsache den päpstlichen Gesandten anzunehmen. Jetzt brachte dieser wenige Tage darauf ein anderes Creditiv zum Vorschein, worin die Protestation weggelassen, und der Zweck seiner Sendung nur im Allgemeinen dahin bezeichnet war: „Dahin zu wirken, daß die großen Verluste, welche die Religion und Kirche in Deutschland durch die bekannten Veränderungen erlitten, wieder gut gemacht werden möchten." — Es war jetzt zu spät! Der Nuntius, sagt Wessenberg, kam gerade zum Thorschluß der deutschen Reichsverfassung. Schon wenige Tage nachher wurde der rheinische Bund in Paris unterzeichnet.

tischer wie in kirchlicher Bziehung zugleich bedingt sei.

Wessenberg selbst bekennt: Die Mittheilungen des Fürstenprimas über diesen Gegenstand hätten ihn fortwährend zum weitern Nachdenken darüber angeregt. Sein hoher Freund und Gönner, der ihn frühe nach seinem ganzen Werthe zu würdigen wußte, hatte hauptsächlich ihn bei den bisherigen Schritten zur Herstellung des deutschen Kirchenwesens zu Rath gezogen und seiner Hilfe sich bedient. Nach dieser Richtung herrschte zwischen den beiden ausgezeichneten Männern volle Uebereinstimmung der Ansichten. Als daher im Spätherbst 1814 der Congreß der deutschen und europäischen Mächte zu Wien endlich eröffnet wurde, ersah der lebensmüde und bereits kränkelnde Fürstprimas in Wessenberg den würdigsten Vertreter der deutschen kirchlichen Interessen, und schickte ihn dorthin als seinen Gesandten mit der allgemeinen Vollmacht: „Für Einleitung einer zweckmäßigen Herstellung und nationalen Einrichtung der deutschen Kirche Mittel und Wege ausfindig zu machen."

Gewiß war Wessenberg in jeder Beziehung die tüchtigste Persönlichkeit, um die kirchlichen Interessen Deutschlands auf dem Wiener Congreß würdig und mit Erfolg zu vertreten. Seine gewinnende Persönlichkeit, seine umfassende theologisch-juristische Bildung, sein staatsmännischer Scharfblick, bereits in der Schule des Lebens gereift, selbst manche verwandtschaftliche Beziehungen zu hervorragenden Mitgliedern des Congresses (sein älterer, ihm auch geistig verwandter Bruder war neben Metternich östreichischer Bevollmächtigter auf dem Congreß) waren geeignet, ihm in einer solchen Versammlung Eingang und seinen erleuchteten patriotischen Ansichten auch dann noch Beachtung zu verschaffen, nachdem seine Hauptaufgabe, eine nationale Konstituirung der deutschen Kirche zu bewirken, an dem vereinigten Widerstand der kirchlich-politischen Reaktion und an der Kurzsichtigkeit und Gleichgiltigkeit Anderer gescheitert war.

Andererseits konnte es nicht an mannichfaltigen Schwierigkeiten fehlen, die sich Wessenberg und seiner Aufgabe in Wien entgegenstellten. Schon der Umstand erschwerte dort, wenigstens für den Anfang, seine Wirksamkeit, daß auf der Person seines Vollmachtgebers, des Fürstenprimas, die Abneigung der Monarchen lastete, welche dessen frühere Stellung Napoleon gegenüber nicht nach ihrem wahren Werthe würdigen wollten. Nur eine so durchaus makellose und unbescholtene Persönlichkeit, wie die Wessenbergs, vermochte diesen Uebelstand allmälig auszugleichen. — Ferner war es an sich keine leichte Sache, bei der Menge großer und verwickelter politischer Fragen und Interessen, die in Wien ihre Erledigung finden sollten, die Aufmerksamkeit des Congresses auf kirchliche Angelegenheiten zu lenken. Bald trat auch in letzterer Beziehung eine große Verschiedenheit und ein starker Gegensatz der Ansichten hervor, zumal als die Legaten des wieder hergestellten und mit allen alten Ansprüchen kühn auftretenden Papstthums bei nicht wenigen Mitgliedern des Congresses ein nur zu geneigtes Ohr fanden.

„Doch alle diese Schwierigkeiten", schreibt Wessenberg, „konnten mich um so weniger abschrecken, mich dem dringenden Wunsch und Auftrag des Fürstenprimas, der doch als das einzige geeignete Organ erschien, um von Amtswegen die Einleitung zu einer zeitgemäßen kirchlichen Einrichtung in Deutschland zu veranlassen, zu unterziehen, als ich die volle Gewißheit hatte, daß sonst die Finsterlinge freien Spielraum haben würden, und ich wenigstens hoffen durfte, in Wien, wo nicht das Gute zu bewirken, doch viel Bösem und Verkehrtem entgegenzuwirken." Mit solchen Ansichten und mäßigen Hoffnungen ging Wessenberg von Franzensbrunnen in Böhmen, wo er seine durch vieles Arbeiten und die anhaltenden unbehaglichen Kämpfe gegen die Angriffe der Römlinge gestörte Gesundheit wieder hergestellt hatte, im Herbst 1814 nach Wien. Er nahm seinen Weg über Regensburg, wo er dem Fürstenprimas seine

Plane mittheilte, und dessen volle und unbedingte Zustimmung erhielt. In Wien wohnte er im Hause seines Bruders, wodurch er bald mit allen bedeutenden Männern beim Congreß bekannt, mit manchen vertraut wurde."

„Bei Diplomaten gewöhnlichen Schlags", bemerkt Wessenberg, „fand ich mehr guten Willen, als gründliche Einsicht in die kirchlichen Verhältnisse. Nur Männer wie Wilh. v. Humboldt, Graf Münster, Graf Rechberg, Frhr. v. Plessen, Frhr. v. Gagern, Frhr. v. Türckheim und wenige Andere erkannten die ganze Wichtigkeit der Sache und ihre Tragweite für die künftige nationale Gestaltung Deutschlands."

Unter den wenigen Geistlichen, die sich aus dem deutschen Reiche damals in Wien einfanden, war der treffliche damalige Dombechant von Münster, Frhr. v. Spiegel, später Erzbischof von Köln, der Einzige, der sich enger mit vollem Vertrauen an Wessenberg anschloß, und von dessen Einsicht und Denkweise dieser um so mehr eine erfolgreiche Förderung der guten Sache erwarten durfte, als jener, der Vertreter des westphälischen Adels, im hohen Grade das Vertrauen des Fürsten Hardenberg besaß. — Noch müssen wir eines andern höher gestellten Geistlichen Erwähnung thun, dessen Wessenberg mit achtungsvoller Verehrung gedenkt. Es ist dies der k. k. Staatsrath Lokanz, dem damals die oberste Leitung der östreichischen Staatsinteressen in Bezug auf das gesammte Kirchenwesen anvertraut war, und der nach Kräften zur Behauptung solcher Grundsätze wirkte, welche eine Uebereinstimmung und ein harmonisches Zusammengehen zwischen Kirche und Staat allein unterhalten können. Auch dieser war ein warmer Freund und eifriger Förderer der guten Sache der deutschen Kirche, die Wessenberg auf dem Congreß zu Wien befürwortete.

Es ist bekannt, wie in Wien unter lauten Festlichkeiten nach außen und unter Streit und zunehmendem Zwiespalt im Innern bis zu fast feindlichem Gegensatz Monate verflossen, bis die

Verhandlungen der großen politischen Fragen unter den europäischen Mächten einem erwünschten Ziel näher kamen. Noch langsamer und schwerfälliger bewegte sich die Berichtigung der deutschen Angelegenheiten. Nach vielen Conferenzen zwischen den vorzüglich Betheiligten hatte man sich nur über einen einzigen Artikel verständigen können: Es sollen die allgemeinen und gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands einem deutschen Bundestag übertragen werden.

Wessenberg hatte, nachdem er das Terrain gehörig recognoscirt und Freunde und Gegner seiner Sache näher kennen gelernt, am 27. Novbr. 1814 dem Congreß eine Denkschrift über die deutsche Kirchenreform übergeben, der bald noch zwei andere folgten. „Dem Christenthum", bemerkte Wessenberg — „verdankt Deutschland seine Unabhängigkeit, Civilisation und Kultur. — Von den hohen verbündeten Mächten, welchen es mit dem Beistande Gottes so glücklich gelungen ist, Deutschland von der auswärtigen Unterdrückung zu befreien, darf Deutschland auch mit voller Zuversicht die väterliche wirksame Verwendung zur Herstellung zeitgemäßer kirchlicher Zustände erwarten. Diese Wohlthat wird dem im Vertrauen auf Gott unternommenen Werke erst die Krone aufsetzen, wenn die politische Verfassung Deutschlands nicht nur der bürgerlichen Freiheit, sondern auch der Freiheit der Gewissen durch eine zeitgemäße Kirchenverfassung, welche auf den ursprünglichen und unveräußerlichen Rechten der christlichen Gemeinde beruht, eine feste und dauerhafte Sicherheit gewährt. Eine solche Verfassung begehrt die deutsche Nation jetzt dringender, als je; sie allein ist im Stande, den Frieden im Innern und den wohlthätigen Einfluß der göttlichen Religion auf die öffentliche Wohlfahrt neuerdings fest zu begründen." Zu diesem Ende sollten alle deutschen Partikularkirchen zu einem großen Ganzen, zu einer deutschen Nationalkirche ver-

einigt werden; an der Spitze derselben sollte ein Primas stehen, dessen Vorrechte, ohne den Rechten der Einzelkirchen Abbruch zu thun, nur auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Nationalkirche sich beziehen sollten. Der Schwerpunkt der kirchlichen Autonomie und Verwaltung sollte in den Kirchenversammlungen, in den National-, Provinzial- und Diözesansynoden, ruhen, wie dies in den schönsten und ältesten Zeiten der christlichen Kirche durchaus der Fall war. Die nähere Einrichtung der deutschen Nationalkirche sollte ein Gesetz des Staatenbundes bestimmen, und dieses Gesetz einen wesentlichen Bestandtheil der Verfassung des Deutschen Bundes ausmachen, und den verfassungsmäßigen Schutz der obersten Bundesbehörde und des Bundesgerichts erhalten.

Zu gleicher Zeit ließ Wessenberg, gleichsam als Kommentar und historisch-rechtliche Begründung zu diesen seinen wesentlichen Vorschlägen, seine Schrift erscheinen: „Die deutsche Kirche. Ein Vorschlag zu ihrer neuen Begründung und Einrichtung", die in Wien und im ganzen Reiche bei Laien und selbst bei Geistlichen großen Beifall fand. Ihr folgte bald eine zweite: „Betrachtungen über die Verhältnisse der katholischen Kirche im Umfange des Deutschen Bundes."

Mit Recht hatte Wessenberg hoffen dürfen, mit seinen muthigen, aber wohlerwogenen und gemessenen Vorschlägen für eine deutsche Kirchenreform dieser wichtigen nationalen Angelegenheit auf dem Wiener Congreß eine Richtung zu geben, die den allseitigen Interessen der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes, wie den billigen Erwartungen aller Wohlgesinnten entsprochen hätte, und deren Durchführung bei der damaligen Lage der Dinge und Stimmung der Menschen keineswegs übergroße Schwierigkeiten darbot. „In den Denkschriften", bemerkt Wessenberg, „welche ich dem Congreß übergab, faßte ich lediglich die Zukunft der deutschen Kirche, als eines großen Ganzen, in's Auge. Die Einheit der Nationalkirche schien

mir zunächst das Wesentliche, wenn sich das religiös-kirchliche Leben unseres Volkes heben und gedeihlich sich entwickeln soll. Ich hielt es daher für nöthig, Alles in Bezug auf Form und Inhalt zu vermeiden, woraus entweder Solche, die in der nationalen Einrichtung der deutschen Kirche eine Beeinträchtigung der Staatsgewalt, oder Jene, die in ihr eine Schmälerung der bestehenden kirchlichen Autorität zu erblicken geneigt wären, eine rechtlich begründete Besorgniß oder Einsprache hätten hernehmen können. . . . Auch hatte ich — fügt er hinzu — meine erste Denkschrift bereits früher an mehrere hervorragende Geistliche in Deutschland, an Bischöfe und Bisthumsverweser, mitgetheilt, und habe darüber die volle Zustimmung der Mehrsten erhalten."

Gern wollen wir von der letztern Notiz Akt nehmen, wäre es auch nur, um eine historische Unbild gegen die damalige deutsche Geistlichkeit gut zu machen und die oft vorgetragene Anklage zu entkräften, als ob jene die Hauptschuld trage, daß die deutsche Kirchenreform im nationalen Sinne nicht zu Stande kam. Die Reaktion ging vielmehr von einer andern Seite aus, und zwar, wie wir hören werden, von Solchen, von denen man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Damals zählte Deutschland, und namentlich seine vorzugsweise katholischen Länder, Baiern und Oestreich, unter seiner Geistlichkeit eine große Zahl vortrefflicher Männer von erleuchtetem christlichem Sinne und einem warmen patriotischen Herzen, das kein Bedenken trug, kleinliche Rücksichten und selbstische Standesinteressen zu opfern, wo es galt, das Gemeinwohl des großen Ganzen zu fördern. Das ist nun freilich anders geworden. Nirgends zeigt sich in unseren Tagen der Einfluß des wiedererweckten Jesuitenordens und des von diesem ausgehenden Geistes betrübender als in der thatsächlich bedeutungslosen Haltung des untern Klerus, während es gelang, an dessen Spitze zu einem guten Theil Männer zu bringen, die ihre Ehre darin finden, kein Vaterland

zu kennen und als willenlose Werkzeuge einer fremden Gewalt und deren Diktaten zu dienen.

Von anderer Seite hat man Wessenberg und seine kirchliche Reform hart getadelt und ihn aristokratischer Tendenzen beschuldigt, weil er in seiner deutschen Kirchenverfassung für die Mitglieder des deutschen Reichsadels eine gewisse bevorzugte Stellung verlangte. Wessenberg hat dies als Staatsmann in richtiger Berechnung gethan, um jenen wichtigen Stand für seine nationale Kirchenreform zu gewinnen, was ihm auch in hohem Grade gelungen ist. Die eifrigsten und intelligentesten Vertreter seiner Sache gehörten dem ehemaligen Reichsadel an; aber es waren zugleich Männer von anerkannt patriotischem Sinne, die Deutschland jetzt noch zu seinen „Besten" zählt. — Jener scheinbare Widerspruch in den Ansichten des Mannes muß ihn in unserer Achtung nur um so höher stellen, weil er beweist, wie sehr er bereit war, persönliche Neigungen und Ueberzeugungen zu opfern, um die höhere Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen.

Der erste Widerspruch gegen die von Wessenberg eingeleitete neue Organisation der deutschen Kirche in nationalem Sinne kam nicht von der Seite, wo er berechtigt erscheinen mochte, nämlich von der päpstlichen Gesandtschaft beim Wiener Congreß. Denn der Kardinal Consalvi und der Nuntius Severoli waren zu kluge Italiener, um hier direkt zu einer Zeit sich einzumischen, wo die nationale Strömung in Wien noch hoch ging. Sie überließen diese Sorge zunächst den Deutschen selbst, unter denen sich nur zu bald höchst bequeme und eifrige Werkzeuge darboten, um den Bau des eigenen Hauses zu stören.

Wie bekannt, hat sich im ersten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts in Deutschland eine Partei gebildet, die im Politischen wie im Kirchlichen den Geist und die Formen des Mittelalters unbedingt anpries, und diese mit einem Eifer und Aufgebot

aller Mittel, die einer bessern, verständigen Sache würdig gewesen wären, wieder zur Geltung zu bringen strebte. Diese sogenannten „Romantiker", die mit ihren mittelalterlichen Sparren Deutschlands Neubau aufrichten wollten, übten lange Zeit den nachtheiligsten Einfluß auf alle Gebiete unseres geistigen Lebens, insbesondere auf eine gesunde nationale Entwicklung des deutschen Volkes, dessen natürlichen Hang zur schwärmerischen Ueberschwenglichkeit und unpraktischen Auffassung des wirklichen Lebens sie reichliche Nahrung darboten.

Es ist merkwürdig, daß diese Schule zunächst auf protestantischem Boden erwuchs, und daß sie bald — hierin übrigens in voller Konsequenz mit ihrer verkehrten Grundrichtung — die Wiederherstellung der absoluten Machtvollkommenheit des päpstlichen Stuhls, als der besten Schutzwehr gegen die Ideen der Neuzeit, zu ihrem obersten Dogma erhob. Die Häupter und Führer traten darum auch meist zur katholischen Kirche über, und zeigten hier denn jenen exklusiven Fanatismus und ultrakirchlichen Eifer, der Konvertiten vorzugsweise eigen zu sein pflegt.

Friedrich Schlegel, eines der Häupter der deutschen Romantiker, seine Frau, die Tochter Mendelssohns, und der Frankfurter Rath Schlosser, drei Personen, die erst vor kurzem zur katholischen Kirche übergetreten waren, hatten sich gleich beim Beginn des Congresses in Wien eingestellt, um dort über die Grundsätze, wie die deutschen Kirchenverhältnisse nach mittelalterlichem Zuschnitt neu geordnet werden sollten, ihren Rath und ihre Stimmen abzugeben. Schlegels Haus wurde der Vereinigungspunkt von Gleichgesinnten, unter diesen der bekannte Romantiker Zacharias Werner und der Redakteur des „Oestreichischen Beobachters", Hr. v. Pilat, dessen Blatt bald das politische Hauptorgan der Partei und ihrer Grundsätze ward.

Noch müssen wir eines Mannes gedenken, der zwar von aller romantisch-mittelalterlichen Schwärmerei weit entfernt war,

aber als ein Meister des geheimen Intriguenspiels den reaktionären Bestrebungen der Romantiker vortrefflich in die Hände arbeitete. Es war dies der vom Judenthum zum Protestantismus übergetretene, nachherige preußische Generalkonsul in Italien, Bartholdy, schon auf dem Wiener Congreß ein willfähriges geheimes Werkzeug der päpstlichen Gesandtschaft, um in solchen Kreisen zu wirken und Erkundigungen einzuziehen, welche Jenen weniger zugänglich waren. Diesen Juden im protestantischen Frack, gewandt und rührig wie Wenige, fand Wessenberg, wie er uns erzählt, später (1817) wieder in Rom im traulichsten Verhältniß mit dem Cardinal Consalvi und als eine besonders beliebte und oft gesehene Persönlichkeit im Quirinal. (Man vergl. über diesen Juden auch Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des Wiener Congresses.)

Wir haben die wichtigsten Personen genannt, die in Wien einer zeitgemäßen deutschen Kirchenreform zuerst sich entgegenstellten. Gleichsam offizielle Agenten für seine reaktionären Bestrebungen fand der Bund der Romantiker an drei Geistlichen, die als Abgeordnete einiger deutschen Domcapitel mit reichen Geldmitteln versehen nach Wien gekommen waren. Jene hatten ihre Reise nach der Kaiserstadt über Luzern genommen, und von der dortigen päpstlichen Nunziatur ihre Instruktionen erhalten. In Wien nahmen sie den Titel „Oratoren" der deutschen katholischen Kirche an, und traten mit den Romantikern und der päpstlichen Gesandtschaft in die engste Verbindung. Von dieser Seite erhielten sie ihre Weisungen und wurden ihre Schritte geleitet [1]).

In ihren Eingaben an den Congreß verlangten diese Oratoren nichts weniger, als die gänzliche und ungeschmälerte Wie-

[1]) An der Spitze der Oratoren stand der Dombecan von Worms, Freiherr v. Warmbold; der eigentliche Geschäftsführer war der Domprä-bendar Helferich von Speier, ein rangirter Römling.

derherstellung aller kirchlichen Zustände in Deutschland, wie sie vor Auflösung des Reiches bestanden, als ob sie, bemerkt Wessenberg, im wirklichen Besitz der Zauberruthe sich befänden, alle Todten wieder in's Leben zurückzubringen. Das wußte ohne Zweifel auch der Cardinal Consalvi, der die an sich gutmüthigen Oratoren zu solchen maßlosen Schritten antrieb, die für sich keinen Erfolg haben konnten. Aber der schlaue römische Prälat wußte auch, daß dadurch ein heilsamer Beschluß über die ganze Kirchenfrage vorerst verhindert und die Entscheidung hinausgeschoben würde, während sich ihm Mittel und Wege darböten, Zwispalt im Schoße des Congresses zu erregen, um die von Wessenberg eingeleitete deutsch-nationale Kirchenreform, für welche die bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder des Congresses jetzt noch so günstig gestimmt waren, unmöglich zu machen.

Selbst Metternich, wiewohl die Gabe staatsmännischer Divination eben nicht seine starke Seite ausmachte, war doch Politiker genug, um den Werth und die hohe Bedeutung einer zeitgemäßen Konstituirung der deutsch-kirchlichen Verhältnisse in ihrer Beziehung zu den wahren Interessen des östreichischen Kaiserstaats und dessen künftiger Stellung zu Deutschland nicht zu verkennen. Er zeigte sich — wohl auch durch den Einfluß seines Kollegen, des ältern Wessenberg, bestimmt — als ein warmer Freund auch des jüngern Bruders, dessen Werth er bald erkannte, und den er damals — und selbst noch in späteren Zeiten — selbst in wichtigen politischen Fragen gerne zu Rath zog, freilich — um immer weniger darauf zu hören. Denn leider war Metternich vor Allem ein bequemer Welt- und Lebemann, der es liebte, schwierige Fragen mehr zu umgehen, d. h. sie zu verschieben und der Zukunft zu überlassen, als sie mit fester und sicherer Hand zu rechter Zeit zu lösen. Kaum war es den offenen und geheimen Künsten der römischen Diplomatie gelungen, Zwietracht im Congreß auszusäen und die Souveränetäts-

eifersucht einiger Mitglieder zweiten und dritten Ranges gegen Wessenbergs nationale Bestrebungen aufzuregen, so erlahmte auch die Protektion, die Metternich bisher dieser Sache zugewendet hatte, und er ließ die kirchliche Reaktion gewähren, ohne jedoch sie je selbst zu begünstigen.

Während in Wien die Verhandlungen über die politische und kirchliche Neukonstituirung Deutschlands eingeleitet wurden und Anfangs einen befriedigenden Fortgang nahmen, trat ein Ereigniß ein, das nicht nur für jene, sondern für die künftigen Geschicke Europa's überhaupt verhängnißvoll werden sollte. Es ist dies die durch die Häupter der Bourbonischen Dynastieen längst eingeleitete und nun eifrigst in's Leben gerufene Wiederherstellung des Jesuitenordens durch Papst Pius VII. Denn die Bourbonischen Herrscher glaubten in der Herstellung jenes Ordens eine Stütze und Befestigung ihrer restaurirten Throne zu finden, welche sie in der Liebe und Anhänglichkeit ihrer Völker zu suchen entweder nicht fähig oder nicht Willens waren. Selbst der so behutsame und umsichtige Ludwig XVIII., wiewohl er dem französischen Volke und der von ihm selbst verliehenen Charte gegenüber, welche die Einführung und den Bestand eines Ordens in Frankreich von der Zustimmung beider Kammern abhängig machte, nicht offen für den Orden sich aussprechen konnte, unterstützte die Sache im Geheimen.

„Es ist auffallend" — bemerkt Wessenberg in seinen Aufzeichnungen aus jener Zeit — „daß der römische Stuhl eine so bedeutsame und folgenschwere Maßregel ohne förmliche Zustimmung der Mächte, auf deren Verlangen die Aufhebung des Jesuitenordens erfolgt war, eigenmächtig, und zwar in einem Zeitpunkte vornehmen konnte, wo der größere Theil des Kirchenstaats noch von den verbündeten Mächten besetzt war, und diese noch keineswegs sehr gewillt sich zeigten, das weltliche Regiment des Papstes in früherer Weise wieder herzustellen. Noch befremdlicher war, daß jetzt der einzige Hof von Portugal, der eben

nicht im besondern Rufe religiöser Aufklärung stand, mit einer feierlichen Protestation gegen die päpstliche Herstellungsbulle auftrat. Die anderen Höfe beobachteten ein bedeutsames Schweigen."

Wessenberg hielt es für Pflicht und unterließ es nicht, mit der ihm eigenen männlichen Offenheit und entschiedenen christlichen Ueberzeugungstreue an entscheidenden Orten, insbesondere aber am östreichischen Hofe (bei Metternich), auf das Unheilvolle und die schlimme Vorbedeutung aufmerksam zu machen, welche die Wiedererweckung des Jesuitenordens für die Zukunft der Kirche wie der Staaten in sich schließe.

„Die Ursachen" — bemerkte er — „warum der Orden der Jesuiten, so wie er sich ausgebildet, mit der Wohlfahrt der christlichen Kirche sowohl, als der Staaten, und mit der Eintracht zwischen beiden durchaus unvereinbarlich ist, sind so viele und schwerwiegende, daß es im höchsten Grad befremden muß, daß die Häupter von Staaten in dem Orden jetzt wieder eine mächtige Stütze ihres Ansehens suchen mögen. Seine Grundsätze sind so beschaffen, daß sie unvermeidlich die christliche Glaubens- und Sittenlehre verderben und das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zerrütten müssen. Alle Arten von Aberglauben, heidnische und pharisäische Gesinnungen werden durch jene gehegt. Die Lehren vom Probabilismus, von der reservatio mentalis und der Heiligung der Mittel durch den Zweck, selbst von der Ungiltigkeit übernommener Eide, wenn angeblich höhere Zwecke dies probabel machen, u. A., welche der Orden erfunden hat und überall festhält, zerstören das Grundwesen aller christlichen Moral. Mit den jesuitisch-ultramontanen Lehren vom Kirchenrecht kann keine wahre obrigkeitliche Gewalt, keine Selbstständigkeit der Staatsregierungen bestehen. Denn dieser Orden trachtet nach der Natur seiner Einrichtung und nach dem Geist seiner Lehren, wie dies die Erfahrungen von Jahrhunderten beweisen, nach einem Universaldespotismus über alle Geister, über alle Organe des staatlichen und kirchlichen Lebens, so daß nur

ein Stockblinder es verkennen kann, daß dieser Orden die mächtigste und gefährlichste geheime Gesellschaft ist, um in Kirche und Staat die eigentliche Herrschaft an sich zu ziehen. Auch ist nach der eigenthümlichen Einrichtung des Ordens jede Reform desselben unmöglich. Die bekannten Worte des letzten Generals der Jesuiten: aut sint ut sunt, aut non sint — lassen hierüber keinen Zweifel. — Gelingt es dem Orden — fügt Wessenberg warnend hinzu — auch in Deutschland wieder Boden zu gewinnen, so ist ein heftiger und langer Kampf des Lichtes mit der Finsterniß vorauszusehen, ein Kampf, der dem Frieden der Kirchen, wie der Ruhe der Staaten gleich gefährlich werden dürfte."

Es charakterisirt den Mann, in dessen Händen die Geschicke des Kaiserstaats so lange ruhten (Metternich), wenn er auf diese ernsten, wahrhaft prophetischen Mahnworte Nichts zu erwiedern wußte, als: „Oestreich berühre die päpstliche Bulle nicht und werde sich vor den Folgen zu schützen wissen; Oestreich wolle keine Jesuiten und bedürfe ihrer nicht"; — als ob der Orden je darnach gefragt hätte, ob eine Regierung ihn wolle oder nicht, und er sich nicht auch dort durch seine bekannten Künste Eingang zu verschaffen wußte, wo die Leiter der Regierung ihm entgegen waren!

Die Wiedererweckung des Jesuitenordens, der, wie Wessenberg bemerkt, allen Gegnern zeitgemäßer Verbesserungen in Kirche und Staat als ein neuer Stern des Heils erschien, bezeichnet einen verhängnißvollen Wendepunkt in der europäischen Politik, der sich bald in den Geschicken der meisten Staaten und Völker, namentlich des südlichen Europa's, kund that. Der Geist des Ordens ging auf jene Regentenfamilie über, die in der Herstellung und Begünstigung des Jesuitismus ihre Stütze zu finden wähnte, und verleitete die Bourbonen in Frankreich, Spanien und Neapel zu einer Reihe von Mißgriffen, die ihren tragischen Fall hauptsächlich herbeigeführt haben.

Es ist eine ernste, aber tröstliche Betrachtung menschlicher Dinge, daß überall, wo es diesen an innerer Wahrheit fehlt, auch die Nemesis nicht ausbleibt, und ihre Gerichte gerade dort — zur Ueberraschung Vieler — noch einschreiten, wo menschliche Verblendung und Selbstsucht am lautesten ihren Sieg feiern. Die neueste Geschichte des Ordens selbst, der in unseren Tagen fast das ganze Kirchenregiment an sich gerissen hat und dieses — selbst auf dem geheiligten Gebiet des Glaubens — mit Mißachtung der klarsten Bestimmungen der Kirchenverfassung in wahrhaft tumultuarischer Weise zu mißbrauchen wußte, gibt hiezu einen beredten Kommentar! —

Der Einfluß der neu entstandenen politisch-kirchlichen Reaktion machte sich bald auf dem Wiener Congreß geltend, namentlich auch bei den Verhandlungen über die deutschen Angelegenheiten.

„Bei dem Gang dieser Verhandlungen" — erzählt Wessenberg — „namentlich auch bezüglich der Bundesakte, sah ich bald mit Bestimmtheit ein, daß man sich vorerst begnügen müsse, wenn ein auch nur in ganz allgemeinen Ausdrücken gefaßter Artikel zum Besten einer deutschen Nationalkirche in diese Akte aufgenommen würde. Dahin waren von nun an alle meine Verwendungen gerichtet. Auch gelang es mir, trotz aller entgegenstrebenden Einflüsse, die östreichischen und preußischen Bevollmächtigten und die bedeutendsten deutschen Gesandtschaften für die Ansicht zu gewinnen, daß eine befriedigende Berichtigung der deutschen Kirchensachen zu den wichtigsten Gesammtangelegenheiten des Deutschen Bundes gehöre; daß es mithin angemessen sei, in die Bundesakte einen Artikel aufzunehmen, wodurch die Berichtigung dieser nationalen Sache zu einer gemeinsamen Angelegenheit des Bundes erklärt, auch die künftige kirchliche Einrichtung unter den Gesammtschutz des Bundes gestellt würde."

Zu diesem Zweck übergab Wessenberg mehrere Entwürfe, wie der betreffende Artikel der Bundesakte gefaßt werden könnte. Die Bevollmächtigten von Oestreich (Metternich und der ältere Wessenberg), von Preußen (Hardenberg und W. v. Humboldt), von Hannover (Graf Münster) und mehrere andere Gesandten, namentlich die Frhrn. v. Gagern (Nassau), v. Türckheim (Darmstadt), gaben ihre volle Zustimmung zu dem von Wessenberg gestellten Antrag. Nur Baiern und Württemberg, bemerkt dieser, zeigten sich zurückhaltend, weil bei diesen durch fremde Beeinflussung (von Seiten des Cardinals Consalvi), wie mir schien, bereits die Absicht aufkam, mittelst Sonderconcordaten mit dem römischen Stuhle eigene Landeskirchen zu gründen!

Diese particularistische Ansicht suchte Wessenberg nach Kräften zu bekämpfen, und dem Könige von Baiern und dessen Gesandten, dem Grafen von Rechberg, die Ueberzeugung beizubringen, „daß man wenigstens in den Grundsätzen gleichförmig zu Werke gehen sollte. Selbst wenn man auf jener Ansicht beharren wolle, so würde doch die Verabredung gemeinsamer Grundsätze nicht entbehrlich sein, indem nur das einverstandene Zusammenwirken aller betheiligten Staaten Deutschlands auf dem kirchlichen Gebiete dem Vortheil jedes einzelnen Vorschub geben könne.“ —

Wir haben bereits angedeutet, wie die Ansichten und Parteien auf dem Wiener Congreß hinsichtlich einer nationalen Gestaltung der deutschen kirchlichen Angelegenheiten auseinandergingen, und welche Mittel und Wege die Reaktion ausfindig zu machen wußte, um das Zustandekommen dahin zielender heilsamer Beschlüsse Anfangs zu verzögern und später unausführbar zu machen. Wessenbergs edle männliche Persönlichkeit zeigt sich in dieser schwierigen Lage im glänzendsten Lichte, wie er trotz aller feindlichen Gegenbestrebungen einer bereits mächtigen Partei mit ungebeugtem Muthe und einer wahr-

haft bewunderungswürdigen Gewandtheit ein großes Ziel verfolgt und ihm bereits nahe ist, als es plötzlich durch ein unerwartetes betäubendes Ereigniß, die Rückkehr Napoleons von seinem Verbannungsorte Elba, wieder in unbestimmte weite Ferne entrückt ward.

Wir können hier nicht die Einzelheiten dieses Kampfes für eines der höchsten nationalen Güter eines Volkes, für die Selbstständigkeit seines kirchlich-religiösen Lebens, weiter verfolgen, wie interessant und lehrreich auch das Bild der hier sich bekämpfenden Kräfte namentlich für unsere Zeit sein mag. Nur die Hauptpunkte wollen wir noch in Kürze berühren, um unsere Charakteristik des herrlichen deutschen Patrioten auch nach dieser Seite hin zu vollenden.

Auf Wessenbergs einflußreiche Bemühungen wurde in den von Seite Preußens vorgelegten Entwurf einer deutschen Bundesakte vom April 1815 der Satz aufgenommen: „Die katholische Kirche in Deutschland wird unter der Garantie des Bundes eine so viel möglich gleichförmige, ihre Rechte und die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nothwendigsten Mittel sichernde Verfassung erhalten." — Von Oestreich dagegen wurde folgender Artikel vorgeschlagen: „Die gemeinsamen Anordnungen in kirchlichen Angelegenheiten, sowie die Verhandlungen wegen Bestimmung der Verhältnisse der deutschen Bisthümer mit dem römischen Hofe bleiben der Bundesversammlung vorbehalten."

Der wichtige Unterschied in der Fassung der beiden Entwürfe, der sich in dem Wort „Verfassung" concentrirt, charakterisirt klar die Verschiedenheit des Standpunktes, von dem die beiden deutschen Großmächte damals überhaupt in ihren Anschauungen ausgingen.

Der preußische Entwurf hat die Autonomie und Selbstständigkeit einer deutschen Nationalkirche im Auge und führt direkt zu dieser, während der östreichische Vorschlag,

der die deutsch-kirchlichen Angelegenheiten nach gemeinsamen Grundsätzen durch die oberste Bundesbehörde behandelt wissen will, nur auf Umwegen und gewiß erst nach langen Kämpfen vielleicht zu demselben Ziele hinleiten mochte.

Es gelang Wessenberg, in einer Conferenz der östreichischen und preußischen Bevollmächtigten durch Vermittlung des beigezogenen ihm innigst befreundeten Grafen Münster, dessen staatsmännische Erfahrung und patriotische Gesinnung in dieser Sache sich bewährten, eine Vereinbarung zu Stande zu bringen. Der die Kirchenfrage betreffende Satz (Art. 15) sollte lauten: „Die katholische Kirche in Deutschland wird unter der Garantie des Bundes eine ihre Rechte und die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nothwendigen Mittel sichernde Verfassung erhalten.“ — In dieser Fassung wurde der Artikel dem Plenum aller Bevollmächtigten der deutschen Souveräne vorgelegt. „Wer hätte“ — sagt Wessenberg — „gegen den so gefaßten Satz noch ein begründetes Bedenken erwarten sollen? Zumal nachdem man das anstößige Wort „Verfassung“ durch das vagere Wort „Einrichtung“ ersetzt hatte, und sogar auf erhobenes Bedenken des dänisch-holsteinischen Gesandten sich bereit erklärt hatte, die Stelle „unter Garantie des Bundes“ zu streichen?! Und dennoch erfolgte eine Opposition, und zwar von einer Seite her, wo man sie am wenigsten zu erwarten schien, weil sie dort den eigenen wohlerwogenen Interessen hätte am entferntesten sein sollen. Leider trägt die damalige baierische Regierung die große Verantwortung, daß eine heilsame Lösung der Kirchenfrage im nationalen Interesse Deutschlands zu Wien noch in der letzten Stunde scheitern mußte.

Wir haben gezeigt, wie man endlich nach vielfachen Verhandlungen zu Wien über eine Fassung des kirchlichen Artikels der deutschen Bundesakte sich geeinigt hatte, welcher gleichsam nur ein Minimum im nationalen Interesse Deutschlands festsetzte, der aber immerhin als Grundlage zur weitern

Entwickelung würdiger, der deutschen Nation heilsamer Rechts- und Verfassungszustände auf dem kirchlichen Gebiet hätte dienen können. Leider scheiterte das mühsam zu Stande gebrachte Werk noch im letzten Augenblick an dem unerwarteten Widerspruch eines deutschen Mittelstaates.

Die baierische Regierung, welche damals den leichten Ruf jener Aufklärung sich erwarb, deren Werth zweifelhaft erscheint, hielt sich für großmächtig genug, um innerhalb ihres Gebiets die kirchlichen Angelegenheiten in eigener souveräner Machtvollkommenheit zu ordnen. Solche Großmachtsgedanken wußte die lauernde jesuitische Reaktion vortrefflich auszubeuten, und die aufklärerische Regierung durch ein in Aussicht gestelltes günstiges Concordat, in dem ihr neben anderen Konzessionen auch die Einziehung von Kirchengütern in Gnaden nachgesehen werden solle, ihren höhern Plänen dienstbar zu machen. In der Art und Weise, wie dies geschah, kennzeichnet sich hinlänglich der Geist des leitenden Einflusses.

In der Sitzung des Plenums aller deutschen Gesandtschaften, in welcher dem von Oestreich, Preußen und Hannover vereinbarten Bundesartikel über die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands und deren künftige Behandlung die allgemeine Zustimmung gesichert schien, erklärte der baierische Bevollmächtigte zum großen Erstaunen der übrigen, „nicht darauf instruirt zu sein." Der Gesandte Württembergs, an dessen Hof ähnliche großmächtliche Gedanken und Ansichten über angebliche unbeschränkte Souveränetät auftauchten, hatte für gut gefunden, der Sitzung gar nicht beizuwohnen.

Später, nach endlich erhaltener Instruktion, gab der baierische Bevollmächtigte seine Erklärung dahin ab: „Obgleich Baiern das Kirchenwesen als rem domesticam ansehe, welche jeder Souverän für sich allein zu schlichten habe, so wolle man doch gegen den im vorgelegten Entwurf enthaltenen Artikel Nichts einwenden. Aber — fügte er bei — man könne dem

Zusatz in Betreff der Evangelischen nicht beitreten." ....

Dieser von Preußen entworfene und selbst von Oestreich angenommene Zusatz lautete: „Den Evangelischen werden ihre auf Friedensschlüssen, Grundgesetzen oder anderen giltigen Verträgen beruhenden Rechte ausdrücklich aufrecht erhalten." Als Grund seiner Einwendungen gegen diesen an sich gerechten, ganz unverfänglichen Zusatz, der, wie Wessenberg bemerkt, Nichts enthält, was sich nicht von selbst versteht, gab Baiern an: „Er nehme für die Evangelischen mehr Rechte in Anspruch, als ihnen nach veränderten Verhältnissen zustehen könnten."

Um den eigentlichen Sinn, die Quelle und die Tragweite so nichtigen, fast frivolen Einwandes recht zu verstehen, muß man wissen, daß fast gleichzeitig die sog. „Oratoren", die ihre Inspirationen von der päpstlichen Gesandtschaft erhielten und lediglich als Werkzeuge des Cardinals Consalvi handelten, in ganz ähnlicher Weise Einsprache gegen den die Protestanten betreffenden Zusatz vorbrachten.

Die Faktion, die so viel Unheil über unser Vaterland gebracht, hatte auch jetzt die verwundbarste Seite des deutschen Volks- und Nationallebens zu treffen gewußt. Man hatte die Empfindlichkeit und das Mißtrauen zwischen den beiden großen kirchlichen Hälften Deutschlands wachgerufen, um eine Lösung der kirchlichen Frage, wie sie dem gemeinsamen nationalen Interesse entsprach, zu verhindern, und Deutschland dem lähmenden Einfluß und den zerrüttenden Einwirkungen der jesuitisch-ultramontanen Faktion und ihrer Leiter offen zu erhalten. Was hätte das deutsche Volk zu erwarten, wenn es diesen gelänge, mit ihren immer von neuem versuchten Plänen durchzubringen?

Nach dem beklagenswerthen Schritt Baierns, der ganz geeignet war, die confessionellen Leidenschaften aufzustacheln, war

das Schicksal des zu einer heilsamen Lösung der deutschen Kirchenfrage projektirten Bundesartikels vorauszusehen. Die Protestanten, zumal Preußen, mußten eine so ungerechtfertigte und wahrhaft antinationale Forderung wie eine persönliche Beleidigung empfinden; denn sie erinnerte an die bekannten Protestationen, welche die päpstliche Kurie gegen die durch feierliche Verträge und Friedensschlüsse nach blutigen Religions- und Bürgerkriegen aufgestellte politische und bürgerliche Gleichberechtigung der christlichen Hauptconfessionen in Deutschland wiederholt bei jedem Anlaß erhoben hatte. Man war daher Willens, um weitere unangenehme Erörterungen zu vermeiden, lieber den ganzen Artikel fallen zu lassen und die Behandlung der Sache späteren Berathungen am Sitze des Bundestages selbst vorzubehalten.

Wessenberg mochte ahnen, welches Schicksal dort, wenn nicht eine bindende Bestimmung in der Bundesakte selbst enthalten sei, eine Sache erwarte, die seinem Herzen so heilig war, und deren wichtigen Einfluß auf die künftige nationale Entwicklung und Selbstständigkeit unseres Volkes er keinen Augenblick verkannte. Nochmals machte er daher eine letzte Anstrengung, um das Schlimmste zu verhüten und den Artikel, der die kirchliche Frage und ihre Lösung zu einer nationalen Angelegenheit erklären sollte, in irgend einer passenden Form durchzubringen. Auf den Einfluß Oestreichs auf die baierische Regierung rechnend, wandte er sich in einem eindringlichen Schreiben vom 1. Juni 1815 an den Fürsten Metternich. „Ew. Durchlaucht" — heißt es darin — „bitte ich inständigst, für die verlassene deutsche Kirche in diesem wichtigen Augenblick ein kräftiges Wort zu sprechen, damit die heilige Schuld, welche die deutschen Regierungen nach Auflösung des Reiches der deutschen Nation gegenüber in einer der wichtigsten ihrer Angelegenheiten kontrahirt haben, in dem Grundbuche der deutschen Bundesverfassung nicht unerwähnt bleibe. Es wäre doch wahre Schande vor den Augen der Welt, wenn

die in Deutschland wohnenden Juden mehr Gehör und Berücksichtigung fänden (Anspielung auf Artikel 16 der Bundesakte), als das deutsche Volk selbst hinsichtlich einer Garantie und Sicherstellung seiner kirchlichen Interessen!... Durch eine gemeinsame Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten, wie sie das Gesammtwohl Aller fordert, können die deutschen Staaten durchaus nur gewinnen, durch das Gegentheil nur verlieren.... Wird aber jetzt Nichts darüber festgestellt, so läßt sich auch seiner Zeit von der Bundesversammlung Nichts erwarten. Jetzt vermögen die Regierungen vereint Rom und seinen Anmaßungen gegenüber Alles; später werden sie Roms alter Politik: Divide et impera — vereinzelt zu ihrem eigenen Schaden unterliegen.... Oestreichs Fürsprache wird hier gewiß am kräftigsten wirken, und es wird ohne Zweifel den Zweck nicht verfehlen, wenn Ew.... die Sache den deutschen Bevollmächtigten nochmals mit dem Nachdruck, den Ihre Stellung und Persönlichkeit erlauben, an's Herz legen.“ —

Ganz Aehnliches schrieb Wessenberg an andere hervorragende Mitglieder des Congresses; zugleich appellirte er an den Patriotismus der preußischen Bevollmächtigten, ihrerseits in einer das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes so tief berührenden Sache möglichst nachgiebig sich zu zeigen.

Wirklich hatten diese Schritte Wessenbergs, von seinem Freunde, dem Grafen Münster, der ersten staatsmännischen Kapazität des Congresses, kräftigst unterstützt, zur Folge, daß in der entscheidenden zehnten Plenarsitzung (8. Juni 1815) der kirchliche Artikel in mildester Fassung nochmals zur Vorlage und Berathung kam. Sämmtliche Gesandtschaften stimmten bei. Nur Baiern verharrte starr auf seiner Opposition. Zugleich hatte jetzt Cardinal Consalvi, durch die bisherigen Erfolge kühner gemacht, mit seinen Oratoren feierlichst Protest erhoben. So fiel die Sache. Bei der Lesung der Bundesakte wurde der kirchliche Artikel auf Baierns Antrag ausgelassen, weil,

wie das Protokoll, die eigentlichen Gründe umgehend, bemerkt, „dieser Artikel, so wie er da liege, schwer zu fassen sei, in nähere Bestimmungen aber einzugehen jetzt manche Bedenklichkeiten habe!“ ....

Die Quelle dieser Bedenklichkeiten für die beiden deutschen Großmächte war die Rückkehr Napoleons nach Frankreich, welche zu einem übereilten Abschluß der Bundesakte drängte, um unter Vermeidung alles weitern Zwiespalts mit den vereinigten Kräften Deutschlands den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Jesuitisch-ultramontanes Intriguenspiel, fremder Einfluß und deutsch-partikularistisches Gelüste hatten eine Bestimmung der Bundesakte zum Falle gebracht, welche, wie Wessenberg nicht ohne Schmerzgefühl bemerkt, als Anhaltspunkt hätte dienen können, „um die Einheit der deutschen Nation auf kirchlichem Gebiet zu retten.“

Wie bekannt, kam der Sondervertrag Baierns mit dem römischen Stuhl, das Concordat von 1817, das traurige Vorbild aller übrigen, mit denen die päpstliche Kurie seitdem das deutsche Volk zu beglücken bestrebt war, bald nachher wirklich zum Abschluß. Es war der Art, daß die baierische Regierung bis auf den heutigen Tag nicht gewillt sein konnte, es nach allen seinen Bestimmungen zur Ausführung zu bringen. Der geistliche Unterhändler aber, der um sein deutsches Heimathland sich ein solches Verdienst erworben, zog über die Alpen, um in Rom aus den Händen des Papstes seinen Lohn, den Cardinalshut, in Empfang zu nehmen.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung. Die Artikel XVI und XIII der Bundesakte.

War auch Wessenbergs Hauptaufgabe, die deutsche Kirche auf nationaler Grundlage neu zu begründen, an der Ungunst der Umstände in Wien zum Scheitern gekommen, so gereichte es seinem erleuchteten Sinne zu einigem Ersatz und seinem patriotischen Herzen zur nicht geringen Freude, daß sein Antrag „auf völlige Gleichstellung der Katholiken und Protestanten in Deutschlaud in Hinsicht der freien Religionsübung und des Genusses der bürgerlichen und politischen Rechte" die entsprechende Beachtung fand. Er hatte zu diesem Zwecke folgenden Artikel für die Bundesakte in Vorschlag gebracht:

„In den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes soll die Verschiedenheit der christlichen Confessionen nirgend einen Unterschied im Genusse bürgerlicher und politischer Rechte begründen, und Niemand soll wegen seiner Confession von einer Anstellung oder einem Amt im Staat ausgeschlossen sein. — Einer jeden Confession wird die ausschließliche Verwaltung der Gegenstände ihres Kultus und ihres Kirchenguts, welches einer jeden unverletzt und abgesondert verbleiben soll, vorbehalten und zugesichert. Uebrigens soll in jeder Gemeinde den Einwohnern aller drei Confessionen gestattet sein, Anstalten des öffentlichen Gottesdienstes zu errichten, und keine der verschiedenen Confessionen soll von der andern in der Ausübung ihres Gottesdienstes gestört oder beeinträchtigt werden dürfen. Diesem allgemeinen Grundgesetz kann in Zukunft keine Landesverfassung, kein Vertrag und keine Verordnung Abbruch thun. — Auch sollen alle

Dotationen für Kultanstalten, die in neueren Zeiten an solchen Orten, wo vorhin nur einer Confession der öffentliche Gottesdienst gestattet war, zu Gunsten einer andern Confession gemacht worden sind, ohne Schmälerung und Abbruch forterhalten werden. — In Hinsicht der in protestantischen Ländern wohnenden Katholiken hört die Suspension der bischöflichen Gerichtsbarkeit, die im westphälischen Frieden begründet ist, in Zukunft dergestalt auf, daß diese Katholiken einem bestimmten Diözesanbischof zugewiesen werden müssen. Die Parrochialrechte katholischer Seelsorger über protestantische, und protestantischer über katholische Einwohner werden gegenseitig gänzlich aufgehoben." —

Einen Kommentar zu diesem umfassenden Antrag, der die Autonomie der Kirchen auf dem ihr eigenthümlichen Gebiet bereits in einer Weise in Anspruch nimmt, wie sie erst in neuerer Zeit gewährt wird, enthält Wessenbergs Schrift: „Die deutsche Kirche." Er sah seine Bemühungen durch den 16. Artikel der Bundesakte, eine der wohlthätigsten ihrer Bestimmungen, gekrönt, indem jener festsetzt: „Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen."

Der große Grundsatz der völligen rechtlichen Gleichstellung aller Deutschen ohne Unterschied ihrer christlichen Confession, dessen Aufnahme in die Bundesakte hauptsächlich Wessenbergs, des katholischen Kirchenprälaten, Verdienst ist, bildete seitdem eine feste Grundlage unserer nationalen Entwicklung. Es war den neuesten Tagen, die so Manches Verkehrte und Krankhafte an's Licht brachten, vorbehalten, daß jene Grundbedingung unseres nationalen Bestehens und Gedeihens von zwei entgegengesetzten Parteien, die aber auf derselben Stufe geistiger Freiheit zu stehen scheinen, von deutschen Schulpedanten in Königsberg [1])

---

[1]) Bekanntlich hat man sich noch im Jahr 1861 an der Universität

und von den jesuitisch irregeleiteten Bauern in Tyrol wieder in Frage gezogen und heftig bestritten wird.

Wessenbergs Thätigkeit in Wien blieb keineswegs auf kirchliche Gegenstände beschränkt. Während er für die Anbahnung einer den Bedürfnissen der deutschen Nation entsprechenden Neugestaltung der kirchlichen Zustände thätig war, hielt er sich zu gleicher Zeit verpflichtet, auch für die politischen Rechte des deutschen Volkes, so weit seine Kräfte reichten, seine Stimme zu erheben. Das persönliche Ansehen des Mannes, der große Einfluß, den er auf mehrere der bedeutendsten Mitglieder des Congresses, insbesondere auf den liberalen Ideen vor anderen zugänglichen Grafen Münster übte, trugen nicht wenig dazu bei, daß der Artikel XIII, der wichtigste der ganzen Bundesakte, noch zu Stande kam. Freilich geschah dies erst nach harten Wehen und in einer Weise, welche Wessenberg selbst am wenigsten befriedigte.

Wir wollen nicht unterlassen, hierüber Einiges aus seinen Aufzeichnungen mitzutheilen, da es den Mann und seine ächt deutsche Gesinnung, wie er sie von Anfang an durch ein langes wechselvolles Leben hindurch stets festgehalten und in jeder Lage bethätigt hat, in einem neuen schönen Lichte erscheinen läßt.

„Eine der betrübendsten Verhandlungen im Congreß", schreibt Wessenberg, „war die über den Artikel XIII der Bundesakte, die landständischen Verfassungen betreffend. Dieser Ar-

---

zu Königsberg heftig gestritten, ob Katholiken als Docenten zuzulassen seien. Der deutsche Philosoph Rosenkranz war zwar für Zulassung der Juden, nicht aber seiner katholischen Stamm- und Glaubensgenossen, von denen er Gefahr für die Universität fürchtet! Man sieht, nicht die Unwissenheit allein zieht eine Steinkruste um das menschliche Herz. Jedenfalls ist die Einfalt der Tyroler Bauern mit ihren Glaubensprozessionen entschuldigt durch die Schulweisheit der Dii majorum gentium in Königsberg. —

tikel war in meinen Augen einer der wichtigsten für die Zukunft des deutschen Volkes. Das Bedürfniß einer gesetzlichen Vertretung aller Klassen des Volkes durch Landstände war in Deutschland dringender als je, seitdem die Fürsten nach der Auflösung des Reichsverbandes sich in den Besitz einer unbeschränkten Souveränetät gesetzt hatten, und die neue Gestaltung des deutschen Bundes ohne oberstrichterliches Haupt und ohne Obergericht den Rechten der Unterthanen keinerlei Garantie gewährte, wenigstens in solchen Dingen, über welche die Bundesakte selbst keine Bestimmungen enthielt. Die Verhandlungen wegen eines Bundesgerichts blieben erfolglos. Aber für landständische Verfassungen in allen Bundesstaaten blieb die Erwartung lange Zeit aufrecht. Sie war um so zuversichtlicher, als der König von Preußen seinem Volke die feierlichste Verheißung deshalb gegeben hatte. Man dachte sich Landstände in ächt deutschem Sinne, alle Klassen vertretend, mit voller Berechtigung versehen, bei allgemeinen Landesangelegenheiten, namentlich bei der Gesetzgebung und der Festsetzung der Staatseinnahmen und Ausgaben mitzuwirken. Die preußischen Bevollmächtigten erklärten mit Nachdruck, daß sie landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen für einen wesentlichen Punkt ansehen, von dem man nicht abgehen könne, ohne der Erreichung des gemeinschaftlichen Entzwecks den empfindlichsten Nachtheil zuzufügen. Die Vorschläge über die Zusammensetzung und die Berufungen der Landstände und den Schutz, den der Bund den Verfassungen zu ertheilen habe, waren dieser Aeußerung entsprechend. Dagegen erklärten sich Baiern und Württemberg gleich anfangs und beharrlich gegen jede allgemein verbindende Bestimmung über landständische Rechte in der Bundesakte. Hannovers würdige Gegenerklärung bewirkte kaum eine Aenderung in dieser Sinnesart, welche die Wahrung souveräner Unabhängigkeit der Fürsten höher anschlug, als die Rechtssicherung des Volkes."

„Ebenso wenig würdigten Baiern und Württemberg die Erklärungen der Fürsten und freien Städte, welche sich zur Berathung über den Bundesvertrag zusammen beriethen, bevor noch die allgemeinen Berathungen (nach dem eingetretenen Ereigniß der Rückkehr Napoleons von Elba) begonnen hatten."

„In dem ersten Entwurf, der jetzt zur gemeinsamen Berathung vorgelegt wurde, war der Artikel auf die Bestimmung eingeschränkt: „„In allen deutscheu Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen."" Nun wurde zwar von Einigen eine genauere und verbindlichere Bestimmung in Antrag gebracht. Andere hingegen suchten auch an den Ausdrücken jener höchst vagen Bestimmung etwas herabzuwickeln. Baiern verlangte, daß das Wort soll in wird abgeändert werde. Hierauf wurde wirklich diese fatale Aenderung angenommen, wofür es wohl kaum ein Ersatz sein konnte, daß auch das Wort „bestehen" durch die Worte „statt finden" ersetzt wurde. Demnach lautete nun der Artikel: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden." — So blieb der Artikel in der Bundesakte stehen, nachdem der nochmalige Versuch, eine für Alle verbindende und die wesentlichen Berechtigungen der Stände aussprechende Fassung beliebt zu machen, gescheitert war."

„Ich kann nicht sagen, welch ein peinliches Gefühl dieses Ergebniß mir verursachte. Eine trübe Ahnung bemächtigte sich meiner, daß gerade in dem, was jedem Deutschen das Wichtigste sein muß und was eigentlich allein ihm ein stolzes und frohes Gefühl, ein Deutscher zu sein, einflößen kann, keine Nationaleinheit Platz greifen, sondern dem Gutbefinden der einzelnen Souveräne freier Spielraum bleiben werde. Noch in den letzten Tagen, bevor die Bundesakte unterzeichnet wurde (am 8. Juni 1815), fuhr ich zu verschiedenen Gesandten, und stellte ihnen vor: „„Welcher Erniedrigung und Schmach jener kahle Artikel Deutschland vor der Welt bloßstelle, und wie er als wahrer

Schandfleck in der Bundesakte figurire u. s. w."" Insbesondere ersuchte ich den Grafen Münster und den holsteinischen Gesandten, den Grafen Chr. v. Bernstorf, zu bestimmen, einen letzten Versuch zu machen, um durch ihren Einfluß eine würdigere Fassung des Artikels zu veranlassen. Allein Alle verzweifelten an der Möglichkeit, und vertrösteten mit der Aussicht auf die Bundesversammlung, wie es in Hinsicht der Kirchensache geschehen."

„Warum Preußen nicht energischer auftrat, kann ich mir noch jetzt nur durch die Scheu erklären, Baiern vor den Kopf zu stoßen. Allein Baiern hätte sich doch nicht isoliren, höchstens hätte es mit der Unterschrift der Bundesakte, wie Würtemberg es gethan, vorerst zurückhalten können."

„Daß ein verbindlicher Artikel bezüglich einer tüchtigen Volksvertretung in allen deutschen Ländern in den Grundvertrag des Bundes werde aufgenommen werden, hielt man einige Monate früher (vor der Rückkehr Napoleons) für eine ausgemachte Sache. Deshalb hatte ich auch in meinen wiederholten Anträgen für Begründung der deutschen Kirche den aufgenommen, daß die Bischöfe als Mitglieder der Landstände anerkannt würden. Zwar lag die Verflechtung kirchlicher Personen mit weltlichen Geschäften und Sorgen meiner Gesinnung stets ferne. Aber einerseits hielt ich es für wichtig, daß auch in der Geistlichkeit vaterländischer Sinn und Theilnahme an der Wohlfahrt wie des einzelnen Staats, so insbesondere des deutschen Gesammtvaterlandes geweckt und unterhalten werde; anderseits aber schien es mir zur Erhaltung des Friedens zwischen Kirche und Staat ersprießlich, daß den kirchlichen Organen ein gesetzliches Mittel geboten werde, um die begründeten Rechte der Kirche gegen willkürliche Anfechtungen von Seiten der Bureaukratie zu vertheidigen."

Wir brauchen kaum anzudeuten, wie sehr das Mitgetheilte geeignet ist, Wessenberg in unserer Achtung noch höher zu

stellen, weil es beweist, wie sehr der Mann mit der ganzen Wärme seines patriotischen Sinnes und seiner klaren Verständigkeit auch dort noch bemüht war, seine Pflicht gegen die Menschheit zu erfüllen, wo wenig Hoffnung auf Erfolg vorhanden war. „Unsere Pflicht, das Wahre und Gute nach Kräften zu fördern", meinte Wessenberg, „werde durch den Nichterfolg nicht verringert, vielmehr noch gesteigert. Ueberhaupt hätten wir allen Grund, über das Mißlingen unserer Anstrengungen für Förderung des Wahren und Guten — da der Erfolg in Gottes Haud stehe — uns zu beruhigen, wenn nur unser Gewissen uns nichts vorzuwerfen habe." —

Einen Erfolg seiner angestrengten Bemühungen in Wien sah Wessenberg mit besonderer Freude, nämlich die Sicherstellung der längst gefährdeten Gehalte der vielen geistlichen und weltlichen Pensionäre, die nach Auflösung des Reichsverbandes der Säcularisation oder der neuesten politischen Veränderungen zum Opfer gefallen waren. Wessenberg meinte, daß hierüber eine verbindende Bestimmung in die Bundesakte aufgenommen werden sollte, um jeder Willkür der einzelnen Souveräne zuvorzukommen. Insbesondere hielt er für recht und billig, daß die Sustentationen der Mitglieder geistlicher Stifter auf dem französisch gewordenen linken Rheinufer jetzt nach dessen Wiedervereinigung mit Deutschland von den künftigen Besitzern jener Rheinlande übernommen werden müßten. Zu diesem Zwecke hatte Wessenberg eine die ganze Sachlage gründlich beleuchtende Denkschrift (von Klüber in seinen Akten des Wiener Congr. Bd. I, S. 23 ff. aufgenommen) verfaßt, die er nicht nur den Bevollmächtigten der deutschen Fürsten, sondern auch denen der übrigen Mächte übermachte. Der Erfolg entsprach nach mancherlei Verhandlungen im Wesentlichen seinen Anträgen [1].

---

[1]) Die Sache ist bei Klüber Bd. III, S. 458 ff. ziemlich ausführlich behandelt, worauf wir verweisen.

Ebenso glücklich war seine nachdrückliche Verwendung für die Sicherstellung des Einkommens des Fürstenprimas, dem kleinlicher Parteigeist eine Zeit lang selbst das Nothdürftige vorenthalten wollte. Auf Metternichs kräftige Fürsprache wurden die Vorschläge Wessenbergs, trotz der Einwendungen einiger kleinern deutschen Regierungen, insbesondere Churhessens, angenommen, auch der weitere Antrag Wessenbergs genehmigt, daß die Angestellten im ehemaligen Großherzogthum Frankfurt nach denselben Grundsätzen behandelt werden sollten, welche der Reichsrezeß von 1803 für die Diener der säcularisirten geistlichen Fürstenthümer festgesetzt hatte.

Noch wollen wir Einiges aus Wessenbergs Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Wien hier mittheilen, was zur Charakteristik von Menschen und Zuständen in jenen denkwürdigen Tagen dienen mag.

„Meine Geschäfte in Wien", schreibt Wessenberg, „waren wenig geeignet, mein Gemüth zu erfreuen. Doch entschädigte mich manche interessante Bekanntschaft, und der Umgang mit meinem Bruder, mit dem ich unter einem Dach wohnte, war mir ein tägliches Labsal. Auch mit meinem Jugendfreund, dem Fürsten von Hechingen, verbrachte ich manche angenehme Stunde. Zeitraubend und widrig hingegen waren mir die häufigen Besuche von Solchen, darunter auch höchstgestellte Personen, die meinen Einfluß bei meinem Bruder und bei meinem Vetter Metternich in ihren Anliegen in Anspruch nehmen wollten. Ein solcher Einfluß war aber bloß das Geschöpf ihrer Einbildung, und ich war weit entfernt, dem Anschein dazu Vorschub zu geben. An Ausforschern fehlte es auch nicht. Aber ihre Ausbeute blieb Null."

„Der Nuntius Severoli, der in Wien wenig beliebt war, äußerte sich, wie ich vernahm, hinter meinem Rücken bei jedem Anlaß sehr ungünstig über mich als einen gefährlichen Menschen. Ich ignorirte aber dergleichen. Eines Abends kam er und er-

öffnete mir, daß ihm die Anzeige zugekommen, ich hätte ein anonymes Buch geschrieben, worin die Gottheit Christi angegriffen und geläugnet werde. — Ich erwiederte, daß ich sehr begierig sei, dies Buch kennen zu lernen, da mir bis jetzt nichts davon bekannt gewesen. Auf seine Entgegnung, daß er selbst das Buch nicht gesehen, schloß ich unsere Unterredung mit der Bitte, künftig wenigstens vorerst das Object solcher Verläumdungen kennen zu lernen. Seitdem ließ er mich in Ruhe; unsere Begegnung blieb höflich, aber weder er noch Consalvi äußerten je ein Wort gegen mich in Bezug auf die Beschwerden ihres Hofes über meine Person." —

„Der Eindruck, den die Kunde von Napoleons Landung in Frankreich in der diplomatischen Welt zu Wien hervorbrachte, ist schwer zu beschreiben. Anfangs war er ganz betäubend. Die französische Botschaft gab sich alle Mühe, das Ereigniß als ein abenteuerliches Unterfangen darzustellen, das nur mit schneller Vernichtung des Waghalses ausgehen könne. Indessen ward der östreichische Hof bald von dem wahren Thatbestand aus sichern Quellen unterrichtet, und seine Geschicklichkeit, jeden möglichen Verdacht, als ob er auf Anträge Napoleons einzugehen geneigt sein würde, zu begegnen, ist meisterhaft zu nennen. Daß der armen Marie Louise Vorhaben, mit ihrem Sohn nach Frankreich zu entfliehen, vor der Ausführung entdeckt wurde, ist sich nicht zu verwundern. Die Prahlereien ihrer französischen Dienerschaft an öffentlichen Orten erregten Argwohn. Jeder Schritt wurde genau überwacht."

„Am meisten hatte Kaiser Alexander Grund gehabt, das Ereigniß der Rückkehr Napoleons als ein willkommenes zu begreifen. Denn es hemmte unversehens die Vereinigung mehrerer Mächte, welche sich gegen das wichtige Anliegen, das er auf dem Congreß betrieb, die Einverleibung Polens in das russische Reich, gebildet hatte. Napoleons Hoffnung, durch seine überraschende Wiedereroberung der Macht in Frankreich ohne

Krieg einen Zwiespalt zwischen den Mächten, die ihn gestürzt hatten, hervorzurufen, sah sich bald vollkommen getäuscht. Sein mit raschem Glück gekröntes Unternehmen bewirkte gerade das Gegentheil, nämlich eine noch engere Vereinigung der Mächte gegenüber von Napoleon, was ein beschleunigtes Streben nach Ausgleichung durch Beseitigung aller bisherigen Differenzen zur Folge hatte. Die Besorgniß vor der Rückkehr von Napoleons Glücksstern überwog jede andere Rücksicht. Der förmliche Bannspruch über ihn auf Talleyrands Antrag, nur in etwas milderen Ausdrücken, doch so, daß er den sogenannten Usurpator außer dem Völkerrecht und vogelfrei erklärte, erhielt die Zustimmung der Mächte. Es kam nun Alles auf das Würfelspiel des Krieges an; Alles war wieder auf die Spitze des Schwerts gestellt."

„Für die Befriedigung der Volksinteressen, welche die Aufgabe des Congresses war, kann man Napoleons Rückkehr von Elba nur als ein verhängnißvolles Unglück bezeichnen. Sie entschied Polens Ueberlassung an Rußland, Sachsens rechtlose Beraubung, und die Uebertreibung, womit die Angelegenheiten des deutschen Bundes bloß obenhin erledigt wurden. Freilich würde ohne jenes Ereigniß die Dauer des Congresses sich noch sehr verlängert haben, und es bleibt ungewiß, ob die Hauptmächte im Frieden geschieden wären. Aber das Pfuschwerk, wozu man sich zuletzt bequemte, um nur mit vereinter Kraft dem gemeinsam gefürchteten Korsen zu Leib zu gehen, ist ein Ergebniß, dessen Nachwehen noch lange Zeit Europa durchzucken werden."

„Der alte König von Sachsen, den man nach Preßburg einlud, um ihn dort zur Annahme des Congreßspruchs, der das ihm und seinem Hause treu ergebene Land zerstückelte, zu nöthigen, benahm sich mit vieler Würde. Den Rückweg in seine Residenz (Dresden) nahm der Tiefgebeugte über Wien, wo er aber nur einen halben Tag verweilte. Mit tiefer Wehmuth sah

ich ihn dort zum letztenmal, als er das Grabdenkmal der Erzherzogin Christiane von Canova in der Hofkirche besuchte. Daß der deutschthümliche Franzosenhaß ihm gerne ein Auto da fé bereitet hätte, schien mir für Deutschlands Zukunft keine günstige Vorbedeutung. Denn gerade Friedrich August war einer der wenigen deutschen Fürsten, der in Bezug auf das französische Kaiserthum einzig der nicht abzuwendenden Gewalt nachgab, und sich durch keine Lockungen des großen Machthabers bewegen ließ, auch nur eine Quadratmeile vom Gebiet eines andern deutschen Fürsten zur Vergrößerung seines eigenen anzunehmen. Das Großherzogthum Warschau war ihm im Posener Frieden 1806 förmlich aufgedrungen worden."

Um diese Bemerkungen und die darin sich kund gebende Pietät recht zu würdigen, muß man sich erinnern, daß Wessenberg ein geborner Dresdner, und daß er zeitlebens mit Liebe an dem Lande Sachsen und seiner Dynastie hing, an welche seine Familie durch so manche Bande geknüpft war.

Sechstes Kapitel.

Aufenthalt zu Frankfurt. Die Frankfurter Conferenzen.

1816.

Wessenberg hatte um die Mitte Juni 1815 die östreichische Kaiserstadt, wie er sagt, „mit dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung, aber mit wehmüthigen Gefühlen" verlassen. Er wandte sich zunächst nach Regensburg, um dort dem Für-

stenprimas über seine bisherige Wirksamkeit und die ganze Lage der deutschen Kirchenfrage nähern Bericht zu erstatten.

Der Stand der Sache war den Absichten der beiden Freunde und ihren patriotischen Wünschen freilich wenig entsprechend. Doch war noch Aussicht vorhanden, daß die die deutsch-kirchlichen Angelegenheiten bei der Bundesversammlung selbst zur Berathung kommen, und unter den „organischen Gesetzen über die innern Verhältnisse des Bundes", mit deren Abfassung gemäß Artikel X der Bundesakte die Bundesversammlung sich gleich nach ihrer Eröffnung beschäftigen sollte, eine der ersten Stellen einnehmen würden. Wessenberg hatte in Wien von den meisten deutschen Bevollmächtigten hierüber mündliche Zusicherungen erhalten.

Indessen mochte er gleich Anfangs solcher diplomatischen Vertröstung wenig Vertrauen schenken, und überhaupt von einer selbstbewußten nationalen Richtung der neuen Bundesbehörde nach den zu Wien gemachten Erfahrungen kaum noch irgend etwas Ersprießliches hoffen. Er beschloß daher, einen neuen Weg einzuschlagen, um wenigstens theilweise die nämlichen Zwecke zu erreichen, wenn es ihm nämlich gelänge, die deutschen Regierungen von dem Bedürfniß und der Nothwendigkeit zu überzeugen, sich über die Grundsätze zu verständigen, nach denen das Werk der nothwendigen kirchlichen Einrichtungen gemeinsam am vortheilhaftesten eingeleitet und zu einem befriedigenden Ziele geführt werden könnten.

Zu diesem Zwecke richtete er noch vor seiner Abreise von Wien an sämmtliche deutsche Regierungen ein Promemoria, um ihnen die Sache, als durch das Interesse Aller und eines jeden Einzelnen geboten, dringend an's Herz zu legen, und sie zu bestimmen, „baldmöglich eine Conferenz von sachkundigen Bevollmächtigten in Frankfurt, als dem Sitze des Bundestags, zu veranstalten, um die Grundzüge des wichtigen Werkes, das für Deutschlands Wohlfahrt, Ruhe und Ordnung großen Einfluß üben werde, zu berathen und zu verabreden, welche Grundzüge

sodann auch den Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zur gemeinsamen Richtschnur und zum Leitfaden dienen sollten."

Dieser Antrag schien bei den meisten Regierungen gute Aufnahme zu finden. Die Aeußerungen der deutschen Diplomaten in Wien mochten zu den besten Hoffnungen berechtigen. Der Fürstprimas gab diesem neuen Projecte, die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands in einer den Bedürfnissen des deutschen Volkes entsprechenden Weise in Ordnung zu bringen, seine volle Billigung, und ernannte Wessenberg zu seinem Bevollmächtigten nach Frankfurt, um dort „für eine neue Begründung der deutschen Kirche in seinem Namen und Auftrag nach Umständen Sorge zu tragen."

Von Frankfurt aus richtete Wessenberg unterm 22. Dec. 1815 eine neue Eingabe an die deutschen Regierungen, worin er hauptsächlich zwei einfache Maßregeln zur genauern Erwägung bei den Conferenzen empfahl:

1) „Die Verhandlungen mit dem römischen Hofe sollten inner dem Kreise derjenigen Gegenstände festgehalten werden, bei denen nach der wohlverstandenen Verfassung der katholischen Kirche die Mitwirkung des päpstlichen Stuhls unumgänglich nothwendig erforderlich sei."

2) „In Hinsicht der über diese Gegenstände und die Grundlagen der kirchlichen Einrichtungen überhaupt zu beobachtenden Grundsätze wird zwischen den betreffenden deutschen Regierungen eine gemeinsame und bindende Verabredung getroffen."

„Einzig die Befolgung dieser Maßregeln", bemerkt er weiter, „können der deutschen Kirche die ihr gebührende nationale Selbstständigkeit sichern, und den deutschen Staaten selbst volle Beruhigung durch Eintracht zwischen den politischen und kirchlichen Behörden verschaffen. Jede Vernachlässigung hierin werde man in der Folge um so schmerzlicher bereuen, als alle Bemühungen, sie wieder gut zu machen, auf die größten Hindernisse stoßen würden. Jetzt, oder niemals, lasse sich diese Ange-

legenheit auf eine Art berichtigen, die den Forderungen der Religion und den wohlverstandenen Interessen des Staats zugleich entsprechen."

„Auch würde in Hinsicht der zu befolgenden Grundsätze eine Verabredung unter den betheiligten Staaten keinen zu großen Schwierigkeiten unterliegen, da hier bei vollkommen freier Berathung nur davon die Rede sein könne, die in den Beschlüssen der Concilien von Konstanz und Basel, ferner in den Concordaten der deutschen Nation, und in der ehemaligen kaiserlichen Wahlcapitulation enthaltenen geläuterten Grundsätze, in denen sich der biedere Geist der Nation ausspreche, in soweit zur Geltung zu bringen, als sie sich mit den jetzt veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen in Einstimmung bringen lassen."

„Von einer Unterhandlung mit dem römischen Hofe lasse sich nur dann Erfolg erwarten, wenn sie durch Einverständniß in den Grundsätzen, welche gemeinschaftlich aufgestellt und behauptet werden sollen, eine sichere Basis und eine bestimmte Richtung erhielte."

„Einer solchen Behandlung der deutschen Kirchenfrage spreche unsere Geschichte das Wort. Denn zu allen Zeiten seien in Deutschland die kirchlichen Einrichtungen auf dem Wege gemeinsamer Berathung, als eine wichtige nationale Angelegenheit, verhandelt, und nachher erst, in soweit die Bestätigung des päpstlichen Stuhles erforderlich schien, demselben vorgelegt worden. So unter Karl dem Großen, so auf dem Reichstage zu Worms 1122, und auf dem Fürsten-Verein zu Mainz 1439, so auch bei vielen anderen Anlässen."

Wessenberg spricht hier (bereits 1815) Ansichten aus über das richtige Verfahren der Staatsgewalt gegenüber der Kirchengewalt, wie sie erst nach bitteren Erfahrungen in der neuesten Zeit wieder beachtet und in Anwendung gebracht wurden.

Zugleich richtete Wessenberg an den Fürsten Metternich, als dieser auf der Rückreise von Paris nach Frankfurt

kam, die Bitte, „den Antrag auf Zusammentritt von Bevollmächtigten zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten durch sein mächtiges Fürwort bei den betheiligten deutschen Höfen mit Nachdruck zu empfehlen und sie seiner Mitwirkung zu versichern. „Die Förderung dieser wichtigen deutschen nationalen Angelegenheit", bemerkte er dem Fürsten, „stehe dem östreichischen Hofe nach seiner politischen Stellung vor anderen zu, und werde auch von der katholischen Hälfte des deutschen Volkes mit Zuversicht erwartet."

In der That ließ Metternich, der damals ein entschiedener Gegner, später wenigstens nie ein Begünstiger des Ultramontanismus und seiner Tendenzen war, durch die östreichischen Gesandtschaften an den deutschen Höfen Eröffnungen machen, um diese für den von Wessenberg gestellten Antrag zu gewinnen. Die Folge hiervon war, daß die meisten Gesandten am Bundestag gegen Wessenberg ihren Beifall und ihre Zustimmung aussprachen.

Nur Baiern hielt zurück. Wessenberg mochte einen Widerspruch von dieser Seite nach den zu Wien gemachten Erfahrungen voraussehen. Er hatte deshalb auf seiner Reise nach Frankfurt München berührt, um dort den Minister v. Montgelas und andere Glieder des baierischen Ministeriums zur Theilnahme an gemeinschaftlichen Berathungen, die zur Festsetzung der Hauptgrundlagen einer deutschen nationalen Kirche hätten führen können, persönlich zu gewinnen. Montgelas äußerte sich zwar günstig, ohne jedoch eine bestimmte Zusicherung zu geben.

Auf weiteres schriftliches Betreiben von Frankfurt aus erhielt Wessenberg von dem Geh. Rath Zehntner in München eine Zuschrift (vom 30. Mai 1816), worin es unter Anderm heißt: Man stimme zwar in der Hauptsache mit den Ansichten und Grundsätzen des Antragstellers überein; aber die baierische Regierung finde aus mehrfachen politischen Gründen

Bedenklichkeiten, dem Antrag selbst beizutreten, denn Deutschland sei nach seinem gegenwärtigen System ein Bund von souveränen Staaten; damit lasse sich schwer eine Nationalkirche in einer äußern kirchlichen Form unter einem Primas und unter dem Schutze der Bundesversammlung vereinbaren.

Hierauf erwiderte Wessenberg (am 9. Juni) im Wesentlichen: „Wenn auch die Unterhandlungen mit Rom nicht vom gesammten Bund geführt werden sollen, so sei es doch wesentlich und im Interesse der einzelnen Bundesglieder, daß jene nach gleichen, gemeinsam verabredeten Maximen geschehen, sonst würden sicherlich die ächten und wahren Grundsätze unterliegen; der römische Hof werde den Mangel an Uebereinstimmung in den Grundsätzen zu seinem Vortheil benutzen, dagegen würden die Staaten und die Kirche Deutschlands der Verkürzung bloßgestellt sein. Eine Verabredung gemeinsamer Grundsätze könne unmöglich die Souveränetät gefährden, und zwar um so weniger, wenn die Sache außer Verbindung mit dem Bundestag und unabhängig von ihm bloß zwischen den Betheiligten verhandelt wird. Nur wenn alle Deutschen in Rom dieselbe Sprache führten, könnten sie darauf rechnen, dort Eindruck zu machen u. s. w.“ —

Die Antwort durch Herrn v. Zehntner lautete wenig tröstlich: „Baiern“, hieß es, „sei groß genug, um seine eigene geschlossene Kirche zu haben. Daß Baiern seiner Geistlichkeit gegen den Papst etwas vergeben werde, sei bei den geläuterten Grundsätzen seiner Regierung nicht zu befürchten.“

Leider wurden ähnliche Ansichten bald auch in Berlin beliebt, wie Wessenberg durch vertrauliche Mittheilungen seines Freundes, des Domdekans v. Spiegel, erfuhr. Die Hauptschuld an dieser undeutschen Wendung der preußischen Politik fällt auf Niebuhr, den Gesandten Preußens in Rom. Man kannte dort längst die schwache Seite deutscher Gelehrten, und wußte daher dessen Eitelkeit durch in Aussicht gestellten Erfolg

seiner Mission aufzustacheln und auszubeuten. Denn Niebuhr hatte, wie tief auch seine Kenntniß des klassischen Alterthums war und wie groß hier seine Verdienste sind, doch für das Wesen des modernen Lebens und dessen Anforderungen in Staat und Kirche wenig Verständniß; einer Reformbewegung auf kirchlichem Gebiet in nationalem Sinne hat er sich sogar feindlich entgegengestellt.

Durch Niebuhrs Einfluß bestimmt, hielt sich Preußen wie Baiern von einer gemeinsamen Behandlung der kirchlichen Frage zurück. Die betrübende Erscheinung, daß deutsche Regierungen dem Ausland gegenüber oft nichts zu kennen scheinen, als ihr engherziges Sonderinteresse, hat in jenen Tagen auch diese patriotische Anstrengung Wessenbergs, durch freie Vereinigung aller Glieder die Gesammtinteressen der deutschen Nation in Rom zur sichern Geltung zu bringen, noch in letzter Stunde vereitelt.

Es blieb nichts übrig, als wenigstens ein Zusammenhalten der kleinern deutschen Staaten in der Kirchensache zu bewirken. Dies geschah auch später in den zu Frankfurt abgehaltenen Conferenzen der zur sogen. oberrheinischen Kirchenprovinz verbundenen süddeutschen Staaten. Wir werden auf diese Conferenzen zurückkommen.

Viertes Buch.

Irrung und Kampf mit Rom.

Wessenbergs politische Thätigkeit.

1817 — 1833.

Erstes Kapitel.

Rückblick. Wessenbergs Ehre vor dem deutschen Volke.

In der öffentlichen Wirksamkeit Wessenbergs, die wir bisher in ihren wesentlichen Momenten überblickt haben, lassen sich zwei Seiten unterscheiden. Zunächst war er bemüht, in dem Bisthum Konstanz den Grund zu einem im Geiste des Christenthums und der alten Kirche erneuerten religiösen Leben zu legen. Sodann, als die Zeit der Wiederherstellung der deutschen Nation gekommen schien, setzte er all' seine Kraft daran, zu einer solchen Neugestaltung der zerfallenen kirchlichen Zustände in Deutschland den Anstoß zu geben, wodurch die Selbstständigkeit des deutschen Volkes auf dem Gebiete seines religiösen Lebens begründet, die trennende Kluft zwischen den christlichen Hauptconfessionen durch die versöhnende Macht der Liebe und Nationalität allmälig ausgefüllt, und durch all' dieses eine gesunde nationale und freiheitliche Entwicklung Deutschlands wirksam angebahnt werden könnte. Er erkannte, daß die nationale Wiedergeburt Deutschlands eingeleitet werden müsse durch eine religiöse Läuterung nach innen und durch kirchliche Selbstständigkeit nach außen. Dadurch ward er Reformator in christlich-nationaler Richtung, und zugleich ein edles Muster und und Vorbild für Alle, welche für die nationale Wiedergeburt

und Wohlfahrt unseres Volkes nicht bloß ein warmes Herz haben, sondern, was noch nöthiger ist, auch von der rechten Einsicht in die zur Erreichung jener Güter unerläßlichen Vorbedingungen sich leiten lassen.

Unsere nationale Noth ist nach der edlen Natur unseres Volkes, welche ganz und gar in der Religion, d. i. hier im Christenthum wurzelt, und nach unserer gesammten geschichtlichen Entwicklung so enge mit unserer kirchlichen Spaltung verwachsen, daß jeder gedeihliche Weiterbau unseres nationalen Lebens am tiefsten davon abhängt, wie jene, wenn nicht gehoben, doch mehr und mehr gemildert und neutralisirt werde. Jeder auch noch so wohlgemeinte Anlauf in dieser Richtung, der jene ernste Wahrheit verkennt, muß zuletzt in Sand verlaufen. Männer aber, die in richtigem Verständniß dessen, was vor Allem Noth thut, den ächten christlichen Geist, der allein uns über unsere Spaltung erheben und einigen kann, mit Erfolg pflegen, wird Deutschland stets zu seinen größten Wohlthätern zu zählen haben.

Die erleuchtete und patriotische Wirksamkeit Wessenbergs, die auf solche Ziele gerichtet war, konnte darum nicht verfehlen, schon frühe die Augen der Nation auf sich zu wenden, und ihm die Zustimmung und Verehrung aller wahrhaft Gebildeten in ganz Deutschland zu gewinnen. Eine große Anzahl von Zuschriften aus allen Klassen der Gesellschaft, von Laien und Geistlichen, die ihm während des Wiener Congresses und nach demselben zukamen, sind erfreuliche Belege dieser Anerkennung.

Selbst in höheren kirchlichen Kreisen blieb man damals der reformatorischen und nationalkirchlichen Bewegung, die Wessenberg repräsentirte, nicht verschlossen. Wir haben schon oben berührt, wie nahe der würdige und staatskluge münsterische Domdechant, Graf von Spiegel, der später den erzbischöflichen Stuhl von Köln zierte, den Wessenbergischen Bestrebungen stand;

der ächt deutschgesinnte westphälische Edelmann, der Freund Steins und Hardenbergs, verlieh ihnen seine ganze einflußreiche Mithilfe. Ebenso hatte der frühere Fürstbischof von Fulda (aus der Familie von Herstall) in herzlicher Weise seine Freude über Wessenbergs Reformbestrebungen ausgesprochen, und der treffliche Weihbischof von Osnabrück, Baron von Gruber, Wessenbergs vertrauter lebenslänglicher Freund, schließt eine Zuschrift an diesen mit dem Wunsch, daß das deutsche Episcopat sich einmal erinnern möge, wie es vor Allem Deutschland angehöre. —

Aehnliche patriotische Stimmen aus diesen Kreisen könnten wir noch mehrere anführen. Wir beschränken uns jedoch hier auf die Mittheilung dessen, was eine der ersten wissenschaftlichen Autoritäten des katholischen Deutschlands über die gesammte gesegnete Wirksamkeit Wessenbergs in jenen Tagen öffentlich auszusprechen sich gedrungen fühlte.

Nach seiner Rückkunft von Wien nach Konstanz ließ die Universität Freiburg durch ihre theologische Fakultät, damals durch Männer wie Wanker, Schinzinger, Hug u. a. eine weithin geachtete Leuchte der katholischen Kirche, Wessenberg begrüßen, und ihm als Beweis ihrer Achtung und Anerkennung das theologische Doctordiplom in feierlicher Weise überreichen. In dem Begleitschreiben hierzu (vom 1. Juni 1815) heißt es unter Anderm:

„Gleich der Antritt der in ihren Folgen ebenso wichtigen als mühevollen Verwaltung der geistlichen Diözesanangelegenheiten, deren E. E. mit wahrer christlicher Selbstverläugnung und Aufopferung seither vorstanden, war für den Fleiß, für die guten Sitten und für die wissenschaftliche Bildung unserer Zöglinge von dem wohlthätigsten Einflusse. Die wirksamste Unterstützung unserer Bemühungen im Fache der Theologie, der wahrhaft apostolische Geist, welcher aus den vortrefflichen Anstalten für den bessern Schulunterricht des Landvolkes, für eine

der wahren christlichen Andacht angemessene Gottesverehrung, für die Erweckung des Studirgeistes und des evangelischen Amtseifers der Seelsorger so herrlich hervorleuchtet, sowie die reinen, gründlichen und ausgebreiteten theologischen Kenntnisse, welche die vielen gelehrten, rühmlich bekannten Sendschreiben und Druckschriften, insbesondere der neuliche Entwurf über Neuordnung der kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands so laut beurkunden, waren schon längst der Gegenstand unserer Bewunderung u. s. w."

„So weit auch", bemerkt Wessenberg, „das hier meiner Person gespendete Lob meine Ansprüche überstieg, so war mir doch der Beifall, den eine solche Behörde, mir ganz unerwartet, meinen Bestrebungen ertheilte, eine erfreuliche Ermunterung."

Auch in den höchsten Kreisen fand damals Wessenbergs Streben Anerkennung, und wurde seine Person mit besonders ehrendem Vertrauen behandelt. Als Kaiser Franz von Paris nach Wien zurückkehrte, lud er Wessenberg nach dem Städtchen Bregenz ein, wo er einen ganzen Tag verweilte in fast ausschließlichem Umgang mit diesem. „Der Kaiser", bemerkt Wessenberg, „war von der heitersten Laune; wir machten zusammen eine Lustfahrt auf dem See und nach der Tafel eine Fußpartie auf den nahen Gebhardsberg, wo wir uns der herrlichen Aussicht erfreuten."

Die Unterhaltung bezog sich hauptsächlich auf kirchliche Gegenstände, namentlich auf die neuesten Schritte der römischen Kurie und die noch auffallenderen Anforderungen derselben an die östreichische Regierung, worüber der Monarch Wessenbergs Meinung hören wollte.

Der Papst hatte in einem geheimen Consistorium (vom 4. Sept. 1815) die Protestationen, die sein Legat, der Cardinal Consalvi — in ähnlicher Weise, wie der päpstliche Legat Chigi beim westphälischen Friedensschluß — gegen gewisse Bestimmungen oder Unterlassungen des Wiener Congresses erhoben

hatte, in feierlichster Weise bestätigt. Dabei sprach der Papst zugleich die Hoffnung aus: „Daß die deutschen Fürsten ihn in Stand setzen werden, die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands selbst in Ordnung zu bringen." Auf solche Weise hoffte man also in Rom durch eigene Machtvollkommenheit jeder nationalkirchlichen Einrichtung in Deutschland, wie sie Wessenberg beabsichtigte, für die Zukunft zuvorzukommen.

Ebenso bezeichnend für die Wiederkehr der alten absolutistischen Ansprüche des lediglich durch die Gnade der Monarchen in Rom wieder hergestellten Papstthums ist, daß die römische Kurie, als Oestreich kaum wieder in den Besitz eines großen Theils von Oberitalien gelangt war, gegen die Verkündung der in der ganzen Monarchie geltenden östreichischen Ehegesetze heftigen Widerspruch erhob, und sogar die extravagante Anforderung stellte, daß die vom Kaiser ernannten Bischöfe jener Gebiete persönlich in Rom sich stellen sollten, um dort die päpstliche Bestätigung zu erhalten.

Der östreichische Monarch theilte Wessenberg mit, daß er vom Papst eine Einladung nach Rom erhalten habe. Wahrscheinlich hoffte man dort, den Kaiser durch persönliche Beredung für die neuen Plane Roms zu gewinnen. Wir wissen nicht, was Wessenberg dem Monarchen in dieser Hinsicht unterbreitete; nur so viel können wir aus Wessenbergs Angaben mittheilen, daß der Kaiser, als er ihn entließ, sich dahin äußerte: Er werde nun der Einladung nicht entsprechen, wenn er nicht die Versicherung erhalte, daß kirchliche Angelegenheiten dabei nicht zur Sprache kommen sollten; denn er sei jetzt überzeugt, daß er als Souverän in die päpstlichen Forderungen nicht eingehen könne. —

Wir werden wohl kaum zu viel sagen, wenn wir es als eine erfreuliche Frucht dieser Bregenzer Begegnung mit Wessenberg bezeichnen, daß bekanntlich Kaiser Franz während

seiner langjährigen Regierung nie gewillt war, die Interessen der östreichischen Monarchie der Kirche, d. i. hier der nimmersatten Herrsch- und Habsucht der Hierarchie zum Opfer zu bringen. —

Zweites Kapitel.

Umtriebe des päpstlichen Nuntius in der Schweiz.

Von der allgemeinen Anerkennung, die Wessenbergs ächt christliches Streben bei allen Unbefangenen fand, und von der aufrichtigen Achtung, die seinem reinen makellosen Charakter von ehrlichen Leuten, und zwar ohne Unterschied des Standes und Glaubens, gezollt wurde, machten nur Solche frühzeitig eine traurige Ausnahme, deren Urtheil nicht durch die Wahrheit der Thatsachen, sondern durch die Interessen jenes herrschsüchtigen Systems, dessen Träger sie sind oder dem sie als blinde Werkzeuge dienen, bestimmt und geleitet, d. i. von vornherein verkehrt ist. Ein System, das auf Verläugnung und Verdrehung der einfachsten Wahrheiten des Christenthums, der Vernunft und der Geschichte beruht, kann nur durch fortgesetzte Unwahrheit bestehen, und verleitet daher Alle, die als Wissende ihm angehören — und nur von Solchen, nicht aber von den vielen Bethörten oder Urtheilsunfähigen, ist selbstverständlich hier die Rede — mehr und mehr auf krumme Wege.

Seit die ultramontane Partei mit dem ihr eigenen scharfen Instinkt in Wessenbergs christlich-nationalem Streben ihren schlimmsten Feind entdeckte, griff sie, um Jenen, wie sie meinte, zu verderben, zu jedem Mittel jesuitischer Moral,

zu böslicher Entstellung des thatsächlichen Verhaltes, zu persönlicher Verleumdung, und schritt, wo dies nicht helfen wollte, bis zur Lüge und Fälschung fort.

So wurde ein Kampf hervorgerufen, der die unchristlichen und antinationalen Tendenzen der Partei kennzeichnet, und ihr unverbesserliches, gemeinschädliches Treiben warnend auch für unsere Tage offen darlegt. Es kann nicht unsere Absicht sein, alle weitläufigen Einzelheiten dieses traurigen Streites hier wieder vorzuführen, um so weniger, als die Mehrzahl der gegen Wessenberg erhobenen Beschwerden und Anklagen so offenbar nichtig und so handgreiflich lügenhaft sind, daß die Partei selbst lange sich scheute, damit an's Tageslicht zu treten, um ihrem tödtlichen Haß, der auf einem weit ernstern und allgemeinen Gegensatz beruhte, Relief und scheinbaren Halt zu geben. Wir verweisen daher auf die zahlreichen seiner Zeit gewechselten Streitschriften und die actenmäßigen Darstellungen der Sache, insbesondere, was die Verhandlungen mit Rom betrifft, auf die offizielle Staatsschrift der Großherzoglich Badischen Regierung.

Wir haben schon früher erzählt, wie die päpstliche Nuntiatur zu Luzern den Ausgang und gleichsam Sammelpunkt aller Intriguen und Umtriebe gegen Wessenberg und seine Wirksamkeit bildete. Die Entstehung ständiger römischer Nuntiaturen ist eine der schlimmsten Folgen der päpstlichen Usurpation, das gesammte Kirchenregiment an sich zu reißen. Nicht ohne Grund hat man in Deutschland diese Neuerung stets mit Mißtrauen betrachtet, und sie als eine Hauptbeschwerde der Nation gegen Rom laut ausgesprochen. Der Congreß der deutschen Erzbischöfe zu Ems (1786) verlangte geradezu das Aufhören der Nuntiaturen für alle Zukunft, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts weigerte man sich selbst in München nach man-

chen abschreckenden Erfahrungen längere Zeit, einen neuen Nuntius anzunehmen. Als Spionir- und Denunciationsanstalten waren diese Nuntiaturen oft nur der Sammelort aller im Dunkeln schleichenden Intriguanten gegen die rechtmäßige geistliche und weltliche Obrigkeit des Landes.

Wir haben bereits früher die Ursachen berührt, warum gerade in der Schweiz jene Schattenseiten noch greller hervortreten mußten. Dazu kam die leidenschaftliche Persönlichkeit des damaligen Nuntius Testaferrata, ein Mann von rücksichtsloser Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, dessen jesuitisches Gewissen weit genug war, um in der Wahl der Mittel nicht verlegen zu sein, sobald es galt, einen Gegner des Ultramontanismus zu beschädigen.

Wessenbergs Streben, eine wissenschaftlich wohlgebildete Geistlichkeit, als Vorbedingung zur innern Verbesserung der Kirche, heranzuziehen, hatte von Anfang an das Mißfallen und den Argwohn dieses Mannes erregt. Insbesondere war ihm die neueingerichtete theologische Lehranstalt in Luzern ein Dorn im Auge, zumal seit Dereser als Vorstand und als Lehrer der biblischen Exegese und Sprachen an ihr wirkte. Der steigende wohlthätige Einfluß dieses durch Gesinnung und gründliches Wissen gleich achtungswürdigen Mannes auf die Studirenden, die er mit allem Ernst zum Lernfleiß und zum Studium der hl. Schriften ermunterte, vermehrte nur das Mißtrauen des Nuntius und seines ultramontanen Anhanges. In dem Manne, der die jüngeren Theologen in das Studium der Bibel einführen sollte, erkannten Jene — und zwar nicht mit Unrecht — von vornherein einen gefährlichen Gegner.

Da trat zu Anfang des Jahres 1813 ein Studirender als Ankläger Deresers vor der Nuntiatur auf, unter dem Vorgeben, Jener habe unkirchliche Lehren vorgetragen. Bei der deshalb angeordneten nähern Vernehmung des Schülers durch den bischöflichen Commissär zu Luzern legte dieser das Geständniß

ab: „Er habe auf fremde Anstiftung — deren Fäden, wie man wußte, mit der Nuntiatur zusammenhingen — zu der gemachten Aussage sich verleiten lassen.“ Der Denunciant wurde als unwürdig durch den Erziehungsrath von der Lehranstalt entfernt.

Aber der Nuntius selbst ließ sich dadurch von seinem Vorhaben, Dereser zu verdrängen, nicht abwendig machen. Auf sein Anstiften überreichten später mehrere Studenten dem Erziehungsrath eine Bittschrift, worin die jungen Leute — „die Nützlichkeit exegetischer Collegien und des Unterrichts in den biblischen Ursprachen, die Dereser lehre, in Zweifel zogen und schließlich die Bitte stellten, sie von dem Besuche solcher Lehrvorträge zu dispensiren!“ — Leider ließen sich selbst einige Collegen Deresers aus Eifersucht auf den gelehrten und geachteten deutschen Professor in diese häßlichen Umtriebe hineinziehen.

Es wurde nun nach längern Verhandlungen zwischen der Luzerner Regierung und dem Generalvicariat zu Konstanz, das sich des so ungebührlich verdächtigten wackern Mannes mit aller Entschiedenheit annahm, die ganze Angelegenheit zur Entscheidung an den Fürstenprimas gebracht. Dieser setzte zur nähern Untersuchung eine eigene Commission nieder, und gab „nach sorgfältiger Prüfung und Erwägung aller Umstände eine Erklärung ab, wie sie die Gerechtigkeit gegen Dereser und die Zurückweisung so heimtückisch angezettelten Parteibestrebungen“ forderten. —

Dereser, für den die guten Früchte seines Wirkens das beste Zeugniß ablegten, blieb seiner Stellung erhalten bis zur Trennung der Schweiz vom Bisthum Konstanz. Wer den anspruchslosen Mann auch nur aus seinen Schriften kennt, namentlich aus seinem heute noch geschätzten und in katholischen Familien vielgelesenen biblischen Lehr- und Erbauungsbuch, dem sogen. „deutschen Brevir“, wird sich billig wundern, wie ein

so frommer, übrigens streng kirchlich gesinnter Mann, wie Dereser in der That war, der Irrgläubigkeit beschuldigt, und gegen Wessenberg, weil er ihn nach Recht und Pflicht in Schutz nahm, später deshalb die Anklage erhoben werden konnte, er habe gegen das Papstthum conspirirt! —

Der Schlüssel hierzu dürfte lediglich in dem neu eingeführten Lehrobjecte, der Bibelerklärung, zu suchen sein, die dem Msgr. Testaferrate — nach der einigen Schülern in ihrer Eingabe an den Luzerner Erziehungsrath in den Mund gelegten Ansicht — für die Sache, die er vertrat, als bedenklich und gefährlich erscheinen mochte.

Der Gedanke einer Trennung der Schweiz vom Bisthum Konstanz, dem sie seit Einführung des Christenthums angehört hatte, war ebenfalls ein Samenkorn der Nuntiatur in Luzern, wodurch diese die Wessenbergische Aussaat in der Schweiz am wirksamsten zu vernichten hoffen konnte. Nach dem mißlungenen Angriff auf die Luzerner Lehranstalt beredete der Nuntius die Landleute in den drei Urkantonen Schwyz, Uri und Unterwalden, ihre Angehörigen vom Besuch jener Schule abzuberufen. Dort fand auch sein eifrig bebtriebener Plan einer Lostrennung vom Bisthum Konstanz zunächst günstigen Boden, indem er die Vortheile eines eigenen Bisthums nachwies und behauptete: Der Papst habe ihn aus väterlicher Fürsorge für die Schweiz bereits mit den nöthigen Vollmachten versehen [1]).

[1]) Es stellte sich indessen im weitern Verlaufe der Verhandlungen heraus, daß der Nuntius damals (Januar 1813) noch keine päpstliche Vollmacht in Händen hatte. Als die Gesandten der drei Urkantone im Juni zur Tagsatzung nach Zürich reisten, sprachen sie bei dem Nuntius in Luzern ein, und baten um eine Abschrift der päpstlichen Vollmacht, um sie auf der Tagsatzung zur Betreibung der Lostrennung vom Bisthum Konstanz benutzen zu können. Sie erhielten zur Antwort: Die Vollmachten seien auf dem Wege, und würden bald ankommen, wenn nicht, so werde die Nuntiatur selbst in der Sache vorfahren! Auch einige Wochen später, als in Zürich die Errichtung eigener Bisthümer zur Sprache ge-

Die übrige Schweiz, zumal der katholische Vorort Luzern, zeigte sich indeß anfangs wenig geneigt, auf das Ansinnen des Nuntius einzugehen. Die Luzerner Regierung erklärte offen: Nach ihrem Dafürhalten sei unter den gegenwärtigen Umständen ein auswärtiger Bischof für die innere Ruhe und die Freiheit der Schweiz weit zuträglicher, als ein einheimischer, der leichthin nur ein gefügiges Werkzeug der Nuntiatur sein würde. So überwog das Vertrauen auf Wessenberg und seine wohlthätige Wirksamkeit in der Schweiz damals noch bei der Mehrzahl der Männer, in deren Hände die Leitung der Eidgenossenschaft vorzugsweise ruhte, jede andere Rücksicht.

Dagegen suchte der Nuntius den Fürstenprimas, als dieser im Oktober 1813 von Konstanz nach der Schweiz entwich, durch Versprechungen und Vorstellungen aller Art für seine Plane zu stimmen und ihn zu bereden, seine bischöflichen Rechte über die Schweiz in die Hände des Papstes niederzulegen. Nur die ernstlichsten Vorstellungen Wessenbergs vermochten den damals tiefgebeugten und leicht bestimmbaren Fürstenprimas von einem so unzeitigen Schritte zurückzuhalten.

Zugleich hatte der schlaue römische Prälat dem Fürsten bei dessen Anwesenheit in Luzern eine Verbalnote zugestellt, worin in den heftigsten Ausdrücken gegen Wessenbergs ganze bisherige Verwaltung des Bisthums Beschwerde erhoben wurde. Dalberg nahm die Schrift an, und ließ nach seiner Rückkehr nach Konstanz (Decbr. 1813) durch das Ordinariat eine auf die Acten gestützte Beleuchtung und Widerlegung der Anklagen fertigen, die er dann als seine Antwort an die Nuntiatur abgehen ließ. Wessenberg hatte an diesen Vorgängen keinerlei persönlichen Antheil genommen. Menschen und Dinge richtiger würdigend, hatte er übrigens dem Fürsten vorausgesagt, daß dessen Antwort,

---

bracht wurde, war das erwartete päpstliche Felleisen noch jenseits der Alpen. —

wie wohlbegründet sie auch sei, weder zur Umstimmung des Nuntius noch überhaupt zur Beilegung des Streites etwas beitragen werde, nachdem der Fürst einmal mit jenem sich eingelassen hätte.

Wessenberg sollte Recht behalten; die schlimmen Folgen des Zusammentreffens des Fürsten mit dem päpstlichen Nuntius entwickelten sich immer mehr. Dalberg zeigte sich seit seiner Rückkehr nach Konstanz seinem Freunde gegenüber sichtlich beklommen und verlegen; eine schwere Sorge schien auf seinem Herzen zu lasten. Doch erst zu Anfang des folgenden Jahres (1814) rückte der Fürstprimas mit seinen Gedanken heraus. „Er habe", eröffnete er jetzt an Wessenberg, „zu Luzern, vom Nuntius gedrängt, aus Liebe zum Frieden, diesem die Zusage gegeben, für die Schweiz einen besondern Generalvicar zu bestellen; immer dringender werde er jetzt von Jenem an die Sache erinnert." Wessenbergs Nachfolger in der Schweiz sollte ein Mann der aristokratischen Reaktionspartei (Probst Göldlin zu Bernmünster) werden, der zugleich bei der Nuntiatur im besten Geruch stand.

Auf diese Eröffnung hin fühlte sich Wessenberg verpflichtet, mit aller Freimüthigkeit sein Bedenken gegen einen solchen Plan auszusprechen und es in einer schriftlichen Eingabe an den Fürsten zu begründen. Zugleich bot er diesem, wenn er auf seinem Vorhaben bestände, seine Entlassung an. — „Ich war überzeugt", bemerkt Wessenberg, „daß die Bestellung eines eigenen Generalvicars in der Schweiz, zumal in einer solchen Person, nicht nur den Untergang aller von mir mit Mühe bewirkten Verbesserungen herbeiführen, sondern auch die Bisthumsverwaltung selbst allmälig ganz in die Gewalt und Hände der Nuntiatur überliefern würde. — Meine Vorstellungen waren so nachdrücklich und bestimmt, daß der Fürstprimas deutlich einsehen mußte, der Ausführung seines Vorhabens würde meine Amtsniederlegung auf der Ferse folgen."

Diese entschiedene Haltung Wessenbergs bestimmte den Fürstenprimas, von seinem Vorhaben abzustehen. Er zog sich bald nachher nach Regensburg zurück, die Schweiz mit ihren kirchlichen Anliegen sich selbst, oder vielmehr den Umtrieben der Nuntiatur überlassend. Diese erhielt an der mit dem Sturze Napoleons wieder erstarkten aristokratischen Partei einen mächtigen Verbündeten. Wessenberg, der die Drangsale der politischen Parteiung, welcher die Schweiz jetzt wieder nach dem Sturze der Bundesverfassung anheimgefallen war, nicht noch durch kirchlichen Zwiespalt gesteigert sehen mochte, beschloß, sich jeder Einmischung zu enthalten. So erfolgte denn später der päpstliche Machtspruch, der, ohne die historischen Rechte des Bischofs von Konstanz weiter zu beachten, das altehrwürdige Band zerriß, das die Mehrheit der Schweizerkantone an einen der ältesten Mittelpunkte kirchlicher Gemeinschaft im obern Deutschland über ein Jahrtausend hindurch geknüpft hatte, und zwar nicht um dem losgetrennten Theil zu größerer Selbstständigkeit seines kirchlichen Lebens zu verhelfen, vielmehr um dies von der römischen Curie und ihrer Einmischung noch abhängiger zu machen.

Wessenberg hat daher auch nicht so fast diese eigenmächtige Lostrennung, als weit mehr den Umstand stets beklagt, daß das Land, das er liebte, keinen heilsamen Ersatz durch eine feste zweckmäßige kirchliche Einrichtung erhalten hatte. Der Fürstprimas, meinte er, hätte durch festen Willen und energisches Entgegentreten hier viel Schlimmes verhüten und manches Gute vorsehen können.

Die oft haltungslose Schwäche, der Dalberg seit dem Umschwung des Jahres 1813 verfallen war, entreißt dem Freunde die schmerzliche Klage: „Wohlmeinend, wie Dalberg war, wollte er Allen gerecht sein, und ward es Niemand, wollte Alle befriedigen, und befriedigte Niemand, weil er sich

in Widersprüche verwickelte, die er nimmer zu lösen vermochte. Alle meine Bemühungen, ihn vor diesem Labyrinth zu behüten, waren vergeblich. Dies fiel mir doppelt schmerzlich!" —

Drittes Kapitel.

Wessenbergs Nachfolge im Bisthum Konstanz. Reise nach Rom.

1817.

Am 10. Februar 1817 hatte Dalberg, 75jährig, sein vielbewegtes, prüfungsvolles Leben beschlossen. Die Hand des Todes hatte ihn sanft doch unerwartet berührt. Wessenberg, der die Trauerpost drei Tage nachher in Konstanz erhielt, ward tief betrübt. Denn er liebte innig den Freund, mit dem ihn gleiches Streben für das Leben verbunden hatte, und ehrte den Mann, und damit sich selbst, durch noch offenere treue Anhänglichkeit, seit der einst Mächtige am Abend seines Lebens das gewöhnliche Menschenloos kosten mußte, sich von Vielen, die ihn einst priesen, geschmäht, und von den Meisten, die früher ihm oder vielmehr seinen reichen Mitteln huldigten, verlassen zu sehen. —

Der Fürstprimas hatte schon im Jahr 1814 Wessenberg zu seinem Coadjutor für das Bisthum Konstanz ernannt. In der von ihm hierüber ausgestellten Urkunde drückt er zugleich den sehnlichen Wunsch und die Erwartung aus, „daß die bei der Besetzung des bischöflichen Stuhls Betheiligten der Nachfolge Wessenbergs im Bisthum ihre Zustimmung ertheilen werden." Dies war auch sofort von der Großherzoglich Badischen Regierung geschehen, nachdem ihr Dalberg die bezüglichen Mit-

theilungen gemacht hatte. Auch das Domcapitel von Konstanz hatte einstimmig seine canonische Zustimmung ertheilt.

Von dem unter Beachtung aller rechtlichen Forderungen und canonischen Vorschriften vollendeten Wahlacte machte der Fürstprimas dem römischen Hofe Eröffnung mit der Bitte, denselben zu bestätigen, damit für den Fall der Erledigung des Bisthums Fürsorge getroffen sei. Rom schwieg; es erfolgte keine Antwort. So beruhte die Sache auf sich bis zum Hintritt des Fürstenprimas.

Auf die Nachricht vom Tode Dalbergs trat das Konstanzer Domcapitel von neuem zusammen, und erwählte den Coadjutor Wessenberg bereits am 17. Febr. gemäß der bestehenden kirchlichen Vorschriften einstimmig zum Verweser des Bisthums. Die Badische Regierung gab auch zu diesem Wahlacte ihre volle Zustimmung. Auch dem Papste wurde durch das Domcapitel — denn Wessenberg war dem ganzen Hergange fern geblieben — sofort die gebührende Anzeige gemacht.

Als Antwort erfolgte ein an das Domcapitel gerichtetes päpstliches Breve vom 15. März, worin unter derbem Verweis die getroffene Wahl verworfen, und die eines Andern, „der in besserm Rufe stehe", anbefohlen wurde, mit dem Anfügen, daß kein päpstliches Gericht eine von „dem Baron von Wessenberg" vorgenommene Handlung oder ein von ihm erlassenes Schreiben beachten werde.

Es ist bezeichnend für die leidenschaftlichen Urheber dieses römischen Verfahrens, daß das gedachte Breve zuerst und ehe es an seine Adresse gelangte, in schweizerischen Blättern, die unter der Inspiration des Nuntius von Luzern standen, vollständig zu lesen war. Auf diesem Wege war das Schreiben auch zuerst zur Kenntniß der Badischen Staatsregierung gelangt. So hatten die Denuncianten in der Freude ihres Triumphes selbst jede schickliche Rücksicht hintangesetzt.

Aber man hatte es mit einem deutschen Fürsten zu thun,

der seine Würde und die Rechte seiner Angehörigen in gleich entschiedener Weise zu wahren stets entschlossen sich zeigte. Großherzog Karl versagte dem päpstlichen Breve jede Wirksamkeit in seinem Lande, und ließ dies öffentlich bekannt machen. Hiervon setzte das Domcapitel die päpstliche Curie in einem zweiten Schreiben in Kenntniß, worin jene geistliche Behörde — (auch der gegenwärtige Erzbischof von Freiburg zählte damals zu deren Mitgliedern) — zugleich die getroffene Wahl in sehr bestimmten Ausdrücken zu rechtfertigen und aufrecht zu erhalten den Muth hatte.

In Rom schien man den begangenen Fehler zu erkennen. Der Nuntius Testaferrate erhielt in der Person des Erzbischofs von Chalcedon, Carlo Zen, einen vorsichtigern Nachfolger. Dieser erschien im Juni in Karlsruhe, um dem Großherzog ein eigenhändiges Schreiben Sr. Heiligkeit (dat. vom 21. Mai) zu überreichen, worin in sehr verbindlichen und schmeichelhaften Ausdrücken das Ansuchen gestellt ward, daß die Vollziehung des an das Domcapitel zu Konstanz gerichteten Breve's nicht länger behindert werden möge; „denn es seien", so suchte man das Begehren zu motiviren, „aus ganz Deutschland Beschwerden über die irrigen Lehren, das böse Beispiel und die verwegenen Bestrebungen Wessenbergs eingelaufen."

So allgemeine Anschuldigungen, durch keine Thatsachen belegt, konnten nur Erstaunen erregen. Der Großherzog, der den Nuntius in Gegenwart seiner Minister empfing, äußerte daher gegen jenen sein Befremden über den Inhalt des überbrachten Schreibens, mit der Erklärung, daß er unter solchen Umständen außer Stand sei, dem gestellten Ansuchen zu willfahren, sich aber vorbehalte, dem Papst selbst zu antworten. Zugleich gab man dem Nuntius zu verstehen, daß man sich vorerst in keine weitere Unterhandlungen mit ihm über diesen Gegenstand einlassen könne.

In der Antwort des Großherzogs an den Papst (vom

16. Juni) wurde in sehr bestimmten Ausdrücken auf das Unstatthafte des römischen Verfahrens, einen allgemein geachteten Mann ungehört und ohne Angabe spezieller Gründe zu verurtheilen, aufmerksam gemacht, und erklärt, daß die provisorische Verwaltung des Bisthums bis zur etwaigen Verurtheilung in den Händen des unter Beachtung aller canonischen Vorschriften Gewählten verbleiben müsse. Zugleich wurde in Bezug auf die Behauptung des Breve's, als ob Konstanz zu jenen Diözesen gehöre, die der Nuntiatur zu Luzern untergeordnet seien, bemerkt: Daß die deutschen Länder dieses Bisthums im Genusse der deutschen Freiheiten und Gesetze seien, und zu keiner Zeit irgend einer Nuntiatur angehört hätten. —

Das schon der Form nach höchst verletzende Verfahren Roms, einen Mann, auf dem die allgemeine Verehrung und Anerkennung für sein wohlthätiges Wirken ruhte, ungehört und ohne weitere Angabe thatsächlicher Gründe zu verdammen, hatte in ganz Deutschland eine ungeheuere Sensation und die Theilnahme der Besten der Nation hervorgerufen. Schriften wurden hin und her gewechselt. Mit Ausnahme Solcher, die Roms Diktate als Orakelsprüche hinzunehmen stets gewillt sind, stand die gesunde öffentliche Meinung in Deutschland entschieden zu Wessenberg.

Je heftiger aber, zumal in den Tagesblättern, ein Kampf der Federn entbrannte und hierin — nach deutscher Weise — der Eifer für die Sache sich zu erschöpfen drohte, desto mehr überzeugte sich Wessenberg, daß die Zeit zum Handeln gekommen. Er eröffnete persönlich dem Großherzog seinen Wunsch und Entschluß, nach Rom zu reisen, um dort selbst eine Sache zu führen und ihr zu Recht zu verhelfen, die längst keine persönliche mehr war. Der ritterliche Fürst verstand den Mann, und billigte gern dessen Entschluß. Nicht so die meisten Freunde Wessenbergs und seiner Sache. Viele fürchteten — und bei dem tödtlichen Haß der Partei und der damaligen Zeitlage nicht ganz

ohne Grund — für die persönliche Sicherheit des Freundes und glaubten diesen dringend abmahnen zu müssen. Andere vermochten die argwöhnische Besorgniß nur schwer niederzuhalten, es könne, wie schon so Manchem, der als wackerer Mann über die Alpen gezogen, auch Wessenberg in Rom, wo man die Kunst des Menschenfanges so meisterhaft verstehe, Menschliches begegnen und dieser dadurch für die gute Sache verloren gehen. —

Wessenberg ließ sich durch solche Stimmungen und Befürchtungen, die selbst am badischen Hofe ihren Ausdruck fanden, weder entmuthigen noch beirren. Sein Entschluß stand fest; er schien ihm durch die ganze Lage der Dinge und zur Förderung der höheren Interessen, deren er sein Leben gewidmet, nothwendig geboten. Hören wir ihn selbst über die Motive, die ihn zur Reise nach Rom bestimmten.

„Den Charakter meiner deutschen Landsleute", sagt Wessenberg, „hatte ich aus der Geschichte und aus meiner Lebenserfahrung hinlänglich kennen gelernt. Eine Thatsache kann sie plötzlich in Begeisterung versetzen, eine rechtlose Mißhandlung kann ihr Gefühl auf's Tiefste empören. Aber haben sie einmal mit Freimuth ihren Gefühlen Luft gemacht, so bilden sie gar leicht sich ein, ihrer Pflicht genügt und den Anforderungen des Tages entsprochen zu haben. Vergeht dann einige Zeit, ohne daß jene Thatsache wieder durch neuen Anstoß in ihrer Erinnerung aufgefrischt wird, so verliert sie sich bald in der Strömung der gewöhnlichen Tagesereignisse, ohne daß man sie weiter beachtet. Die edelsten Unternehmungen der Deutschen sind jederzeit mißglückt, wenn die Gegner es nur dahin zu bringen wußten, daß sie in das Geleis des althergebrachten förmlichen Schlendrian hineingeleitet wurden, der dann die Sache in unabsehbare Weite hinausspann, die Gemüther erkältete und die Theilnahme ermüdete. Insbesondere war dies in kirchlichen Dingen jederzeit der Fall. Rom brauchte die begründetsten und drin-

gendsten Beschwerden der deutschen Nation nur hinauszuziehen und zu verschleppen, und es hatte gewonnen."

„Der Kaltsinn", bemerkt er weiter, „womit die Diplomatie im Ganzen meinen wiederholten Aufruf zur gemeinsamen Berathung einer der Civilisation und Interessen des deutschen Volkes angemessenen Neubegründung seiner kirchlichen Zustände begegnete, bewies mir, daß von dieser Seite so gut wie Nichts zu erwarten sei, wenn nicht die öffentliche Meinung sie aus ihrem Schlummer egoistischer Täuschung aufweckte. Nun war Roms Verfahren gegen mich eine Thatsache, die auf die öffentliche Meinung ihre Wirkung nicht verfehlte. Es kam nur darauf an, diese Wirkung nicht erschlaffen zu lassen, und so konnte sie zu einem lebenskräftigen Anknüpfungspunkt werden, um dem Kirchenwesen in Deutschland einen Geist und eine Richtung zu geben, welche dem Bedürfniß und der Wohlfahrt der Gesellschaft gleich sehr entsprechend wären. Jene Thatsache war jedoch zu wenig aufgehellt, als daß ihr Eindruck von nachhaltiger Dauer sein konnte. Um sie aber in's gehörige Licht zu setzen, war erforderlich, daß dem römischen Hof die Möglichkeit benommen werde, sein Verfahren gegen mich bloß mit allgemeinen unerwiesenen Beschwerden zu verschleiern, welche der Böswilligkeit und dem Stumpfsinn den weitesten Spielraum ließen, sie mit den gehässigsten Farben auszumalen, und dadurch meine Person und mein Handeln des Schlimmsten zu verdächtigen."

„Wie konnte man aber hoffen, den römischen Hof zu nöthigen, mit der Darlegung der wahren Ursache seines Verfahrens ohne Rückhalt herauszurücken? Ich war vollkommen überzeugt, daß dies niemals geschehen würde, wenn ich nicht durch persönliches unerschrockenes Auftreten in Rom einen auffallenden Beweis von dem eigenen Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit ablegte, und zugleich es vom Papst als einen Act der Gerechtigkeit in Anspruch nehme, mir die umständliche Anklageacte vor Augen legen zu

lassen, damit ich mich vor aller Welt darüber aussprechen könne. Ich war mir zum Voraus bewußt, daß diese Anklageacte lautér Angaben enthalten würde, die entweder auf Entstellung des wahren Sachverhalts beruhten, oder aber nur dazu dienen würden, den Geist der Anmaßung des römischen Hofs und seiner Organe in's hellste Licht zu setzen. Ließe sich der römische Hof durch meine redlichen Auskünfte und Erklärungen eines bessern belehren, desto erwünschter würde es sein; wo nicht, so bekäme man in Deutschland desto begründetern Anlaß, für die guten Rechte der deutschen Kirche mit Nachdruck aufzutreten."

„Ich hütete mich indessen wohl", fügt Wessenberg bei, „den Herren Politikern diese Ansichten und Ueberzeugungen, welche den wahren Beweggrund meines Schrittes ausmachten, zu entfalten; sie hätten mich nur mißverstanden. Da man einmal in der Welt gewöhnt ist, bei allen Handlungen eigennützige Triebfedern zu vermuthen und vorauszusetzen, so ließ ich ihre Meinung unberührt, daß ich durch meine Reise nach Rom meine persönlichen Interessen zu fördern gedenke."

Ende Juni 1817 trat Wessenberg, nachdem er sich beim Großherzog auf seinem Schlosse zu Baden beurlaubt hatte, von Konstanz aus seine Römerfahrt an. Zum Reisegefährten hatte er sich den geistlichen Rath Dr. Burg (nachherigen Bischof von Mainz), einen erfahrenen, in den Geschäften wohlgeübten Mann, erwählt, auf den er um so mehr hielt, als dieser alle seine Anstellungen ihm zu verdanken hatte. Jener, durch seine Gelehrsamkeit und freisinnige Richtung geschätzte Mann, der das Vertrauen der Badischen Regierung wie der Landesgeistlichkeit in gleichem Maße besaß, sollte gleichsam der Zeuge seines Benehmens sein.

Wir folgen hier über den fernern Verlauf hauptsächlich dem Reisebericht Wessenbergs, den wir im Auszug meist mit dessen eigenen Worten hier mittheilen wollen.

Die Reisenden nahmen den kürzesten Weg über den Bren=

ner, Verona, Bologna nach Florenz, wo sie am 9. Juli ankamen. Hier mußte ein kurzer Aufenthalt gemacht werden; denn der eben dort weilende Fürst Metternich wollte vorerst Wessenberg nicht weiter ziehen lassen. Der Fürst unterhielt sich wiederholt und umständlich mit diesem über den Stand der kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland, und theilte ihm die neuesten Berichte darüber mit. Bitter beklagte sich Metternich über die große Undankbarkeit des römischen Hofes, der doch seine Wiedereinsetzung zu einem guten Theil Oestreich zu verdanken habe. Die römische Curie erschwere den Gang der östreichischen Regierung in Oberitalien in aller Weise; durch seinen Widerspruch gegen die Bekanntmachung des Ehepatents, eines bürgerlichen Gesetzes, das seit Kaiser Josephs II. Zeit in der ganzen Monarchie bestehe, rege Rom die Gemüther der Italiener auf, und drohe selbst mit dem Banne, während doch das früher bestandene französische Ehegesetz weit gewichtigeren Einwendungen Raum geboten hätte. Vollends unerträglich sei die übermüthige Forderung, daß die in der Lombardei und im Venezianischen neuernannten Bischöfe sich persönlich in Rom zur Prüfung stellen sollten. Doch der Kaiser, versicherte der Fürst, sei fest entschlossen, in diesen Punkten nicht nachzugeben. —

Schwerlich wird Wessenberg beigetragen haben, den östreichischen Staatsmann hierin wankend zu machen. Metternich gab seinem Vetter sehr dringende Empfehlungsschreiben an den kaiserlichen Botschafter in Rom, den Fürsten Kaunitz, mit, ebenso ein eigenhändiges Schreiben an den Cardinal Consalvi, um diesem seine lebhafte Theilnahme für Wessenberg auszudrücken.

Am Nachmittag des 18. Juli fuhren die Reisenden durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt ein. Sie nahmen in dem Palast Doria auf dem Venezianischen Platz ihr Absteigquartier, das der hannoverische Gesandte, Baron v. Ompteda, ein Freund Wessenbergs, bereits für diesen bestellt hatte.

„Noch am nämlichen Abend“, erzählt Wessenberg, „kamen einige Herren von der östreichischen Botschaft, um uns zu begrüßen, unter ihnen Graf Palfy, Hofrath Jüstel, Referent bei der kaiserlichen Hofkanzlei in geistlichen Angelegenheiten, welcher der schwebenden Unterhandlungen wegen nach Rom geschickt worden war. In starken Ausdrücken bezeigten diese mir ihr Erstaunen über das Wagstück meines Kommens, indem gewisse römische Geschäftsmänner und Prälaten im höchsten Grad gegen mich aufgebracht seien, und ich mich des Schlimmsten versehen dürfe, zumal der Schutz der Gesandtschaften keine Sicherheit gegen Banditen gewähren könne.“

„Diese Aeußerungen machten gar keinen Eindruck auf mich. Mit Verdankung ihrer Theilnahme versicherte ich sie, daß ich ihre Befürchtungen nicht theilen könne; ich stände unter der Aegide des allgemeinen Völkerrechts, sei übrigens bereit, für die gute Sache, der ich diene, jeder Gefahr mich bloßzustellen. Was ich besorge, sei nicht eine Gewaltthat, wohl aber die Verschmitztheit der Gegner.“ —

Schon am folgenden Tag setzte der östreichische Botschafter, Fürst Kaunitz, der sich Wessenbergs während des ganzen römischen Aufenthalts auf's freundlichste annahm, den Cardinal Staatssekretär Consalvi von dessen Ankunft in Kenntniß, und bat um Bestimmung des Tags und der Stunde, wo er Wessenberg empfangen wolle. Consalvi erklärte sogleich schriftlich seine Bereitwilligkeit, den „Baron von Wessenberg“ den 20. Juli um 11 Uhr zu empfangen. Ueber diese erste Zusammenkunft mit dem Leiter der römischen Curie berichtet Wessenberg in folgender Weise:

„Mein Empfang im Quirinal, wo der Cardinal als Staatssekretär eine weitläufige Wohnung neben dem Papst inne hatte, war ziemlich freundlich. Nachdem Jener die Briefe, die ich ihm zu übergeben hatte, gelesen, äußerte er jedoch: Er müsse annehmen, daß ich in keiner andern Absicht nach Rom gekommen

sei, als um mich der erklärten Willensmeinung des hl. Vaters zu unterwerfen.“ —

„Ich erwiederte: Er werde aus den übergebenen Schreiben ersehen haben, daß meine Absicht dahin gehe, Sr. Heiligkeit in Person alle Aufklärungen zu geben, um den Werth der in dem Breve an das Domcapitel zu Konstanz enthaltenen Anschuldigungen zu beurtheilen, und von meiner wahrhaft katholischen Gesinnung sich zu überzeugen. Da aber jene Anschuldigungen in sehr allgemeinen Ausdrücken gefaßt seien, so müsse ich wünschen, die Thatsachen, worauf sie sich gründen, zu vernehmen, um mich deshalb rechtfertigen zu können.“ —

„Nachdem der Cardinal zugesagt, daß er Se. Heiligkeit sogleich von meiner Absicht benachrichtigen wolle, äußerte ich den Wunsch, selbst dem hl. Vater vorgestellt zu werden, was Jener in Erwägung zu ziehen versprach, wie meiner Bitte etwa entsprochen werden könne.“

„Weiter konnte ich es in dieser ersten Conferenz nicht bringen. Doch versicherte der Cardinal schließlich, sich mit Förderung meiner Angelegenheit ernstlich beschäftigen zu wollen. Am 24. Juli schrieb ich an ihn, um mir eine zweite Unterredung auszubitten. Denn mir lag daran, zu vernehmen, wie Pius VII. mein Erscheinen in Rom aufgenommen habe, und wie er die Sache verhandelt wissen wolle. Der Cardinal entschuldigte sich mit Unwohlsein und mit den Geschäften des auf den 25. Juli angesetzten Consistoriums, lud mich aber auf den darauf folgenden Tag zu sich ein.“

„In dieser zweiten Audienz sagte er mir mit Zeichen einiger Verlegenheit: Er wisse nicht, in welcher Weise mein Wunsch, dem hl. Vater vorgestellt zu werden, erfüllt werden könne. Denn in welcher Eigenschaft solle dies geschehen? — Ich meinte, dies könne keine Schwierigkeit machen, da von Titeln bei diesem Anlaß Umgang genommen werden könne;

übrigens wolle ich diese Sache ganz seinem Ermessen überlassen."

„Dagegen erneuerte ich mit Nachdruck mein Begehren, eine detaillirte Mittheilung der Thatsachen zu erhalten, die mich in Stand setzen würde, die zu meiner Rechtfertigung dienenden Auskünfte zu geben. Da erwiderte Consalvi: Es läge in den Archiven eine solche Menge von Anschuldigungen vor, daß es eine weitläufige Arbeit erfordere, auch nur die wichtigern zusammenzustellen; noch täglich regneten solche aus Deutschland nach Rom, und zwar von sehr angesehenen Personen. — Um so mehr, versetzte ich, muß ich mit Dringlichkeit auf dem Begehren ihrer Mittheilung bestehen, diese Gerechtigkeit könne man mir wohl nicht versagen. — Der Cardinal versprach, daß man mit der Zusammenstellung sich beschäftigen werde."

„Es verstrich indeß eine Woche nach der andern, ohne daß mir eine Mittheilung zukam. Von Zeit zu Zeit bat ich den östreichischen Botschafter, den Cardinal dazu anzutreiben. Auch schrieb ich (am 8. August) an den Fürsten Metternich zu gleichem Zweck, wobei ich diesem bemerkte: Consalvi entschuldige sich damit, daß die Redaktion in einer so zarten Sache viele Zeit erfordere. Aber es dringe sich hier von selbst der Gedanke auf, daß eine genaue Redaktion der Beschwerden billigerweise schon hätte vorliegen sollen, bevor die Verwerfung meiner Person ausgesprochen wurde."

„Inzwischen erfuhr ich, daß in dem Sekretariat der römischen Kanzlei die Ansichten über die Frage: Ob man mir die Beschwerden mittheilen solle, sehr getheilt waren, und daß einer der bejahrtesten und erfahrensten Officianten kopfschüttelnd eine solche schriftliche Mittheilung als sehr bedenklich mißrathen habe. Der Mann meinte: Man müsse die Sache bloß mündlich abthun. Vielleicht gingen seine Gedanken dahin, ein Verhör mit mir vorzunehmen. Consalvi sah aber wohl ein, daß ich mir eine solche Procedur nicht würde gefallen lassen. Er entschied

sich daher für schriftliche Mittheilung, und es handelte sich nur noch darum, eine angemessene Auswahl der Klagepunkte zu treffen."

„Der Papst selbst", wie ich aus guter Quelle erfuhr, „hatte das Concept der mir zu machenden Eröffnung zu sich genommen, und verbarg es unter sein Kopfkissen. Er zögerte Wochen lang, bis er sich entschloß, es zur Ausfertigung herauszugeben!"

„Endlich am 2. Sept. (43 Tage nach meiner ersten Audienz) wurde mir die Note, welche die Beschwerden enthielt, vom Staatssekretär zugefertigt. Mehrere waren mir bereits aus früheren Verhandlungen bekannt; zugleich mußte ich aber über die Menge grober Verläumdungen und Lügen erstaunen, die man in Rom für baare Münze genommen hatte."

„Schon am 3. Sept. erbat ich mir vom Cardinal eine Audienz, um ihm vorläufig mündlich über das Einzelne Auskünfte zu geben, die ihm zeigen würden, wie weit meine Gesinnungen von denjenigen verschieden seien, welche die Angeber mir anzudichten sich nicht scheuten. Consalvi beschied mich auf den 5. Sept. zwischen 6 und 7 Uhr Abends. Er empfing mich mit Zeichen wohlwollender Theilnahme. Die Unterredung dauerte mehrere Stunden. Wir gingen die ganze Reihe der Beschwerden durch. Der Cardinal hörte meine Bemerkungen aufmerksam an, machte manchmal Einwendungen, die ich sogleich zu widerlegen mich befließ. Ich versicherte ihn, die Beschwerden, wie sie vorlägen, würden, wären sie in Deutschland bekannt, einen Eindruck hervorbringen, der für die römische Curie höchst unvortheilhaft sein würde. . . . . Was aber die vielen verläumderischen Angaben betreffe, auf welche die Beschwerden sich stützen, so sei es mir unbegreiflich, wie man ihnen habe Glauben schenken können, ohne mich darüber vorerst vernommen zu haben. Der Cardinal bemerkte: Es seien lauter achtungswürdige, angesehene Personen. — Dem sei, wie es wolle, erwiderte ich, so könne mir doch das Recht nicht abgesprochen werden, daß sie mir alle

namhaft gemacht würden. Freilich müßte ich dann meine Regierung davon in Kenntniß setzen, und diese würde ohne Zweifel ein Rechtsverfahren gegen die Verläumder anordnen. Doch diesem widerstrebe meine persönliche Denkart; seinen Feinden zu verzeihen gebiete der Geist meiner Religion und meines Berufes. Dagegen glaubte auch ich von der frommen Denkart Sr. Heiligkeit erwarten zu dürfen, daß solchen Angebern nicht mehr Zutrauen geschenkt werde, als meinen Versicherungen." —

„Alles dies bemerkte ich dem Cardinal bloß, um ihn auf meine schriftliche Antwort, die ich bald möglichst abzugeben gesonnen war, vorzubereiten. Der Eindruck auf ihn schien durchaus günstig, und er lenkte zuletzt das Gespräch in vertraulichem Ton auf die Schwierigkeit der Stellung des Kirchenhaupts. Das Leben des Papstes, bemerkte er unter anderm, ist nichts weniger als beneidenswerth. Er hat nichts als Kummer und Sorgen, und verzichtet dabei auf alle Annehmlichkeiten. Er entbehre alles Umgangs, außer den mit Geschäftsmännern; sogar seine spärliche Nahrung nehme er allein zu sich. — Aber, bemerkte ich, warum thut dies der hl. Vater? Warum umgibt er sich nicht, wie mancher seiner Vorfahren, in Mußestunden mit gelehrten und geistreichen Männern verschiedener Stände? Warum genießt er nicht im Freien der schönen Natur? Sie z. B., Herr Cardinal würden als Papst sich dies Alles gewiß nicht versagen! Das sei ferne, rief Consalvi, daß ich je Papst werde! Dies liegt gar nicht in meinen Wünschen. Papst zu sein, ist das bedauernswürdigste Loos. — Aber es käme, versetzte ich scherzend, am Ende doch nur darauf an, wie Sie es einrichten würden." —

Schon am 12. Sept. übersandte Wessenberg dem päpstlichen Staatssekretär seine schriftliche Beantwortung der gegen ihn erhobenen Beschwerden. Mit größter Ruhe beleuchtete er die einzelnen Punkte, von jeder doctrinellen Behandlung und von Verfechtung von Prinzipien, was hier doch zu keinem Ergebniß

hätte führen können, Umgang nehmend. Er wollte blos die Thatsachen für sich sprechen lassen, indem er sie auf ihren wahren Gehalt zurückführte, um für jeden Unbefangenen die handgreiflichen Entstellungen der Angeber in's rechte Licht zu stellen, und zugleich darzuthun, daß ihn bei seiner bisherigen Wirksamkeit keinerlei principiell feindselige Gesinnungen gegen den römischen Stuhl geleitet haben. In dem Begleitungsschreiben an Consalvi bemerkte er diesem: „Ich habe lediglich nach der Eingebung meines Gewissens und nach meinem aufrichtigen Wunsch, den hl. Vater zu befriedigen, gesprochen; anders kann ich nicht, doch bin ich zu weiteren thatsächlichen Erläuterungen, wenn man sie verlangen sollte, erbötig."

Der Papst hatte Wessenbergs Beantwortung selbst zu Händen genommen, und hatte dann eine eigene Congregation von Cardinälen niedergesetzt, um jene in Erwägung zu ziehen. Am 18. Oktober erfolgte in einer Note des Cardinalstaatssekretärs die kurze, nur durch einige Bemerkungen motivirte Antwort: „Die gegebenen Erklärungen hätten Se. Heiligkeit nicht befriedigt." —

In einer darauf folgenden mündlichen Unterredung bat Wessenberg den römischen Staatssekretär, im Vertrauen ihn wissen zu lassen, was man denn eigentlich von ihm verlange, da dies in keiner der Noten bestimmt ausgesprochen sei. Consalvi erwiderte: Er selbst sei nicht ganz durch die gegebenen Erklärungen befriedigt; der Papst und die Congregation seien es aber noch weniger. Ganz im Vertrauen, nicht als Staatssekretär, wolle er Wessenberg eröffnen: Die meisten Mitglieder der Congregation hielten ihn für einen entschiedenen Gegner des päpstlichen Stuhls, und eben deswegen habe man Bedenken getragen, einen bestimmten Antrag zu machen, sondern zweckmäßiger erachtet, den gegebenen Erklärungen blos Bemerkungen entgegenzustellen, denn man ziehe einen offenen Gegner einem heimlichen Feinde vor. „Er", fügte der Cardinal hinzu, „sehe

nicht ein, warum Wessenberg nicht eine Erklärung, die öffentlich bekannt gemacht würde, geben könne, wie Fenelon, mit dem offenen Bekenntniß, geirrt zu haben." —

Hiermit war der kluge Vertreter der römischen Curie zu dem entscheidenden Punkt gekommen: Man wollte von Wessenberg in Rom keine Erläuterungen noch Unterhandlungen, sondern unbedingten Widerruf und völlige Unterwerfung unter Roms absolute Autorität. Das Bisherige sollte Jenen für diese Wendung der ganzen Streitfrage nur vorbereiten, und die Erinnerung an ein großes Vorbild der neuen Kirchengeschichte ihm den zugemutheten Schritt erleichtern. Es war die Frage, ob und wie der deutsche Ehrenmann diese römische Prüfung bestände.

„Die Mittheilung Consalvi's", erzählt Wessenberg, „an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln ich keinen Grund hatte, ließ mich die eiserne Sprödigkeit der strengen Partei (Zelanti genannt) ganz durchblicken. Wiewohl ich keinen Augenblick ungewiß war, was hier zu thun sei, so hielt ich es doch für angemessen, mich mit weiteren Erklärungen nicht zu übereilen, und faßte daher den Entschluß, mich auf 14 Tage von Rom zu entfernen, um in der herrlichen Umgegend von Neapel, wohin auch der östreichische Botschafter gereist war, freiere Luft zu schöpfen. Consalvi drückte mir zu diesem Entschluß seinen Beifall aus, und gab mir eine Empfehlung für Schutzwachen auf der Reise, weil die Straßen damals durch eine Unzahl von Banditen in den Gebirgen und in den pontinischen Sümpfen sehr unsicher waren. Auf zwei Poststationen ließ ich mich durch ein Paar Dragoner begleiten. Nachher unterließ ich es aber, weil man mir bemerkte, diese Ausgabe (jedem Dragoner mußte ich einen Scudo bezahlen) sei ganz unnütz, indem im Fall eines Angriffs die Wächter die ersten wären, davon zu rennen. — In der ersten Woche des November war ich wieder in Rom

zurück, obgleich ich den Vesuv bestiegen, Ischia, Sorrent, Salerno, Pästum, Caserta u. a. besucht hatte."

„Am 9. November hatte ich wieder eine Unterredung mit dem Staatssekretär. Ich sagte ihm: Nach reiflicher Ueberlegung des Inhalts seiner zweiten Note fände ich es nicht angemessen, über das Detail derselben nochmals zu antworten, indem ich in meiner frühern umständlichen Eingabe bereits Alles erschöpft zu haben glaube; ich sei nicht nach Rom gekommen, um zu disputiren und Rechthaberei sei meine Sache nicht; meine Aufklärungen hätten einzig zur Absicht gehabt, dem hl. Vater die Reinheit meiner Absichten und meine persönliche Ehrfurcht an den Tag zu legen. Uebrigens sei aus der zweiten Note nicht bestimmt ersichtlich, was man eigentlich zur Aussöhnung von mir verlange. —

Consalvi erwiderte neuerdings: Er habe keinen Auftrag und keine Vollmacht, mir darüber eine Aeußerung abzugeben, indessen wolle er es doch im engsten Vertrauen thun: Wenn ich ohne bestimmte befriedigende Erklärung von Rom abginge, so würden die Sachen so stehen bleiben, wie sie jetzt stehen. — Ich: Worin soll aber diese befriedigende Erklärung bestehen, wenn die bereits gegebene nicht befriedigte? — Consalvi: Ihre Erklärung müßte so beschaffen sein, daß sie öffentlich bekannt gemacht werden könnte. — Ich: Mir scheine, daß es nicht an mir sei, eine öffentliche Erklärung abzugeben, daß es vielmehr angemessen wäre, wenn der römische Hof, der sich öffentlich mit allgemeinen Beschwerden gegen mich ausgesprochen, den Eindruck durch eine andere Erklärung auslösche." —

Mit dieser männlich würdigen Erklärung Wessenbergs ward das Gespräch abgebrochen, indem unversehens Cardinal Gregorio eintrat, um eine Meldung zu machen. Jener empfahl sich schweren Herzens mit dem Bewußtsein, daß in Rom, wie

es einmal ist, nicht so fast das Recht als vielmehr dessen Verläugnung durch willenlose Unterwerfung zur Geltung und Anerkennung kommen könne. Denn es liegt in der Natur des hierarchischen Systems und ist eine der schwersten Sünden des priesterlichen Regiments aller Zeiten, daß es nur gebrochene Menschen oder Schwächlinge gleichsam als selbstlose Werkzeuge seiner hochfahrenden Bestrebungen schafft und duldet. —

Wohl mochte man in Rom die gänzliche Nichtigkeit der von Wessenbergs Gegnern gegen diesen erhobenen Beschuldigungen so gut wie anderwärts erkennen; gewiß war dies von Seiten eines so welterfahrenen, verständigen Mannes, wie Cardinal Consalvi war, der Fall, der auch von vornherein auf jene Anschuldigungen wenig Gewicht legte, und im Laufe der Verhandlungen gänzlich von ihnen Umgang nahm. Der geheime, in Rom allein maßgebende Grund des unversöhnlichen Hasses und Mißtrauens gegen den erwählten Bischof von Konstanz lag weniger in der Sache (in den Anschuldigungen selbst), als vielmehr in der Person des Angeschuldigten. Man wußte dort, daß man es mit einem selbstständigen Charakter, mit einem Manne zu thun habe, der nicht gewillt war, die Rechte der Kirche und die Interessen des Staates, dem er angehörte, römischer Omnipotenz ohne Weiteres zum Opfer zu bringen.

Dieser Charakter sollte daher gebrochen oder wenigstens für die Zukunft ungefährlich gemacht werden. Da man übrigens bald einsah, daß Wessenberg zu einer unbedingten Unterwerfung und zu einer öffentlichen Verläugnung seines eigenen Werkes nicht zu bestimmen sei, so wollte man dasselbe Ziel auf Umwegen erreichen.

Alle weitern Verhandlungen zwischen Wessenberg und dem römischen Staatssekretär drehten sich zuletzt um die doppelte Forderung:

1) Daß Jener — aus Ehrfurcht gegen den hl.

Stuhl — seine Stelle als Capitelsvicar oder Verweser des Bisthums Konstanz niederlegen solle; und

2) in einer lediglich allgemein gehaltenen Erklärung Reue über sein bisheriges Verhalten, resp. über die dadurch hervorgerufene Irrung mit Rom, ausdrücke.

Mit Bezeigung vieler persönlicher, hier vielleicht aufrichtig gemeinter Theilnahme bemühte sich der römische Staatssekretär, Wessenberg für seine Vorschläge zu gewinnen. „Nicht als Staatssekretär", erklärte er diesem mit großer Vertraulichkeit, „wolle er sprechen, sondern wie seinem eigenen Bruder den Rath ertheilen, die Stelle aus Ehrfurcht für den hl. Stuhl niederzulegen; ein solcher Schritt würde die Aussöhnung erleichtern, indem sie eine Thatsache von Unterwürfigkeit aufstellen würde, die denjenigen entgegengehalten werden könnte, die nun einmal nicht aufhören, Wessenberg eines beharrlichen Systems der Widersetzlichkeit gegen Rom zu beschuldigen. — Würde Jener, fügte der Cardinal hinzu, zu der gewünschten Resignation sich verstehen, so könne es leicht dahin gebracht werden, daß man sich in Betreff der erhobenen Beschwerden mit einer solchen Erklärung begnüge, die abzugeben er wenig Bedenken tragen dürfte." —

Auf Wessenbergs Frage: Worin diese Erklärung bestehen solle? erwiderte Consalvi: „Die ganze Acte könne etwa so lauten: Er (Wessenberg) habe in Rom zwar seine vergangenen Handlungeu durch Erläuterungen zu rechtfertigen gesucht; da diese aber vom hl. Vater nicht durchaus befriedigend erkannt worden wären, so nähme er keinen Anstand, dasjenige, was Se. Heiligkeit mißbilligt haben, gleichfalls zu mißbilligen." —

Man sieht, der Schritt der Unterwerfung sollte Wessenberg möglichst leicht gemacht werden. Uebrigens lassen die merkwürdigen, geschraubten Worte des römischen Staatssekretärs den

doppelten Druck, der in dieser Sache auf die römische Curie ausgeübt wurde, deutlich durchblicken. Der östreichische Hof hatte wiederholt und ernstlich für die Sache Wessenbergs sich verwendet. Ein zweites Schreiben des Fürsten Metternich (aus den Bädern von Lucca) an den Cardinal Consalvi und mündliche Vorstellungen des östreichischen Botschafters hatten auf „die Folgen aufmerksam gemacht, welche die Hartnäckigkeit, die man gegen Wessenberg zeige, hervorbringen müßte, und die nur zum Nachtheil des römischen Hofes gereichen könnten, indem die Angelegenheit, die jetzt noch als eine persönliche behandelt werden könne, unfehlbar zu einer allgemeinen und öffentlichen in Deutschland erwachsen würde. Das Interesse des römischen Hofes selbst verlange daher, die Sache auf eine für beide Theile ehrenhafte Weise beizulegen."

Anderseits folgte Consalvi dem Drucke einer höhern Macht, wenn er offenbar gegen sein besseres Wissen von Wessenberg, wenn auch in milderer Form, eine immerhin demüthigende Unterwerfung forderte, lediglich um, wie er andeutet, die Faktion der Angeber zu befriedigen. Denn jedes absolute Regiment ist abhängig von der Befangenheit und Leidenschaftlichkeit derer, die sich seine Stütze nennen, und muß dadurch die Unfreiheit, die es Andern bereitet, meist in noch vollerem Maaße selbst verkosten.

Uebrigens war die Schlinge nicht unfein angelegt, und mancher von minder starkem Rechts- und Wahrheitsgefühl wäre ihr wohl erlegen, sei es auch nur um des „bequemen Friedens" willen. —

„Nachdem ich", erzählt Wessenberg, „die vom Cardinal mir gemachten Vorschläge von allen Seiten erwogen hatte, war es mir sonnenklar, daß durch deren Befolgung der Zweck meiner Reise nach Rom ganz vereitelt, mir jeder Weg zur Rechtfertigung gegen die lügenhaften Anschuldigungen abgeschnitten,

und ich mich auch für die Zukunft ganz dem Gutbefinden der römischen Curie preisgeben würde."

Sein Entschluß stand daher fest: sich selbst und der Sache, der er sein Leben gewidmet, treu zu bleiben. Bei einer neuen Unterredung mit dem Cardinal gab er daher seine Erklärung kurz und einfach dahin ab: „Sobald es nur um ein persönliches Opfer, das aus Ehrfurcht für den hl. Vater gebracht werden sollte, zu thun wäre, würde man ihn sicher weit entfernt finden, es zu versagen. Es handle sich aber hier um Rechte und Freiheiten der deutschen Kirche, und um die Pflichten gegen den eigenen Landesherrn wie gegen ganz Deutschland, die unter allen Umständen zu beachten und zu wahren Gewissen und Ehre forderten, So sehr daher auch sein Herz von dem Wunsch durchdrungen sei, den hl. Vater befriedigen zu können, so könne er doch über die ganze Streitsache keine anderen Erklärungen abgeben, als dies bereits in den schriftlichen Eingaben geschehen sei."

Damit schloß sich die officielle Besprechung mit dem römischen Staatssekretär. Dieser hatte Wessenbergs letzte entschiedene Erklärung ruhig aber kalt und ohne Gegenbemerkung aufgenommen, was Jenen vollends überzeugte, daß jede weitere Unterhandlung zu nichts führen würde, als vielleicht zu neuen Versuchen, ihn auf irgend eine Art zu Erklärungen zu bewegen, die er „ohne Verletzung des Gewissens und der Ehre, und ohne die gute Sache der deutschen Kirche unwiderbringlichen Nachtheilen bloszustellen", nicht geben konnte.

Unter solchen Umständen hielt es Wessenberg für das Angemessenste, seine Rückreise nicht weiter zu verschieben, um in der Heimath seinem Souverän und dessen Regierung über den Stand der Sache genauen Bericht zu erstatten. Am 26. Dec. eröffnete er schriftlich dem Staatssekretär dies sein Vorhaben, und bat ihn um Ausfertigung der Erlaubniß für Postpferde und einer Sicherheitskarte. Es wurde der Bitte sogleich entsprochen; am

29. Dec. fuhr Wessenberg zum letztenmal nach dem Quirinal, um sich bei dem Cardinal Staatssekretär zu beurlauben.

„Von Geschäften“, erzählt Wessenberg, „war da keine Rede mehr, außer daß der Cardinal mir höflich seine wohlmeinende Verwendung anbot, wenn ich mich später an ihn wenden wolle. Auch zeichnete er mir auf einen Bogen Papier eine Reisekarte von den verschiedenen Wegen, die ich zur Heimkehr wählen könne. Wir standen nun nur noch als Privatpersonen einander gegenüber, und schieden auf's Freundlichste, indem er mir sein Bedauern ausdrückte, seine Theilnahme für mich nicht mit besserm Erfolg habe bethätigen zu können, ich aber ihm seine bewiesene Theilnahme bestens verdankte. Wir sahen uns im Leben nicht wieder.“

„Die Formen“, bemerkt Wessenberg anerkennend, „die Consalvi während meines ganzen Aufenthalts in Rom gegen mich beobachtete, kann ich nur beloben. Sie waren würdevoll, aber gefällig und offenbar darauf berechnet, mich zu gewinnen. Wenn auch sein Vorgemach von Prälaten und Vornehmen vollgepfropft war, so ließ er mich doch immer gleich nach den Gesandten eintreten, und unterhielt sich gerne mit mir auch über andere Gegenstände, als die unser Geschäft angingen.“

„Eines Tages, nach dem geheimen Consistorium, wozu er mir eine Eintrittskarte gegeben und wo viele neue Cardinäle waren präconisirt worden, sagte er mir, auf einige derselben anspielend: Voyez vous ces butors. Il a bien fallu aussi les admettre, pour pourvoir disposer des places qu'ils occupaient dans l'administration. — Ich bezeigte mein Erstaunen darüber, daß man so viele Cardinäle ernenne, die, wie man wisse, für ihn selbst nicht günstig gesinnt wären. Que voulez vous? L'intérêt de l'état doit prévaloir? On les fait Cardinaux pour les déloger de leurs fonctions.“

„Ein andermal kam ich zu ihm, als ich beim Besuch der Kirche Maria delle anime wegen des starken Leichengeruchs aus

den Grüften, die nur mit einem Stein zugedeckt sind, fast ohnmächtig geworden war. Ich erzählte ihm dies, Verwunderung äußernd, die Unsitte, so viele Leichen in den Kirchen zu bestatten, wieder eingeführt zu sehen, nachdem sie unter französischer Herrschaft war abgeschafft worden. Ich wollte selbst, versetzte Consalvi, daß es bei der Abschaffung sein Bewenden habe. Aber da standen alle Klöster und geistlichen Körperschaften gegen mich auf, denen die Leichenbestattung in den Kirchen viel Geld einträgt, und ich mußte nachgeben."

„Als ich von Albano zurückkam, wo ich den Monte Cavo zwischen einer Rotte von 500 Banditen und lauter Wachtfeuern von Soldaten, die sie im Zaum halten sollten, zu Esel durchwandert hatte, konnte ich nicht umhin, dem Cardinal mein Befremden zu äußern, daß man das Gesindel nicht auszurotten vermöge. Er gestand die Größe des Uebels zu. Aber, setzte er bei, wie viel ärger stände es nicht mit diesem Lande, wenn es nicht so viel Religion hätte. — Religion, versetzte ich, bilden aber auch die Banditen sich ein zu besitzen; sie rufen alle den hl. Antonius von Padua an, tragen Medaillen mit dem Mariabild und geweihte Amulete auf der Brust u. s. w. Es scheint aber nicht, daß all' dies sie abhalte, ihre Mitmenschen auszuplündern und todtzuschießen. Es muß also Etwas krank sein in dieser Religion! — Consalvi schwieg; seine Mienen aber schienen mir Zustimmung auszudrücken." —

„Uebrigens besaß Consalvi bei ansprechender Gesichtsbildung und feinen Manieren im hohen Grad die Kunst, seine Schlauheit unter gefälligen Formen zu verschleiern. In weltlichen Dingen wünschte er in Rom manche Verbesserungen durchzuführen, stieß aber hierbei, mit Ausnahme des gutmüthigen Pius VII, überall auf Widerspruch. In kirchlichen Dingen hingegen war das Hergebrachte (die Routine) Consalvi's Richtschnur, und der Vortheil des römischen Hofs sein Compaß und Ziel. Sein Maaß von wissenschaftlichen Kenntnissen konnte

für ihn kein Hinderniß sein, den althergebrachten Geschäftsweg zu verfolgen. Er that es aber mit Gewandtheit, bisweilen mit einem Schein von Freisinnigkeit. Worin in seiner Vorstellung das Wesen der Religion bestand, weiß ich nicht. Ganz gewiß aber hielt er die Fülle der Papstgewalt für das eigentliche Bollwerk des Katholicismus. Von dieser Seite kannte ich ihn schon vom Wiener Congreß her ganz genau."

„Was die Redlichkeit seiner Gesinnungen betrifft, so gab es einen Augenblick während meiner römischen Verhandlungen mit ihm, wo ich wirklich Vertrauen zu ihm faßte; dies war der, wo er mit mir über einige Ausdrücke meiner Antwort auf seine zweite amtliche Note mäkelte. In diesem Augenblick spiegelte ich mir die Möglichkeit vor, daß er wirklich im Ernst daran denke, meine Aussöhnung mit Rom auf dem Wege der Verständigung zu bewirken, ohne mir etwas zuzumuthen, was mir offenbar zur Unehre und Rom keineswegs zur Ehre gereichen könnte. Bald aber verschwand meine Täuschung. Wie konnte er auch im Ernste glauben, mich durch seine Betheuerung, wie sehr dem römischen Hofe eine gründliche Aussöhnung mit mir angelegen sei, und wie große Vortheile er sich davon für die Kirche verspreche, zu erschüttern, während er zugleich als Mittel für diese Aussöhnung Schritte vorschlug, die dem Charakter eines ehrlichen Mannes und eines Dieners Christi wenig angemessen waren. Er beurtheilte mich schlecht, wenn er glauben konnte, daß irgend ein persönliches Interesse mich je bewegen könne, wider meine Ueberzeugung und Pflicht zu handeln. Nur die Aussicht, in der Kirche das Wahre und Gute nach innerster Ueberzeugung fördern zu können, hatte einen Reiz für mich. Wie hätte ich aber hoffen dürfen, dies noch zu vermögen, wenn ich mich feiger Weise dazu verstanden hätte, meine Ueberzeugung und meine Grundsätze zu verläugnen, und mich durch Versprechungen zur Knechtschaft gegen die römische Curie zu verpflichten?"

„Freilich eine Römlingsseele", bemerkt Wessenberg schließlich, „hat Mühe so etwas zu fassen. Die unbedingte Papstmacht ist ihr Abgott; in dieser Idee, in der sie aufgewachsen, ist sie wie verknöchert, und widerstrebt daher jeder Berichtigung und verständigen Auffassung der Dinge." —

Wessenberg hatte mit dem Schluß des Jahres 1817 die Hauptstadt der abendländischen Kirche verlassen. „Ich athmete freier", bemerkt er, „als ich mich wieder außer Roms Luftkreis befand." — Die sehr beschleunigte Rückreise ging über Civita Castellana, Terni, Spoleto, Foligno, Macerata, Ancona, Rimini, Forli, Bologna, Modena, Parma nach Mailand, wo einige Tage gerastet wurde. Von der lombardischen Hauptstadt wandten sich die Reisenden nach Turin, überstiegen nicht ohne große Hindernisse, welche die Jahreszeit bereitete, den Mont Cenis, berührten Lyon, und trafen bereits am 22. Januar in Karlsruhe ein.

Wessenberg hatte über den Gang und Erfolg seiner Verhandlungen mit dem päpstlichen Staatssekretär von Zeit zu Zeit von Rom aus dem Großherzog unmittelbar Nachricht gegeben. Jetzt hielt er es für Pflicht, seinen Souverän durch Vorlage der Actenstücke mit einer bündigen Beleuchtung ihres Inhalts in Stand zu setzen, eine Entschließung zu treffen, wie sie die hier allein maßgebende Rücksicht auf die Wohlfahrt des Landes fordern mochte. Wir glauben aus diesem Berichte Wessenbergs (vom 29. Januar 1818) hier Einiges mittheilen zu sollen, um aus seinem Mund die gewichtigen Motive zu hören, die ihn bestimmten, die römischen Forderungen nicht anzunehmen.

„So sehr ich", erklärt Wessenberg, „jeder Zeit geneigt bin, Sr. päpstlichen Heiligkeit Beweise kindlicher Verehrung zu geben, so stellten sich mir doch die ernstesten Betrachtungen in

den Weg, den Forderungen der römischen Curie mich zu unterwerfen. Würde das Publikum meine Amtsniederlegung nicht als eine Anerkennung der Richtigkeit der Beweggründe ansehen, die das päpstliche Breve vom 15. März 1817 gegen mich veranlaßt haben? Bestände man aber in Rom auf dieser Entsagung als einer nur einstweiligen Bedingung meiner künftigen Bestätigung im Bisthum, so dürfte es doch jedem Unbefangenen auffallend vorkommen, daß der Act der Niederlegung des Vicariats den Weg zum Bisthum eröffnen oder anbahnen solle. Dies sind Anstände, die ich weder Ew. Königl. Hoheit noch mir selbst verhehlen darf, und zu deren Beseitigung ich den Ausweg vermisse."

„Doch, abgesehen von allen persönlichen Rücksichten, kommt hier für alle Zukunft in Erwägung, daß die Rechte, die den Domcapiteln in Ansehung der Aufstellung der Capitelsvicare allgemein zustehen, nicht möchten beeinträchtigt werden dürfen. Uebrigens konnte es mir nie zweifelhaft sein, daß ich zur Niederlegung des Vicariats nicht anders als mit ausdrücklicher Genehmigung des Landesherrn, mit dessen Zustimmung ich diese Stelle angenommen habe, und der dem erwähnten päpstlichen Breve jede Wirksamkeit im Großherzogthum ausdrücklich versagt hat, berechtigt sein könnte. Ew. Königl. Hoheit kommt es nunmehr zu, auszusprechen, ob und unter welchen Bedingungen Höchstdieselben eine Niederlegung des Vicariats dem wahren Interesse des Staats und der vaterländischen Kirche, die des Schutzes Ew. Köönigl. Hoheit genießt, angemessen erachten."

„Was die zweite Forderung des päpstlichen Hofes wegen einer öffentlichen Erklärung betrifft, so berufe ich an das Ehrgefühl aller biedern Deutschen, ob eine solche Erklärung mit dem Charakter eines ehrlichen Mannes, mit der Würde und den Rechten der deutschen Kirche und mit den Fortschritten unserer geistigen und sittlich-religiösen Bildung vereinbarlich wäre?" . . .

„Durch mein Benehmen darf ich hoffen, meine Pflichten gegen Kirche und Staat, gegen Se. päpstliche Heiligkeit und meinen Souverän, im Einklang erfüllt zu haben. Zum Vorwurf könnte mir gereichen, wenn ich meinen Beziehungen zu einem Bisthum, dem ich meine besten Kräfte während 17 Jahre gewidmet hatte, und in welchem sich ein wechselseitiges Band des Vertrauens und der Liebe gebildet hatte, aus Schwachheit oder Ehrgeiz entsagte. Meinen lebhaften Wunsch, diese Verhältnisse zu befestigen, habe ich bewährt. Aber keine selbstische Nebenrücksicht wird mich je zu einem Benehmen verleiten, welches meiner Ueberzeugung und den Rechten und Freiheiten der vaterländischen Kirche entgegen wäre, oder auch nur den Schein niederträchtiger Gesinnung an sich trüge. Eben so wenig wäre es aber auch meiner Denkungsart gemäß, der definitiven Einrichtung, deren die katholische Kirche im Großherzogthum bedarf und die ich lebhaft wünsche, als ein Hinderniß im Wege zu stehen.“ —

So hatte Wessenberg nach allen Seiten das Recht und seine persönliche Würde bewahrt. Der Mann, der seine Lebensaufgabe darin fand, das gute Recht und die Freiheiten der Nationalkirchen gegenüber den Ausschreitungen päpstlicher Allgewalt wieder zur Geltung zu bringen, mußte die unberechtigten Anmuthungen der römischen Curie zurückweisen; er war aber zugleich selbstlos genug, um vom öffentlichen Schauplatz abzutreten, sobald dies durch höhere Rücksichten auf den Frieden und die Wohlfahrt seines Vaterlandes geboten erschien.

Viertes Kapitel.

Römische Zustände und Eindrücke.

Bei dem langsamen Gang, den die Verhandlungen in Rom nahmen, blieb Wessenberg Muse genug, um in den dortigen Zuständen sich umzusehen, und mit dem Treiben der verschiedenen Klassen der Bevölkerung sich bekannt zu machen. Wir theilen aus seinen Aufzeichnungen einige Auszüge mit, die als Beiträge zur Geschichte römischer Zustände jetzt wieder ein erhöhtes Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind, um so mehr, als seine Beobachtungen und Auffassung durch den bisherigen Gang der Ereignisse gerechtfertigt und bestätigt wurden.

„Zu Rom", erzählt er, „dem Mittelpunkte der katholischen Christenheit, habe ich mich verwundert, wie trotz der vielen Mißbräuche, Ausartungen und Mißgeburten der Andacht, wodurch der religiöse Sinn dort getrübt und mißleitet wird, doch noch der christliche Glaube nicht aufgehört hat, manche gute Früchte zu bringen. Aber auch in anderen großen Städten, den Mittelpunkten der europäischen Gesittung, machte ich die Wahrnehmung, daß ungeachtet der vornehmen Unsittlichkeit, des geistlosen Unglaubens und stolzen Weisheitsdünkels noch viel moralischer und trefflicher Sinn, zumal in den Mittelklassen, angetroffen werde."

„Wenn Cardinal Consalvi mir eines Tages sagte: Wie könnte dieser Staat (der Kirchenstaat) bestehen, wenn nicht die Kraft der Religion ihn aufrecht hielte? so habe ich den Sinn dieser Worte anfangs in meiner Weise aufgefaßt. In dem Munde des römischen Staatsmannes sollten die Worte aber nur sagen, daß in Rom wohlweislich Alles darauf berechnet sein müsse, durch beständige Schaustellung des Aeußern der Religion der

Bevölkerung zu imponiren, und Kirche und Staat gänzlich zu identificiren, wodurch es der dermaligen geistlichen Verwaltung allein noch möglich werde, die beginnende Auflösung eines so abnormen Staatslebens in völlige Unordnung zu verhindern oder wenigstens hinzuhalten. — Dies ist auch der Grund, warum man es nicht für rathsam findet, die wichtigeren und einflußreichen Stellen im Staate Anderen als Geistlichen anzuvertrauen."

„Roms zahlreicher Adel, bekanntlich größtentheils dem Nepotismus entsprossen, behielt bis in die neueren Zeiten den hergebrachten Vorzug, seinen nachgeborenen Söhnen die wichtigsten geistlichen Aemter und Würden zugewendet zu sehen. Anderseits suchten Manche seiner vornehmsten Glieder durch Förderung der schönen Künste und durch Anlegung von Kunstsammlungen ihrem Haus einen erhöhten Glanz zu verschaffen. In neuerer Zeit hat aber Vieles zusammengewirkt, um die Bedeutsamkeit des hohen Adels zu vermindern. Unter den Ursachen hiervon sind die Abnahme geistiger Ausbildung, die Vernachlässigung ernster Studien und der Hang zu einem müssigen, üppigen Leben nicht die geringsten."

„Während des Wiener Congresses kam es zur Sprache, ob es nicht an der Zeit und zweckmäßiger wäre, die höheren weltlichen Aemter im Kirchenstaate, auch die Gesandtschaften an Höfen, gutbegabten Laien zu übertragen. Allein da das klerikale Interesse sich diesem Gedanken hartnäckig entgegensetzte, so wurde er verlassen oder vielmehr vertagt." —

„Roms Bürgerschaft ist ein derber, tüchtiger Menschenschlag; ihre Gesichtsbildung verkündet geistige Anlagen und einen gewissen Stolz. Doch trübt vorherrschende Gewinnsucht ihre sonst vielfach löblichen Eigenschaften. — Das Landvolk ist zum großen Theil arm, lebt elend, wächst in Unwissenheit auf, und bringt sein Jahr in einem immer wiederkehrenden Wechsel von schwerer Arbeit und kalten Fiebern zu. Letzteres beschleicht jährlich die

Bauern zur Zeit der Bestellung der Felder und der Erndten, wo sie die Nächte gewöhnlich unter freiem Himmel zubringen. Uebrigens ist der Fieberzustand für sie die Zeit der Erholung, indem sie während demselben in den zahlreichen Spitälern freie Verpflegung erhalten."

„Seit der Restauration kamen zu Rom Aufklärung und Duldsamkeit mehr als anderswo in üblen Geruch. Die meisten Orden und Klöster zu Rom und im Kirchenstaat waren von Pius VII. wiederhergestellt worden. Doch setzte sich die apostolische Kammer wegen der vorzüglich durch die ungeheure Staatsschuld verursachten Klemme der Finanzen der angemutheten Herausgabe aller eingezogenen Güter hartnäckig entgegen. Hierüber hörte ich die Mönche laut murren. Von einer veredelnden Reform des Mönchthums war übrigens keine Rede. Ich war nicht wenig erstaunt, so oft ich durch die Stadt ging, in allen Gassen und auf allen Plätzen Schwärmen von Mönchen aller Farben und Zuschnitte zu begegnen. Meistens gingen sie paarweis. Sie sahen ganz munter und fröhlich aus, und trugen keine Spur von Kasteiungen und Abstinenzen an sich. Die Noviziate waren in üppigem Aufwuchs, besonders die der Bettelmönche. Ueberall sah ich die Klöster damit beschäftigt, ihre ehevorigen Erwerbsquellen wieder flüssig zu machen. Gnadenbilder, Heiligenfeste, Abläße, privilegirte Altäre, Bruderschaften, Wallfahrten, Alles, was den Volksglauben anködern kann, wurde wieder in vollen Betrieb gebracht."

„Doch das Verhängnißvollste für den römischen Stuhl und für die katholische Welt überhaupt ist unstreitig die Wiederherstellung des Jesuitenordens im Jahr 1814. Der Himmel weiß, welch tiefer Schmerz mich durchdrang, als die Kunde erscholl, daß Pius VII. im ersten Freudenjubel über seine triumphähnliche Rückkunft nach Rom durch Herstellung desjenigen Ordens, welchen der ebenso weise als edle Klemens XIV. wegen seiner der Religion verderblichen Maximen und in Be-

tracht der Unvereinbarkeit jesuitischer Herrschsucht mit der Ordnung und dem Frieden in der Kirche wie in den Staaten für ewige Zeiten aufgehoben hatte, leider die Bahn bezeichnete, in welcher die Kirche künftig geleitet werden sollte. Sie kann nur abwärts führen, und wird Verderben bringen über Alle, die ihr folgen." ...

„Welche Demüthigung für alle von Gott zur Leitung der Kirche bestellten Hirten, daß die verhängnißvolle Bulle die Jesuiten als „„die besten Ruderer im Schifflein Petri"" begrüßte!" —

„Hätte ich den Machthabern zu Rom von den Uebelständen in unserer Kirche einen getreuen Spiegel vorhalten sollen, ich hätte als einen der ärgsten und einflußreichsten die Herstellung jenes Ordens mit starken Farben hervorheben müssen. Hunderte und Tausende in Rom selber waren wie ich überzeugt, daß dieses unselige Ereigniß jeder heilsamen Reform die Thüre verriegelte und sie einer Unzahl von Mißbräuchen wieder erschloß. Mit Schmerzgefühl sah ich diese „„Schwarzröcke mit den hohen Krägen und den breiten Kremphüten"" die ewige Stadt durchziehen, welche und mit ihr leider die Oberleitung der ganzen Kirche ihnen wieder zur Beute fallen sollte."

„Denn rastlos, und durch die bald eintretende allgemeine Reaction begünstigt, waren die Jesuiten seit ihrer Wiederherstellung bemüht, ihr Reich zu erweitern. Alle Erziehungsanstalten brachten sie nach und nach in Rom in ihre Hände. Ein Paar Jahre reichten hin, und die römische Curie selbst stand wieder ganz unter der gebieterischen Vormundschaft dieser schlauesten Kaste der modernen Pharisäer. Das Schlimmste dabei ist, daß es dem Orden von Rom aus und durch die Mittel, die ihm dort zu Gebot stehen, mehr und mehr gelingt, wie ein ansteckender Pesthauch zu wirken, und ihren Geist und ihr Wesen einem nicht geringen Theil der Geistlichkeit aller Länder einzuimpfen."...

Daß der geistige Einfluß und die Macht der Jesuiten in Wirklichkeit viel höher steht als ehemals, beweist der einzige Umstand, daß sie eine ihrer bekannten scholastischen Lieblingsmeinungen entgegen der ganzen Lehre der alten Kirche und mit Hintansetzung aller Vorschriften der Kirchenverfassung zu einem Dogma zu stempeln die Stirne haben konnten. . . .

„Geister, wie Voltair und seine Helfershelfer", bemerkt Wessenberg, „haben dem Christenthum in den sogenannten civilisirten Ländern viel geschadet. Da sie aber zugleich viele Mißbräuche und Schändlichkeiten, die im Schoße der Kirche und der Christenheit gehegt und geschützt wurden, aufgedeckt und Abscheu davor in der öffentlichen Meinung erregt haben, so läßt sich nicht läugnen, daß aus ihren Bestrebungen auch mancher Vortheil für die Religion hervorging. Jene Kaste hingegen, die sich den stolzen Titel der Gesellschaft Jesu beizulegen nicht scheut, hat unter dem Vorgeben, die Kirche zu beschützen und zu verherrlichen, diese eigentlich nur zum Vehikel ihrer eigenen Herrschaft zu gestalten gesucht. Zu diesem Behuf hat sie den innersten Lebenskeim des Christenthums durch pharisäischen Sauerteig vergiftet, und ist fortwährend bestrebt, ein Gemisch von gesetzlichem Judenthum und neuem selbstgeschaffenen Heidenthum der schlimmsten Art an die Stelle der Religion des Geistes, der Liebe und Wahrheit zu setzen. — Den unermeßlichen Schaden, den der Orden durch solches Bestreben an den höchsten Interessen der Menschheit angerichtet, hat er durch seine unermüdliche politische Thätigkeit, um den äußern Kirchenverband gegen Auflösung durch Sektengeist zu bewahren, keineswegs aufwiegen können."

„Der restaurirte Jesuitismus ist aber jetzt für die katholische Religion und Kirche noch weit gefährlicher, als der vormalige, welchen Lainez zuerst groß gezogen. Gegen die Anmaßungen und gemeinschädliche Wirksamkeit des von Klemens XIV. aufgehobenen Ordens hatten doch andere Orden im Verein mit

dem am meisten erleuchteten Theil des Episcopats eine beständige und starke Opposition gebildet, die ihm manche Niederlage beibrachte, seine Machinationen überwachte und ihnen Schranken setzte. Diese heilsame Opposition ist aber jetzt großentheils erloschen. Zu Rom möchte man freilich aus der Erschlaffung der meisten anderen Orden gerade die Nothwendigkeit folgern, denjenigen zu protegiren, der in seinem streng despotischen Organismus die Macht besitze, ad majorem Dei gloriam Alles durchzusetzen, was das vorgebliche Interesse der Kirche, d. i. des Papstthums, fordere. Die jetzt in Rom allmächtige Jesuitenpartei möchte es dahin bringen, nicht bloß aus allen anderen Orden, sondern aus dem gesammten Klerus der Kirche dienstwillige und bequeme Werkzeuge des Ordens und seiner Zwecke zu machen." —

„Manche meiner Freunde, würdige Männer, waren nach meiner Rückkehr der Ansicht, ich hätte meinen Aufenthalt in Rom und meinen Verkehr mit dem römischen Staatssekretär Consalvi dazu benützen sollen, um eine gedrängte, aber kräftige und eindringliche Darstellung der bedrohlichen Gefahren für die katholische Kirche, zumal in Deutschland, vor die Augen des Papstes zu bringen. Ich selbst hatte anfangs so etwas im Sinne, und wollte am Schlusse der meine Amtsführung betreffenden Unterhandlungen mit freimüthiger Bescheidenheit meine innigsten Ueberzeugungen von dem, was das Heil und Wachsthum der Kirche nach dem Sinne des göttlichen Stifters am dringendsten verlange, vertrauensvoll in den Schooß des hl. Vaters niederlegen. Aber nachdem ich Menschen und Dinge in Rom aus eigener Anschauung näher kennen gelernt, wurde es mir sonnenklar, daß ich etwas sehr Nutzloses und Unfruchtbares unternehmen würde. Denn wie konnte ich hoffen, daß ich bei der römischen Curie, welche ein Verwerfungsurtheil gegen mich ausgesprochen, ohne mich vorher auch nur gehört zu haben, die sich in ihren Noten fortwährend den Anschein gab,

den elendesten Anschwärzungen und Verläumdungen von im Dunkeln schleichenden Menschen Glauben zu leihen, lediglich um mich zu einer unbedingten Unterwerfung, d. i. zu einer feigen Verläugnung meiner redlichsten Ueberzeugungen und Handlungen zu bestimmen, je geneigtes Gehör hätte finden mögen, wenn ich dort die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche, das was ihr dringend Noth thue, hätte zur Sprache bringen wollen?! —

Wessenberg hielt sich später wiederholt kürzere oder längere Zeit in Rom auf, hauptsächlich um die dortigen Kunst- und literarischen Sammlungen zu seinen Studien zu benutzen. Mit der höheren römischen Prälatur blieb er indeß außer Berührung. Nur mit dem berühmten Vorstand der vaticanischen Bibliothek, Angelo Mai, kam er in vertrauteren Verkehr.

Wir theilen hier noch Einiges aus Wessenbergs späteren Beobachtungen über die Zustände des Kirchenstaates mit. Seine Worte — geschrieben im Jahr 1847 — klingen wie die Klage eines Propheten, die seitdem nur zu sehr ihre Erfüllung finden sollten.

„Die kirchliche Verwaltung", bemerkt er, „zielte unter dem letzten Pontificat (unter Gregor XVI.) immer mehr auf Rückschritte, die weltliche auf Stillstand. Das Mönchthum, besonders der Jesuitenorden, gewann immer größern Einfluß. Trotz der dringenden Mahnungen der Zeit blieb die Regierung auch den gemäßigsten politischen Reformen entschieden abgeneigt. Sie hoffte immer, durch kleinliche Maßregeln die Zeitforderungen beschwichtigen zu können. Und doch traten diese immer lauter und kecker auf. Selbst im hohen Adel erwachte die Einsicht vom Bedürfniß einer durchgreifenden Verbesserung mittelst Verfassungsgesetzen. Ich vernahm hier Stimmen, welche sich über den Einfluß des Wiener Hofes beklagten, weil er der römischen Regierung Hemmschuhe anlege, wodurch dem Kirchenstaat das Schicksal Polens bereitet werde..... Die Stimmung wurde indessen immer unzufrie-

dener, und als Gregor XVI. verschied, pochte sie mit ernsten Drohungen an die Thüren des Vatikans. Die Mehrheit der Cardinäle erkannte die Gefahr, und um sie abzuwenden, beeilte sie sich, bevor noch die mächtigeren Höfe ihre Stellvertreter im Conclave mit Verhaltungsvorschriften hatten versehen können, einen Mann ohne Tadel, der im Rufe volksthümlicher Gesinnungen stand, zu wählen. So fiel unversehens die Wahl auf Pius IX." —

Wessenberg spricht sich mit Wärme über die trefflichen persönlichen Eigenschaften Pius IX. aus, und begrüßt freudig dessen erste Regierungshandlungen. Zugleich aber bemerkt er gleichsam in trüber Ahnung: „Man dürfe nur dann ein nachhaltiges ersprießliches Ergebniß sich versprechen, wenn mit den politischen Reformen eine gründliche Verbesserung der Bildung des Volkes und namentlich der Geistlichkeit gleichen Schritt halten würde, und insbesondere, wenn der römische Hof von dem verderblichen Einfluß des ihn umlauernden Jesuitenordens sich gänzlich frei zu machen wisse."

Leider ist, wie bekannt, nach beiden Richtungen nichts geschehen; aber auch die Folgen hievon sind nicht ausgeblieben. —

Fünftes Kapitel.

Weiterer Verlauf des römischen Conflicts. Dessen Rückwirkung auf Wessenbergs spätere Auffassung der kirchlichen Reformfrage.

Wessenberg konnte, wie wir bereits bemerkt haben, nach seiner Rückkehr von Rom keinen Augenblick ungewiß sein, welche Haltung er fernerhin der römischen Curie gegenüber einzuneh-

men habe, um seinen Pflichten und seiner persönlichen Würde in gleicher Weise zu entsprechen. „Ohne Zweifel", schreibt er um jene Zeit, „wäre es für die Partei der römischen Curialisten und der wieder zur Macht gelangten Jesuiten ein nicht geringer Triumph gewesen, wenn ich entweder den römischen Anforderungen unbedingt nachgegeben hätte, um die Aufhebung der von Rom ausgesprochenen Ausschließung meiner Person vom Episcopat um solchen Preis sicher zu bewirken; oder wenn ich deshalb die Verbindung mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche würde aufgekündigt haben. Weder das Eine noch das Andere lag in meiner Gesinnung, und ich hatte keines von beiden mit meiner Ueberzeugung und mit meinen Pflichten gegen meine Kirche vereinbar erachten können. Es blieb mir daher kein anderer Weg, um meinen Verpflichtungen in jeder Beziehung zu entsprechen, als, mich der Gewalt der Umstände fügend, meinen Ansprüchen auf die kirchliche Wirksamkeit, so bald dies ohne weitere Nachtheile geschehen konnte, zu entsagen, und mir den Weg offen zu behalten, in anderer indirekter Weise der Religion, der Kirche und dem Gemeinwohl auch ferner nach meiner Ueberzeugung Dienste zu leisten."

Die badische Regierung ihrerseits hatte Wessenberg dringend ersucht, die Verwaltung des verwaisten Bisthums in bisheriger Weise bis zu einer künftigen definitiven Kircheneinrichtung fortzuführen. Sie sicherte zugleich dem Bisthumsverweser und dem Ordinariat zu Konstanz ihre kräftige Unterstützung zu, wenn ihrer kirchlichen Verwaltung von unbefugter Seite wollten Störungen bereitet werden.

Zugleich erachtete es die Großherzogliche Regierung durch den Ernst und die Tragweite der Sache geboten, den Hergang des ganzen Streites und das auffallende Verfahren des römischen Hofes in einer actenmäßigen Darstellung zur Kenntniß des Bundestages und des gesammten Deutschlands zu bringen. Denn mit Recht war sie der Ansicht, daß die Konstanzer Bis-

thumsfrage, bei welcher der römische Hof Grundsätze und Ansprüche zur Geltung bringen wollte, welche in die bisher geltenden Rechte und Freiheiten der deutschen Kirche tief eingriffen, für eine allgemeine kirchliche Angelegenheit deutscher Nation angesehen werden müsse.

Im Mai 1818 erschien die badische Staatsschrift: „Denkschrift über das Verfahren des römischen Hofs bei der Ernennung des Generalvicars Freiherrn v. Wessenberg zum Nachfolger im Bisthum Konstanz und zu dessen Verweser. (Karlsruhe 1818, in der Müller'schen Hofbuchhandlung)." Sie war in würdevoller, lediglich objectiver Darstellung des Thatsächlichen von Staatsrath Reinhard, einem tüchtigen und gewandten Geschäftsmann, abgefaßt. Wessenberg hatte keinen Antheil daran genommen. Dieser Schritt der badischen Regierung verfehlte nicht, sowohl an den deutschen Höfen als im deutschen Publikum großen Eindruck zu machen [1]. Beim Bundestag freilich, an welchen die badische Regierung jetzt die Angelegenheit als eine allgemeine deutsche gebracht hatte, erfuhr diese das gewöhnliche Schicksal, wie meist Alles, was wirkliche und höhere nationale deutsche Interessen betrifft [2]. Nach einer oder der andern Protokollirung

[1]) Selbst im Ausland, namentlich in Frankreich und England erregte die damalige kirchliche Bewegung in Deutschland lebhaftes Interesse. Die badische Denkschrift wurde in mehrere Sprachen übersetzt; für England, wo die Sache besonders große Theilnahme fand, bearbeitete sie der bekannte Professor Rudhard in Würzburg.

[2]) Einer der ersten damals in Frankfurt anwesenden Diplomaten, ein nach seinen Kenntnissen und Gesinnungen hochgeachteter Staatsmann in östreichischen Diensten, erstattete über den Schritt der badischen Regierung am Bundestag ausführlichen Bericht an den Fürsten Metternich. In diesem Schreiben, dat. 6. Juni 1818, sagt er unter Anderm: „Mir scheint, der Cardinal Consalvi hat sich in der Person des Herrn v. Wessenberg sehr getäuscht. Er glaubte wohl in ihm einen jener glatten Abbé's zu finden, welche sich lediglich nur durch ihre persönlichen Interessen leiten lassen. Denn die Herren vom Vatican (les Monsignori du Vatican) sind gewöhnt, Jedermann nach sich selbst zu beurtheilen, und gehören

verlor sich die Sache unter den langen Actenstößen, um nach den noch längeren Ferien vergessen zu sein. Dazu kam, daß schon im nächsten Jahre in Folge des in Baden eingetretenen Regierungswechsels auch dort die reaktionäre Richtung oben aufkam, welcher die Förderung der Wessenbergischen Sache, d. i. der christlichen Aufklärung und des guten Rechts der deutschen Kirche, keineswegs sehr am Herzen lag.

In Rom hatte der Schritt der badischen Regierung, die Sache vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen, bittere Empfindungen und ängstliche Besorgniß erregt. Cardinal Consalvi wollte anfangs mit einer officiellen Gegenschrift antworten. Doch fand man bei ruhiger Ueberlegung für gut, hiervon abzustehen und zu einem bequemern, oft erprobten Mittel zu greifen. Rom schwieg. Aber auf seinen Wink brach, wie Wessenberg sagt, die ganze Koppel der deutschen Römlinge und Jesuiten mit wahrem Ingrimm los — gegen den „berüchtigten Wessenberg", „den abtrünnigen widersetzlichen Irrlehrer", „den Verschworenen gegen den Mittelpunkt der katholischen Einheit", und wie sonst die bekannte Urbanität der ultramontanen Presse

---

überhaupt zu jenen Leuten, welche nichts lernen und nichts vergessen.... Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Herr v. Wessenberg, wenn er feiger Weise (lâchement) sich schuldig und unterwürfig erklären wollte, in Rom die Bischofsmütze und selbst den rothen Hut erhalten hätte, nach dem Beispiel des Herrn Häfelin (der bekannte Urheber des baierischen Concordats), der — ein achtzigjähriger Apostat (apostat octogenaire) — sich nicht scheute au prix d'un mensonge solennel den Purpur zu erwerben. — A en croire l'histoire, heißt es weiter, il y a toujours eu à Rome pardon pour toute espéce de crime, mais rarement justice pour les calomniés.... Le resultat le plus infallible de la publication en question sera la dégradation des prémiers ministres de l'église dans l'opinion publique.... Si la cour de Rome veut faire croire à son infallibilité, il faut qu'elle commence par être juste, indulgente et liberale, et avoir pitié du pauvre genre humain plus tôt que d'exercer ses vengances sur lui"... So schrieb damals ein östreichischer Staatsmann, der zugleich als aufrichtiger Katholik bekannt war. —

den deutschen Ehrenmann zu tituliren beliebte. In den schwärzesten Farben malte man den deutschen Katholiken das Schreckbild einer bevorstehenden Kirchenspaltung aus. Freilich fanden die Gegner mit ihren Lügen und Sophismen nur bei armen Tropfen Gehör und Glauben, während die Besten der Nation auf Wessenbergs Seite standen, und allgemein geachtete tüchtige Männer ihre Stimmen zur Rechtfertigung der von ihm vertretenen Sache erhoben [1]).

Seine persönliche Stimmung in jenen Tagen drückt Wessenberg in seiner Antwort auf ein Schreiben des Fürsten von Hohenlohe aus, das der bekannte Wundermann an ihn gerichtet hatte, um ihn um des Friedens der Kirche willen zu einer unbedingten Unterwerfung unter Roms Befehle zu bereden. In der Antwort (dat. 5. Mai 1818) auf diese wohlmeinende Stimme aus dem ultramontanen Lager bemerkt Wessenberg unter Anderm: „Sie können versichert sein, daß ich Ihre edle Absicht und Ihre Freimüthigkeit schätze und ehre. Wenn jetzt vielleicht hie und da ein frommer, würdiger Mann mein Inneres mißkennt, so ist dies allerdings mir sehr schmerzlich. Allein die Ueberzeugung von meinen Pflichten gebietet mir, dieses Mißgeschick schweigend zu dulden, bis es der Vorsehung gefällt, den Schleier zu lüften. Stolz und Eitelkeit sind meine Triebfedern nicht. Das Gewissen, das Pflichtgefühl, die Religion sind Güter von unbedingtem Werthe, Ehrenstellen hingegen von einem sehr bedingten. Die Rangordnung im Reiche Gottes bestimmt der Herr ebenso deutlich als schön bei Marc. 9, 34—37. Demuth ist, wie Sie richtig bemerken, eine der herrlichsten Zierden des Christen, vorzugsweise des Geistlichen. Aber sie muß aufrichtig sein, und selbst den Schein der Niederträchtigkeit und Gleichgültigkeit gegen

[1]) Unter den vielen Streitschriften zur Vertheidigung Wessenbergs zeichnen sich die von Werkmeister, Koch, Kopp, Frid. Huber vor Anderen aus.

die Wahrheit vermeiden. Meine Seele war von jeher friedlich gestimmt. Hader, Zank und Rechthaberei sind mir verhaßt.... Dem ewigen Haupte der Kirche werde ich mit gerührtem Herzen danken, wenn das Bisthum aller Orten nur ganz dazu Fähigen und Würdigen zu Theil wird, wofür ich mich zu halten gewiß weit entfernt bin. Schwer ist die Bürde und groß die Verantwortlichkeit dieses Amtes. Für mich erhielt es wahrlich allein durch die Wünsche, die Anhänglichkeit der Seelsorger des Bisthums, dem ich diene, und ihrer Heerden einen Reiz. Nach 17jähriger freundlicher Verbindung trennt man sich ungern. Eigenem Vortheil zu lieb werde ich den Rechten Anderer niemals etwas vergeben.... Im Uebrigen bin ich zu jedem persönlichen Opfer von Herzen bereit. Aber mit dem hl. Bernhard und anderen Kirchenvätern kann ich den Wunsch nicht bergen: „„Daß Alles was von Rom zu uns gelangt, stets geeignet sein möge, die Einheit, dieses göttliche Band der Kirche, welches die Grundlage der Katholicität bildet, in Wahrheit und Liebe zu befestigen.""

Im Uebrigen hielt sich Wessenberg von jeder persönlichen Betheiligung an dem beiderseits von Anhängern und Gegnern mit vieler Bitterkeit geführten Streite gänzlich fern. Um jedem Anlaß zur Theilnahme zu entgehen, zog er sich für einige Zeit auf das Wessenbergische Familiengut Feldkirch im Breisgau zurück, um dort Geist und Gemüth zu erholen. „Die Paar Monate (Sommer 1818)", schreibt Wessenberg, „die ich dort zubrachte, gehörten zu den erfreulichsten meines Lebens. Die Erinnerungen einer unschuldigen Jugendzeit umschwebten mich freundlich. Die Tage verflossen mir im angenehmen Wechsel mit Beantwortung der mir zukommenden Geschäftsbriefe, mit literarischen Arbeiten, und dem Genuß der herrlichen Naturschönheiten der Umgegend."

Von der heitern harmonischen Stimmung seines Innern und seinem gottergebenen Sinne zeugt manches treffliche geist-

liche Lied, das er damals dichtete. Er betet für seine Verläumder:

Du weißt es, Herr! ob ich dein Reich gesucht?
Ob heilig ist die Zunge, die mir flucht?
Dein Blick durchschaut der Herzen tiefsten Grund.
Vor dir bin ich ein Sünder. Doch warum
Bebt' ich vor deines Richterstuhls Heiligthum?
Du sprichst mein Urtheil, nicht der Lügner Mund.

Er ermuntert sich in dem sinnigen Gedicht: „Der Segen von oben":

Ein Senfkörnlein ist Gottes Reich;
Zum Pflänzchen keimt es zart und weich,
Muß kämpfen viel mit Stürmen.
Doch sieh! erquickt von Sonn' und Thau,
Wird es die Königin der Au,
Kann Heerd' und Vöglein schirmen.

Wenn du des Guten Samen streust,
Dich reines Sinns der Menschheit weihst,
Befiehl dich Gottes Wegen!
Die Aussaat keimt geheim und still,
Und wird gedeih'n, wie Gott es will;
Vertrau' nur seinem Segen!

Auch die Erstlinge zu dem reichen „Blüthen-Kranz aus Italien" gehören jenen Tagen an. Es bezeichnet den Sinn und die damalige Lage des Sängers, wenn er in dem Gedicht „Sant Peters Dom" sagt:

An sein Grab, erhellt im Glanze
Von der Lampen goldnem Kranze,
Wallt der Pilger tief gerührt,
Voll der Sehnsucht heil'gem Triebe
Nach dem Reich, wo in der Liebe
Eine Heerd' ist und Ein Hirt.

Und wenn er dann seinen Herzenswunsch als „Votivtafel" am Grabe der Apostel in der St. Peterskirche ausspricht:

Hier ruhen der Apostel Glieder —
O käme doch ihr Geist uns wieder!

Wessenberg war an einem wichtigen Wendepunkt seines innern und äußern Lebens angekommen. In der Stille des ländlichen Aufenthalts war sein bisheriges Streben, dessen Voraussetzungen, Erfolge oder Täuschungen, klar an seiner Seele vorübergegangen. Die gemachten Erfahrungen hatten ihm sattsam dargethan, daß eine wirksame Erneuerung des kirchlich-religiösen Lebens, wie es die Zeit und deren Bedürfnisse fordern, nimmermehr von der Hierarchie selbst zu erwarten sei; diese hatte sich in ihrer selbstsüchtigen Verknöcherung und geistlosen Indolenz zu einem Werke, das vor Allem rückhaltlose Selbstverläugnung und muthige Opferwilligkeit verlangt, unfähig oder untüchtig erwiesen.

Es kann dem denkenden ehrlichen Manne, dem die heilige Sache des Christenthums und die Wohlfahrt seines Volkes gleich warm am Herzen liegen, weiter nicht zweifelhaft sein, daß der Ausgangspunkt für eine heilsame Neugestaltung der religiös-kirchlichen Zustände in unseren Tagen auf einer breitern und festern Grundlage als bisher gesucht und gewonnen werden müsse. Diese Aufgabe erscheint unumgänglich durch ein Zweifaches bedingt.

Einmal ist — im Gegensatz und unter Aufgeben aller unfruchtbaren theologischen Scholastik — zu dem biblisch-praktischen, d. i. zu dem religiös-sittlichen Christenthum zurückzukehren, und die Erneuerung der Kirche im Geiste und nach dem Urbilde der apostolischen Zeit und ihrer einfachen Einrichtungen anzustreben.

Sodann muß die reformatorische Bewegung mit dem geistigen Leben und den nationalen Interessen des Volkes selbst in innige Beziehung und lebendige Wechselwirkung treten, um zunächst die Besten der Nation für sich zu gewinnen, und dann allmälig ihre läuternde und reinigende Anziehungskraft auf alle Schichten des Volkes zu üben. Sie wird sich daher wesentlich auf dem Boden der Kirche fest-

halten, oder, wie Wessenberg sich auszudrücken pflegte, mit „kirchlichen Mitteln" vorschreiten, um nicht etwa nur in einer neuen Sektenbildung von zweifelhaftem Werth sich zu verlieren. Aber sie muß sich an das Volk selbst wenden, und bei diesem wie das Bedürfniß, so auch die Befähigung und die rechte Thatkraft zur kirchlichen Reform wecken. Das ächt christliche und das nationale Interesse sind die beiden starken Kräfte, bei deren Ineinandergreifen und innigem Verein ein solider Neubau für ein gesundes religiös-kirchliches Leben der Völker, deren Entwicklung naturgemäß fortschreitet, in Zukunft allein wird errichtet werden können. —

Dies sind die Ansichten, die jetzt bei Wessenberg immer bestimmtere Gestalt gewannen, zu denen er seitdem durch seine Haltung den Bestrebungen des Tages gegenüber sich bekennt, und die den Kern seiner spätern schriftstellerischen Thätigkeit bilden. Er selbst las jetzt fleißiger in den heiligen Schriften, und studirte emsig die Kirchenväter, um sich, wie er sagt, „über den ursprünglichen Zustand der Kirche und ihre nachmalige Entwicklung, ihre Ausartung und die verschiedenen Reformversuche" ein recht lebendiges und ungetrübtes Bild zu verschaffen.

Noch während seines Aufenthaltes in Feldkirch im Sommer 1818 verfaßte er einige jener lieblichen biblischen Gemälde und Erzählungen (die Bergpredigt, Jesus der Kinderfreund u. a.), die recht eigentlich darauf berechnet sind, weitere Kreise in den Geist der Christusreligion einzuführen.

Zugleich hatte er, um dem reinen Katholicismus auf historischem Wege die Bahn zu brechen, noch während des Aufenthalts in Feldkirch die Grundsteine zu dem später erschienenen Werke über die Concilien gelegt. Welche Mängel und theilweise irrige Auffassungen auch dieser historischen Arbeit Wessenbergs noch ankleben, immerhin ist sie ein sprechender Beleg dafür, wie sehr damals sein der christlichen Wahrheit zugewandter Geist über die Befangenheiten des Kirchenmannes hinaus zu einer

ächt christlichen Schätzung der Dinge sich aufzuschwingen begann.

„Solche Beschäftigungen“, sagt Wessenberg, „trugen damals viel bei, mein Gemüth zu erheitern und zu erheben, und mich zu einer würdigen Ausfüllung des neuen Abschnitts meines Lebens vorzubereiten.“

Sechstes Kapitel.

Reaction in Deutschland gegen den nationalen Geist. Verdienste des Großherzogs Karl von Baden. Systemwechsel unter seinem Nachfolger. Wessenbergs Erwählung zum Erzbischof von Freiburg. Rücktritt vom Amte.

Im Spätherbst 1818 war Wessenberg nach Konstanz zurückgekehrt, entschlossen, die geistliche Verwaltung des Bisthums bis zur definitiven Regelung der Kirchenfrage fortzuführen. Er hatte gleich nach seiner Rückkehr von Rom dem Großherzog Karl auf dessen Frage, was nun zu thun sei, den Rath ertheilt, im Verein mit den übrigen protestantischen Fürsten Süddeutschlands durch Bevollmächtigte zu Frankfurt die Grundlagen zu einer gemeinsamen Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle feststellen zu lassen. Diese Conferenzen, bei denen Baden durch zwei ausgezeichnete Männer, den Geh. Rath von Ittner und den geistlichen Rath Burg, die Wessenberg dem Großherzog als besonders geeignete und allgemein geachtete Männer empfohlen hatte, vertreten wurde, waren bereits am 24. März eröffnet worden.

Die Geschichte dieser Conferenzen liegt außerhalb unserer Aufgabe, da Wessenberg ihren Verhandlungen gegenüber die strengste Neutralität beobachtete. Auch ließ sich anfangs ein befriedigendes Resultat erwarten, da die verbündeten deutschen Regierungen, namentlich Baden, Württemberg und Nassau, den ernstlichen Willen zeigten, die Rechte der deutschen Kirche gegenüber den Ausschreitungen Roms mit allem Nachdruck zur Geltung zu bringen.

Indessen trübten sich denn doch bald auch hier die Aussichten. Denn in Deutschland darf man sich in der Regel nicht lange eines heitern Himmels erfreuen. Die im Jahr 1819 mit den Karlsbader Beschlüssen beginnende Reaction gegen den nationalen Geist und Aufschwung des deutschen Volkes konnte nicht verfehlen, ihren traurigen Einfluß auch auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens geltend zu machen. Von nun an war bei den Verhandlungen zu Frankfurt wenig mehr von Freiheiten der Kirche, noch einiges von Rechten des Staates, gar viel aber von der Allgewalt des bureaukratischen Regiments und dessen allein zulässiger Geltung in staatlichen wie in kirchlichen Dingen die Rede. Damit haben wir den neuen Geist bezeichnet, der die unter großen Hoffnungen begonnenen Frankfurter Conferenzen zu Ende geführt hat.

Nicht wenig hatten zu dem unerfreulichen Verlauf der kirchlichen Unterhandlungen der in Baden erfolgte Thronwechsel und die damit verbundene Veränderung in den Absichten und Bestrebungen der dortigen Regierung beigetragen. Schmerzlich berührte Wessenberg der am 8. Decbr. 1818 erfolgte frühe Hintritt des Großherzogs Karl. Die vortrefflichen Naturanlagen dieses Fürsten hatte zwar eine schlaffe und fahrlässige Erziehung fast unentwickelt gelassen, so daß es leider schlechten Menschen ein Leichtes ward, ihn frühzeitig auf Irrwege zu verführen und verderbliche Neigungen fast planmäßig in ihm zu nähren. „Doch war", wie Wessenberg sagt, „sein ge-

sunder Verstand und sein Gerechtigkeitssinn unverwüstlich aufrecht geblieben."

Ueberhaupt war der gute Geist der Zähringer Regentenfamilie besonders lebendig in diesem Fürsten. Von Herzen volksfreundlich, und grundsätzlich freiheitlicher Entwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zugethan, zeigte Großherzog Karl, wiewohl gegen gewöhnliche Geschäfte fast gleichgültig und arbeitsscheu, in allen wichtigern Angelegenheiten des Landes eine Energie des Willens und eine muthvolle Entschlossenheit, die selbst mächtigern Gegnern Achtung und Erfolge abgewann. Wessenbergs Sache, die gute Sache der deutschen Kirche, hatte er gleichsam zu der seinen gemacht, und soweit dies von ihm abhing, kräftigst aufrecht erhalten. Bei längerer Dauer seiner Regierung würde sicherlich die kirchliche Frage trotz der Reaction im übrigen Deutschland in Baden und in dem damals gleichgestimmten Württemberg, wo König Wilhelm dem deutsch-nationalen Streben Wessenbergs volle Anerkennung angedeihen ließ, in erfreulicherer Weise ausgetragen worden sein, als dies später wirklich der Fall war.

Großherzog Karl, durch widrige Erfahrungen sonst mißtrauisch gemacht, schenkte doch Wessenberg, seit er dessen Werth erkannt, sein vollstes Vertrauen, und unternahm seit 1816, mit welchem Jahr überhaupt im Leben dieses Fürsten Vieles anders und besser wurde, nicht leicht etwas Wichtigeres, ohne dessen Rath vernommen zu haben. Insbesondere ließ er sich von ihm und seinen Rathschlägen bei den zwei schwierigen und folgenschweren Staatsacten leiten, welche die letzten Regierungsjahre jenes Fürsten auszeichnen, und ihm bei dem badischen Volke für immer ein gesegnetes Andenken bewahren werden. Dies sind die Erhaltung der Integrität des Großherzogthums gegen die ungerechtfertigten Ansprüche der Krone Baierns, und die Verleihung jener freisinnigen Verfassung, wodurch Baden allen deutschen Ländern voranging, und die hauptsächlich

dazu beigetragen hat, dem badischen Lande durch die verhältnißmäßig vorgeschrittene Bildung und den Wohlstand eines großen Theils seiner Bewohner eine Stellung in Deutschland zu erwerben, die höher steht, als dessen Flächenumfang und Einwohnerzahl sonst bedingen würden.

Ganz anders gestaltete sich das Verhältniß Wessenbergs zu Karls Nachfolger, dem Großherzog Ludwig. Von Natur aus selbstherrisch und nur soldatisch gebildet, überdies an einen kleinlichen Intriguengeist gewöhnt, der, wie Wessenberg bemerkt, oft selbst auf die Geradheit seiner Gesinnungen ein zweifelhaftes Licht warf, schien dieser wenig geneigt, freisinnigen Ideen Gehör zu leihen. Selbstständige Menschen waren ihm überhaupt zuwider.

Wessenberg war er persönlich abgeneigt. Er hatte längere Zeit, auf Napoleons Befehl auf seine Besitzung Salmansweil verbannt, in der Nähe von Konstanz gelebt und Jenem durch gewisse galante Neigungen nur zuviel Anlaß zu mißbilligenden Vorstellungen gegeben. Seitdem behandelte er den ihm ohnehin unliebsamen Reformator zwar mit äußerer Höflichkeit, aber mit schwer verhaltenem Groll im Herzen. Kaum war er Regent geworden, als er eine rücksichtvolle Anordnung des Großherzogs Karl, der einige Gemächer in dem unbewohnten ehemaligen fürstbischöflichen Schlosse zu Meersburg dem Bisthumsverweser zur Verfügung gestellt hatte, um diesem seinen öftern Aufenthalt daselbst angenehmer zu machen, durch einen aus seinem Kabinet ergangenen Befehl zurücknahm! —

„Es war dies eine Kränkung", sagt Wessenberg, „die ich nur mit Stillschweigen zu beantworten für gut hielt. Auch war es die letzte, die mir persönlich von seiner Seite widerfuhr. Da Großherzog Ludwig wußte, daß die öffentliche Meinung und die Zuneigung der weit größten Mehrheit des Klerus auf meiner Seite standen, so fand er es seiner Politik angemessen, mich fernerhin mit Achtungsbezeigung zu behandeln. Auch hätte

ich sogar seine Gunst gewinnen können, wenn ich mich auf Kosten meiner Sinnesart und Ueberzeugungen bequemt hätte, seinen politischen Betrachtungsweisen und Absichten, die eben nicht als freisinnig bezeichnet werden konnten, mich zu accommodiren." —

Die langen Verhandlungen der zu Frankfurt vereinigten süddeutschen Regierungen (Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und Darmstadt mit Homburg, Nassau und Frankfurt) führten endlich zu einer Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle, nach welcher die neue Kircheneinrichtung jener Staaten geordnet wurde. Diese sollten künftig eine gemeinsame Kirchenprovinz, die oberrheinische, bilden, und der Metropolit derselben im Großherzogthum Baden und zwar mit Auflösung des uralten Bisthums Konstanz zu Freiburg seinen Sitz haben. Zwei päpstliche Bullen (die vom 16. August 1821 Provida solersque und die spätere vom 11. April 1827 Ad Dominici gregis custodiam) sprachen sich über die Grenzbestimmung der Diöcesen, die Ausstattung und Besetzung der Bischofs- und Domherrenstellen und einige Grundsätze der kirchlichen Verwaltung u. a. aus. Dagegen machten die verbündeten Regierungen eine gleichlautende landesherrliche Verordnung, eine Art pragmatischer Sanktion, bekannt, angeblich zur Wahrung der Freiheiten der Landeskirchen und der Rechte des Staates, in der That aber zur Feststellung und Erweiterung des bureaukratischen Regiments und seines omnipotenten Einflusses auch in reinkirchlichen Dingen. Man hatte bewährte und heilsame Grundsätze aufgegeben, um in einer Art Compromiß mit den Ansprüchen der päpstlichen Curie leidlich sich abzufinden.

Unter den vielen Mißgriffen, welche deutsche Regierungen bei ihren kirchlichen Einrichtungen in neuerer Zeit begangen haben, bestand der größte darin, daß sie gern zu den ersten kirchlichen Würden Personen zu bringen suchten, auf die sie als willige Werkzeuge unbedingt zählen zu können hofften. Sie haben dabei

nur Eins vergessen, nämlich, daß schwache Menschen eben so leicht zu Werkzeugen für wie gegen die Regierung sich gebrauchen lassen, und daß sie dann im Dienste einer Faktion um so bequemer zu werden pflegen, je frecher, weil straflos, diese unter solcher Decke ihr Spiel treiben kann. Mehr als eine deutsche Regierung hat hierin bis in die neuesten Tage bittere Erfahrungen gemacht. —

In Baden beschäftigte man sich seit 1822 lebhaft mit der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Freiburg. Man wollte den Schein freier Wahl gewähren, um hinterher dann doch zu einem Manne zu greifen, der möglichst gefügig und zugleich in Rom angenehm wäre. Bei einer solchen Persönlichkeit hoffte man sich mit Rom leicht vertragen zu können.

Die Regierung beschloß daher, die Stimmen der Geistlichkeit einzuvernehmen, in der sichern Erwartung, jene würden hauptsächlich einer oder der andern Person zufallen, die man unter der Hand als höchsten Orts „besonders willkommene" zu bezeichnen in aller Weise bemüht war. Die Regierung forderte daher sämmtliche Decanate auf, drei vorzüglich würdige Geistliche in Vorschlag zu bringen, aus denen dann der Großherzog einen zum Erzbischof designiren und der römischen Curie zur Bestätigung vorschlagen wolle. Sämmtliche Decanate des Landes bezeichneten nun in seltener Uebereinstimmung den unter Beachtung aller kirchlichen Vorschriften und Formen rechtmäßig zum Nachfolger im Bisthum Konstanz gewählten Freiherrn v. Wessenberg als den Mann ihres Vertrauens und als den Würdigsten, den erzbischöflichen Stuhl zu Freiburg einzunehmen.

Die Stimme der intelligenten Mehrheit des badischen Volkes billigte laut diese Wahl seiner Geistlichkeit, die auch in beiden Kammern der eben versammelten Landstände ungetheilten Beifall und beredte Befürwortung fand. Wenn je, so konnte diese so

allgemein und unzweideutig beurkundete Stimme des Volkes und Landes als die vox Dei gelten.

In Karlsruhe hatte man ein solches Resultat keineswegs erwartet, und war in nicht geringer Verlegenheit ob der Consequenz des eigenen Werkes. Bei der so entschieden ausgesprochenen Stimmung des Landes konnte man Wessenbergs abermalige Erwählung nicht geradezu umgehen; aber man hoffte diesen zu bestimmen, daß er selbst resignire. So begann ein diplomatisches Intriguenspiel, wobei nur übersehen wurde, daß man es mit einem Manne zu thun hatte, der nicht mit sich marken ließ, wo höhere Rücksichten, Wahrheit und Pflicht, es anders geboten.

Sobald Wessenberg von der Absicht der Regierung, die Geistlichkeit zur Wahl aufzurufen, sichere Mittheilung erhalten, unternahm er mit seinem ältern Bruder eine Reise nach dem südlichen Frankreich, um bei diesem Hergang jeden Schein persönlichen Einflusses von sich fern zu halten. Erst nach seiner Rückkehr (März 1822) hatte Wessenberg das Resultat der Abstimmung erfahren.

Zugleich überbrachte ihm der geistliche Rath Burg im Auftrag der Großherzoglichen Regierung ein (vom 12. März 1822 datirtes) Schreiben des Ministers des Auswärtigen, Freiherrn von Berstett, worin in den verbindlichsten Worten „die vielen und großen Verdienste, welche Wessenberg durch seine zwanzigjährige Amtsführung um die Landeskirche sich erworben habe, ferner die hohe Begabung und Würdigkeit seiner Person, wofür auch die neuliche fast einstimmige Wahl der Landesgeistlichkeit ein vollgültiges Zeugniß sei", anerkannt werden. „Um jedoch", so schloß das diplomatisch geschraubte Schriftstück, „in dieser wichtigen Angelegenheit die weitern höchsten Verfügungen treffen zu können, habe der Großherzog ihn (den Minister) beauftragt, den Freiherrn v. Wessenberg von dem Resultat der Wahlen ungesäumt in Kenntniß zu setzen, und um eine seinen

anerkannten tiefen Einsichten, vielfältigen Erfahrungen und seiner aufrichtigen Theilnahme an der dringend nothwendigen Wiederherstellung der neuen Kirchenordnung angemessene Erklärung seiner Gesinnungen hierüber zu bitten.“ —

Den eigentlichen Sinn der letztern Worte sollte der geistliche Abgesandte der Regierung mündlich an Herrn v. Wessenberg eröffnen. Dieser vernahm denn aus dem Munde des Mannes, den er bisher stets seines besondern Vertrauens gewürdigt: „Daß der Großherzog keineswegs ihn (Wessenberg) zum Erzbischof wünsche, vielmehr in der Erwartung stehe, durch die von Wessenberg abzugebende Erklärung in den Stand gesetzt zu werden, über die Besetzung des erzbischöflichen Stuhls mit Rom ohne Schwierigkeiten sich verabreden zu können.

Zugleich theilte ihm der geistliche Rath Burg mit, daß der Großherzog die erzbischöfliche Stelle bereits einem Andern, dem Konstanzer Domherrn, Grafen von Thurn, angetragen habe. Der brave aber geistig ganz unbedeutende Mann war ehrlich genug, das Ernennungsschreiben sofort seinem Freunde Wessenberg mitzutheilen und der Großherzoglichen Regierung zu erklären, daß er sich zur Uebernahme eines solchen Amtes keineswegs für fähig halte.

„Für mich“, schreibt Wessenberg, „war dieses ganze Verfahren der Regierung in mehrerer Hinsicht sehr verletzend. Es zeigte, daß man in Karlsruhe von der Voraussetzung ausging, daß ich nothwendig verzichten müsse; daß man durch das Schreiben an mich nur eine höfliche Formalität erfüllen wollte; endlich daß man auf die Fähigkeit und Würdigkeit der Person, die den erzbischöflichen Stuhl besteigen sollte, nur geringen Werth lege, ja vielmehr eine solche wünsche, auf die man als williges Werkzeug zählen dürfe.“

Am schmerzlichsten aber fiel es Wessenberg, daß derjenige Mann, der seine ganze Lebensstellung hauptsächlich ihm

zu verdanken, und den er selbst stets als Freund behandelt hatte, hinter seinem Rücken einen solchen Auftrag annehmen und in einer wenig ehrenhaften Sache sich zum Unterhändler und Zwischenträger hergeben konnte [5]).

Wessenberg war nicht lange ungewiß, was unter solchen Umständen zu thun sei. Seine persönliche Würde, sein erlangtes gutes Recht und die gebührende Rücksicht auf das Vertrauen, das die gesammte Landesgeistlichkeit bei jedem Anlaß und neulich wieder durch eine feierliche öffentliche Erklärung auf ihn gesetzt hatte, stellten an ihn die unausweisliche Forderung, denen, die in einem so unwürdigem Intriguenspiel sich verwickelt, die Sache nicht zu erleichtern, sondern lediglich ihnen selbst zu überlassen, ihr Werk zu Ende zu führen.

Wessenbergs mündlich und schriftlich abgegebene Erklärung ging daher im Wesentlichen dahin: „Daß die Regierung wohl am besten wissen müsse, was ihrer Stellung und Würde im vorliegenden Fall am angemessensten sei. Dabei gab er ebenso entschieden seine Bereitwilligkeit kund, jedes persönliche Opfer, welches das wahre Interesse der vaterländischen Kirche verlan-

[1]) Das auffallende Benehmen des geistlichen Raths Burg, das mit dem wackern Auftreten des ehrlichen Grafen Thurn in so grellem Contrast steht, hat bei den Freunden und Anhängern Wessenbergs einen bereits gehegten Verdacht noch bestärkt, daß nämlich jener schon in Rom Wessenbergs Sache verlassen und dadurch insgeheim bei der päpstlichen Curie sich Freunde erworben habe. Die bald nachher erfolgte Erhebung des Mannes, der bisher als offener thätiger Anhänger der Reformpartei galt, zum Bischof von Mainz, gab diesem Verdacht neue Nahrung. Wessenberg, wie wir von ihm selbst wissen, hat solchen Verdacht keineswegs getheilt; er hat sogar in seiner arglosen Weise den letztern mindestens wenig ehrenhaften Schritt des Mannes zu entschuldigen gesucht. „Ich bin", sagt Wessenberg, „ganz geneigt zu glauben, daß Burg sein Benehmen durch die Absicht gerechtfertigt hielt, der guten Sache einen ersprießlichen Dienst zu leisten, indem er sich von der Hoffnung leiten ließ, dadurch widrigen Einflüssen der Gegenpartei (der ultramontanen Reaktion) zu begegnen. Dies zu thun, war Burg allerdings im hohen Grade befähigt." —

gen möge, gerne zu bringen, als alle seine Kräfte und sein ganzes Leben auch künftig dem Dienste dieser Kirche zu widmen; übrigens müsse er die Beurtheilung, was hierin dem wahren Vortheil derselben am meisten entsprechen möge, lediglich der Regierung anheimstellen."

In Karlsruhe deutete man diese Erklärung Wessenbergs als eine Resignation desselben, und glaubte nun in der Kirchenfrage weiter keine Rücksicht auf ihn nehmen zu dürfen. Dagegen erhielt Wessenberg um diese Zeit von Außen her, von einem der tüchtigsten und geachtetsten Fürsten des neuern Deutschlands, eine glänzende Genugthuung. Während er im Jahr 1822 auf dem Landtag zu Karlsruhe verweilte, kam der württembergische Kirchenrath Jaumann dorthin, um ihm im Namen des Königs Wilhelm und gemäß der Wünsche der württembergischen Geistlichkeit den Antrag zu stellen, daß er sich zur Uebernahme des neugegründeten Bisthums Rottenburg verstehen möchte. In Karlsruhe war man über diesen Schritt des Königs von Württemberg nicht wenig betroffen, da er allerdings auf das Benehmen der damaligen badischen Regierung eben kein günstiges Licht warf.

Wessenberg zeigte sich indeß wenig geneigt, auf diesen Antrag einzugehen, da keine Hoffnung vorhanden sei, „daß er die Genehmigung Roms erhalten werde, nachdem man in Baden keinen Schritt gethan habe, um die Bestätigung seiner Wahl zur erzbischöflichen Stelle, wozu er doch die nächsten Ansprüche habe, mit Nachdruck durchzusetzen." — Erst auf vieles Zubringen des württembergischen Abgeordneten verstand sich Wessenberg endlich dazu, nicht entgegen sein zu wollen, wenn von Seite Württembergs über die Wünsche des Königs und der dortigen Geistlichkeit der römischen Curie Eröffnungen gemacht würden. Dies geschah auch wirklich. Die Antwort des Cardinals Consalvi lautete, wie vorauszusehen war, ablehnend, wobei unter der Hand auf den Vorgang Badens, das von der Er-

wählung des „Baron v. Wessenberg" Umgang genommen habe, hingedeutet wurde. —

Die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Freiburg zog sich noch bis in das Pontificat Leo XII. hin, wo endlich durch die Bulle **Ad dominici gregis custodiam** vom 3. April 1827 die neue Einrichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz ihre endgültige Bestätigung erhielt, und ein ehemaliges Mitglied des Klosters Salmansweiler, dem Großherzog Ludwig seit seiner Verbannung daselbst näher vertraut, mit dem erzbischöflichen Pallium geschmückt wurde.

Wessenberg hatte bis dahin die Bisthumsverwaltung unverändert fortgesetzt. Jetzt machte er der Geistlichkeit der Diöcese die Auflösung des Bisthums Konstanz und die Errichtung des erzbischöflichen Sitzes zu Freiburg in einem Hirtenbriefe vom 21. Oktober 1827 bekannt. In dem Abschiedswort, in welchem der Edle sein ganzes Herz ergoß und seine ächt christlichen Gesinnungen offenbart, heißt es unter Anderm:

„Bei allen Ereignissen ziemt es dem Christen, seine Blicke zu demjenigen zu erheben, der alle Schicksale der Menschheit mit unerforschlicher Weisheit lenkt, durch den Alles besteht, und der insbesondere für das Wohl seiner von dem ewigen Sohne gestifteten Kirche bis an's Ende der Zeiten mit väterlicher Sorge wacht. Danken wir ihm von Herzen für das Vergangene, und sehen wir mit Vertrauen der Zukunft entgegen! Soll doch das neue Gebäude, wie das alte, nur Christo, nur der Verherrlichung seines Namens dienen. Wenn das Bisthum Konstanz bedeutende Erinnerungen hinterläßt, wenn sein Einfluß fortwährend in mancherlei Beziehung segenreich war, wenn in seinem Schooße durch die gottseligen, edeln und preiswürdigen Bemühungen so vieler verdienstvoller Bischöfe und Seelenhirten manches Heilsame verwirklicht wurde, wenn von ihm noch kurz vor seinem Erlöschen einige den religiösen Sinn belebende Strahlen ausgegangen sind, so gereicht es uns auch zum Troste, daß

wir von dem neuen Bischofthum, welches an die Stelle des alten tritt, Gleiches hoffen, daß wir mit Zuversicht erwarten dürfen, sein Einfluß werde dasjenige, wozu mit gutem Erfolg der Grund gelegt ist, mit göttlichem Beistand, zu größerer Vollendung bringen."

„Indem ich jetzt von Ihnen, geliebte Brüder und Mitarbeiter im Herrn! mit innig gerührtem Herzen Abschied nehme, überfließt dieses von Empfindungen, die zwar einestheils den Schmerz der Trennung ausnehmend erhöhen, anderntheils aber auch unbeschreiblich lindern. Sechs und zwanzig Jahre sind verflossen, seit das Vertrauen des Ihnen Allen gewiß stets unvergeßlichen Oberhirten Karl Theodor von Dalberg mich zunächst zur Leitung der Angelegenheiten des weitschichtigen Bisthums berief. Fern von mir die Einbildung, in diesem so wichtigen Amte nach den Forderungen des Apostels wirklich Allen Alles geworden zu sein (1 Kor. 9, 22), und fern vor Allem der Gedanke, irgend etwas Gutes gestiftet zu haben, das nicht Christus durch uns gewirkt hätte! (1 Kor. 1, 31. 3, 6 ff. 2 Kor. 3, 5. Philipp. 2, 13). Würden wir auch alle Forderungen Christi in vollem Maß erfüllt haben, so wären wir doch nichts, als verdienstlose Diener des Herrn. Was wir in Gottes Augen sind, so viel sind wir werth, und Keiner mehr. Wer sich also rühmen will, der rühme sich im Herrn! (Röm. 5, 11. 1 Kor. 1, 31)."

„Indessen gibt mir mein Gewissen das Zeugniß, bei allen Mühen und Kämpfen nirgend einen eigenen Vortheil, sondern überall, soweit beschränkte Kräfte und Einsichten es zuließen, die Ehre Christi, die fruchtbare Theilnahme seiner Heerde an der Heilsanstalt Gottes gesucht zu haben, und ich darf Sie Alle, geliebte Mitdiener Christi! vor ihm, der unser Aller Richter ist, mit Zuversicht zur Zeugenschaft aufrufen: ob ich nicht stets gezeigt, daß Geben seliger sei als Nehmen; ob ich jemals ein Opfer verweigert habe, sobald das Wohl der Brüder es ver-

langt; ob ich jemals einen andern Grund zu legen gesucht, als den gelegt hat Christus der Gekreuzigte; ob nicht Ihre Berufstreue, ob nicht die guten Früchte Ihrer Wirksamkeit stets meine höchste Freude und die Krone meines Ruhmes gewesen? Ob Einen von Ihnen ein Leiden getroffen, das ich nicht theilnehmend mitempfand? Ob ich nicht unablässig dahin gestrebt habe, Sie Alle und Ihre Heerden von den gleichen Gesinnungen, von der gleichen Liebe beseelt, einmüthig und einträchtig zu sehen in Christo?" —

„Bis zu meinem letzten Lebenshauche werde ich nie aufhören, dem Herrn, von welchem allein der Aussaat das Wachsthum und Gedeihen zufließen kann, für den Segen, den er in schwierigen Zeitumständen meinen, wenn auch geringen, doch redlichen und unverdrossenen Arbeiten in seinem Weinberge verliehen hat, vom Grunde der Seele zu danken; ihm vorzüglich zu danken für die große Zahl rechtschaffener, eifriger und einsichtiger Gehilfen, die er mir beigesellt hat, um in Aller Herzen sein Wort des Lebens auszustreuen, um die Fruchtbarkeit seiner himmlischen Kraft zu befördern, um das Unkraut der falschen Meinungen und der den Glanz der Kirche verdunkelnden Mißbräuche des Unglaubens und des Aberglaubens nach Thunlichkeit auszujäten, damit keine Pflanze gedeihen möge, die nicht gepflanzt ist vom Vater im Himmel."

„Unvergeßlich sind mir die Liebe und das Vertrauen, welche Sie für meine Person bei allen Anläßen beharrlich an den Tag gelegt haben. Wenn mein Eifer und der Ernst mancher Vorschriften und Ermahnungen hin und wieder den Menschen mißfiel, so war ich stets durch die trostreiche Hoffnung gestärkt, daß der Eine sie nicht verworfen habe, der unsere Absichten durchforscht und sie zu würdigen weiß, und, indem ich jetzt seine unendliche Güte mit freudigem Muthe wegen des Gedeihens preise, dessen sich meine, oder vielmehr Ihre Aussaat, geliebte Brüder! zu erfreuen hatte, preise ich sie nicht minder dafür mit

einem Herzen voll Demuth, daß sie mich auch durch die Feuerprobe der Mißkennung und schiefen Beurtheilung geführt hat, in welcher die Seele geläutert und veredelt wird, während der Beifall der Welt sie nur zu oft befleckt und verderbt. Wer ist ein Christ, und sollte nicht gern und gelassen dulden, damit Christus verherrlicht werde?"

„Mit den innigsten Segenswünschen für Sie Alle und Ihre Heerden, als Hausgenossen Gottes, trete ich von dem Hirtenamte, das mir bisher anvertraut war, zurück. Immer und überall werden diese Segenswünsche mich beseelen. Im heitern Bewußtsein der Amtstreue darf ich mit dem Apostel Sie Gott und dem Worte seiner Gnade empfehlen; ihm, der die Macht hat, Sie zur Vollkommenheit zu führen, und Ihnen mit allen Geheiligten das beschiedene Erbtheil zu geben. Möge Ihrer Aller Namen im Buche des Lebens stehen! Meine Hoffnung in Ansehung Ihrer, meine Brüder und Freunde! ist fest gegründet: Sie werden unwandelbar als Männer mit unverdorbenem Kindersinn sich zeigen, wachsam in der Hirtensorge, unerschütterlich im Glauben und liebreich in Allem was Sie thun. Klar steht vor Ihrer Seele der Beruf: beständig nicht blos durch das Wort, auch durch Ihr Leben alles Schlechte im Menschen zu bekriegen, und das Reich Gottes werden Sie stets mit Erfolg verkünden, weil es in Glauben, Hoffnung und Liebe fruchtbar ist in Ihrem Innern."

„Sie werden", fügte der scheidende Oberhirte mit fast prophetischem Blicke bei, „die Zeichen der Zeit nicht außer Acht lassen, die so klar und deutlich verkünden: daß der Buchstabe tödte, wenn ihn der Geist nicht belebt; daß mit der Scheingerechtigkeit der Pharisäer Niemand in das Reich Gottes gelangen könne; daß Gott jede andere Verehrung, als die in Geist und Wahrheit verwerfe; daß nur eine geistige Wiedergeburt des Menschen, seiner Gesinnung, seines Herzens

ihn vom Untergang retten, ihn zum Kinde Gottes machen könne (Joh. 3, 3. 5. 8), und daß gerade das die Menschen verurtheile, daß sie, nachdem das Licht in die Welt gekommen, dennoch die Finsterniß mehr lieben, als das Licht (Joh. 3, 19)." —

Nachdem Wessenberg die Geistlichen ermahnt, dem neuen Oberhirten mit Vertrauen entgegenzukommen, und ihm in der Verwaltung seines beschwerden- und mühevollen Amtes zur Förderung des Reiches Gottes als treue Gehülfen beizustehen, schloß er seine Segenswünsche mit der Bitte: „Stets werde ich fortfahren, Sie in meinem Herzen zu tragen, stets Ihrer gedenken in meinem Gebete. Bewahren auch Sie mich im Herzen und im Gebete. O! möchte doch beständig nur Christus in uns wohnen! Möchten wir ganz ihm leben! Möchten wir, stets in seiner Liebe wandelnd, nur Einen Körper bilden mit ihm! Ungeschwächt möge bei allen äußeren Wechseln die heilige Verbindung unter uns fortbestehen: Wir in Christo und Christus in uns (Joh. 15, 4. 5)."

Dieses wahrhaft apostolische, von ächt christlichem Geiste gezeugte Abschiedswort, mit dem Wessenberg von dem bisherigen Schauplatz seiner öffentlichen Wirksamkeit zurücktrat, charakterisirt allein schon hinlänglich den Mann, seinen Sinn und die Ziele seines Strebens; es ist zugleich ein ebenso lautes Zeugniß für ihn und sein Thun, wie gegen seine Widersacher und deren Blindheit. Jeder aber, der Christum und sein Wort erkannt hat und von Herzen liebt, und dabei fähig ist, Menschen und die Dinge in der Welt gerecht und ohne persönliche Befangenheit zu beurtheilen, wird jenes Selbstbekenntniß des Konstanzer Bisthumsverwesers nur mit wehmüthiger Theilnahme lesen, und einem geachteten Organ der öffentlichen Meinung in unseren Tagen vollkommen zustimmen, wenn es erklärt: „Die Mit- und Nachwelt, der von Wessenberg das schöne Bild eines christlichen Lebens zum hehren Beispiel hinterlassen hat,

wird in der Erinnerung an all' das Gute, das er geschaffen, bei seinem Namen doch immer dem Gedanken Raum geben müssen: Welche Segnungen wären der christlichen Kirche erblüht, welche Aergernisse ihr und der Welt erspart geblieben, wenn die Vorsehung es Deutschland vergönnt hätte, auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Freiburg, über ein Menschenalter hinaus, den Besten seines Volkes, Ign. Heinrich von Wessenberg, zu schauen!" —

Von allen Dekanaten des Landes, selbst aus jenen Theilen des Konstanzer Bisthums, die hauptsächlich auf Betreiben der Römlinge jenem, d. i. dem unmittelbaren Einfluß Wessenbergs, bereits früher entzogen worden waren, nämlich aus der Schweiz, Württemberg und Vorarlberg, gelangten Zuschriften an Diesen, worin die Geistlichkeit ihre schmerzlichen Empfindungen und ihr tiefes Bedauern über sein Abtreten vom Amte in den herzlichsten Ausdrücken offen an Tag legte. Dasselbe geschah aus den Kreisen der Laien und vieler Gemeinden. „Solch ungeheuchelter Ausdruck der Herzensgesinnungen Vieler", sagt Wessenberg, „die rührende Theilnahme geistesverwandter Freunde erfreuten mein Herz und bewiesen mir, daß ich in jener ernsten Wendung meines Lebens nicht derjenige war, der am meisten des Trostes bedurfte."

Niemand wird wohl den Schreiber dieses einer besondern Vorliebe für hierarchische Einrichtungen beschuldigen, oder ihn fähig halten, die schädlichen Mißgriffe und schweren Sünden des hierarchischen Regiments gegen das reine Christenthum in Schutz zu nehmen. Aber die Gerechtigkeit fordert, hier bei einem von den vielen Fällen es offen auszusprechen, daß nur ein Theil der Schuld unserer unerquicklichen kirchlichen Zustände in Deutschland auf der Hierarchie selbst lastet. Wäre Wessenberg in seinen Bestrebungen von den deutschen Regierungen mit Nachdruck unterstützt worden, der jesuitische Ultramontanismus hätte sicherlich in Deutschland keinen heimischen Boden mehr finden können.

Ja wäre er nicht zuletzt vom weltlichen Arm verlassen und preisgegeben worden, so dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich im südwestlichen vorzugsweise katholischen Deutschland im Stillen eine Reform des kirchlich-religiösen Lebens auf ächt christlichem Grund und Boden und mit nationaler Richtung allmählig ausgebildet und befestigt haben würde, die ein Vorbild und eine Leuchte für das übrige Deutschland hätte werden mögen.

Der allgemeinen Stimmung jener Tage und dem bittern Schmerzgefühl vieler Tausende über Wessenbergs Zurücktritt hatte einer der würdigsten Geistlichen [1]) des katholischen Deutschlands in einer großen Versammlung, welche einen Gedenktag des geliebten Führers festlich beging, einen entsprechenden Ausdruck gegeben, indem er seine Rede über das Streben und Wirken desselben mit den Worten schloß: „Heinrich v. Wessenberg hat auf sein ehrwürdiges Haupt einen so reichen Kranz wirklicher Verdienste um das deutsche Vaterland, und um die gute Sache des Christenthums und der Menschheit gesammelt, daß eine römische Inful keinen Platz mehr darauf finden konnte!“ ....

---

[1]) Der geistliche Rath Dr. Fid. Jäck, Regens des Seminars zu Meersburg und langjähriges Mitglied des Domcapitels zu Mainz, auch als Schriftsteller auf dem praktischen Gebiet der Theologie geachtet, ein männlich edler Charakter, darum sich und der guten Sache, die Wessenberg vertrat, noch treu, als die zunehmende Reaktion so Manche, die gut begonnen, längst beirrt und verwirrt hatte. —

Siebentes Kapitel.

Politische Wirksamkeit. Wessenberg Mitglied der badischen Ständekammer. Seine Thätigkeit für Handels- und Gewerbefreiheit seit 1819. Sorge für die moralischen Bedingungen der Freiheit, für Schule und Volkserziehung.

Das öffentliche Verhalten Wessenbergs war so, wie es von einem Manne seines lichten Geistes und kräftigen Verstandes und von der Lauterkeit seiner christlichen Ueberzeugungstreue in Gesinnung und That sich erwarten läßt. Seine politische Wirksamkeit als Bürger des Staats ist nur ein weiterer Beleg, wie bei diesem trefflichen Manne Alles in Harmonie stand, der zugleich als Christ und Mensch, als Geistlicher und Bürger unsere Verehrung und Anerkennung in Anspruch nehmen darf.

Ein ächter Christ wird jederzeit ein guter Bürger sein, d. i. es kann Niemand Christum lieb haben und sein heiliges Wort: „Daß wir Alle, ob Hohe oder Niedere, eine Gemeinde von Brüdern unter einander seien, von gleicher Würde und gleicher Bestimmung, und daß als die rechte Regel für diese neue Lebensgemeinschaft gelten müsse: daß wir gegen einander gesinnt seien und handeln sollen, wie wir wünschen, daß die Leute uns thun" — ohne mit aller Kraft und reinem Sinne an der fortschreitenden Verwirklichung vernünftiger, menschenwürdiger Zustände ehrlich zu arbeiten und opferwillig und sich selbstverläugnend mitzuwirken.

Wer aber jenen göttlichen Kern der Christusreligion, wo=

durch diese allein schon alle menschliche Weisheit weit überwiegt, und der auch ohne große Kunst des Nachdenkens für Jeden, der will, hinreichend verständlich ist, mißkennt, während er den Kultus der Selbstsucht in sich und bei Anderen pflegt, der muß in einem von beiden, im Kopf oder Herzen, erkrankt sein. In Wirklichkeit gibt es in der moralischen Welt keine Erscheinung, die durch ihre innere Lügenhaftigkeit widerlicher und gemeinschädlicher wäre, als die Religion der Liebe und Humanität auf den Lippen, und den Despotencult für eigene oder fremde Rechnung im Herzen und in der That. —

Wir haben schon früher berührt, welch' lebhaften Antheil Wessenberg an der Erhaltung der Integrität seines Heimathlandes Baden und an dem Zustandekommen einer zeitgemäßen Verfassung desselben genommen hat. Erwünschten Anlaß hierzu gab ihm das hohe Vertrauen, das Großherzog Karl auf die Einsichten und den Charakter des Mannes setzte. Gewiß werden Alle, welche die Bedeutung Badens für die nationale Entwicklung Deutschlands nicht verkennen wollen, gern einstimmen, wenn wir Badner auch hier das Andenken des Konstanzer Bisthumsverwesers dankbar ehren, indem wir uns erinnern, wie sehr der Bestand unseres schönen Landes unmittelbar nach dem Wiener Congreß einige Zeit lang durch allerlei unter mächtigem Schutz gespielten Intriguen bedroht erschien. Wir wollen über das Verdienst, das Wessenberg in jener Richtung gebührt, diesen selbst hören. Er erzählt:

„Was dem Großherzog Karl am meisten am Herzen lag, war die Sicherstellung seines Landes gegen die Ansprüche der Krone Baierns. Der Großherzog sprach oft und viel mit mir über diesen Gegenstand. Da ich die Sache durch meine Verbindungen genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, so war ich im Stand, dem Großherzog die Wege zu bezeichnen, auf denen

er sein Ziel am sichersten erreichen könnte. Als ich einmal von Frankfurt nach Karlsruhe kam, unterhielt er sich darüber umständlich mit mir. Ich bemühte mich, ihm Muth zu einem standhaften Benehmen einzuflößen, und zeigte ihm, daß er auf diesem Wege mit Zuversicht erwarten dürfe, die ungegründeten Ansprüche Baierns zu vereiteln. Ich rieth, den Minister v. Marschall, einen der tüchtigsten seiner Staatsräthe, dem Bundestagsgesandten v. Berstett beizugeben, um Badens Sache vor dem Ministercongreß zu Frankfurt mit allem Nachdruck zu verfechten, wobei ich nicht unterließ, Jenen meine Bemerkungen mitzutheilen."

„Als ich später vor meiner Abreise nach Rom wieder in Karlsruhe verweilte, theilte mir der Großherzog neuerdings seine Anstände und Verlegenheiten in der Territorialsache mit. Ich sprach ihm wiederholt meine innigste Ueberzeugung aus, daß seine beharrliche Weigerung, sich auf Anforderungen, die in keinem frühern Vorgang oder Actenstück rechtsbegründet seien, einzulassen, den erwünschtesten Erfolg haben müßte. Zugleich aber hob ich hervor, daß auch die Bundesacte ein sicheres und unangreifbares Schutzmittel darbiete, um das Großherzogthum, sowohl was dessen Gebietsumfang als die Erbfolge betrifft, gegen alle Anfechtungen sicher zu stellen, nämlich die sofortige genügende Erfüllung des Artikels XIII der Bundesacte durch Einführung einer tüchtigen landständischen Verfassung."

Hierauf bemerkte der Fürst: Für eine solche werde wohl am füglichsten der Zeitpunkt abzuwarten sein, wenn die Gebietssache in Frankfurt erledigt sein werde. — Dies bestritt ich, indem mir scheine, daß die Erfüllung eines der wichtigsten Bundesartikel von der definitiven Erledigung der Territorialfrage unabhängig sei. Die landständische Verfassung dagegen, fügte ich bei, kann dieser Sache nur einen günstigern und kräftigen Vorschub geben, indem sie die öffentliche Meinung für

Baden gewinne, und vor aller Welt dem Großherzogthum und seiner Dynastie eine neue bundesgemäße Garantie verschaffe. Jede auswärtige Anfechtung oder Ansprüche werden dadurch zum Gegenstand der Mitwirkung der Repräsentanten des Landes, und somit einer bloß willkürlichen Verhandlung der Diplomatie entgegen."

„Um dies einleuchtender zu machen, berief ich mich auf das Beispiel Oestreichs. — Hat denn Oestreich eine Verfassung? fragte der Großherzog. — Als Karl VI., erwiderte ich, wegen Abgang männlicher Erben zu gegründeten Besorgnissen veranlaßt wurde, daß das Erbe seiner ältesten Tochter Maria Theresia von verschiedenen Mächten angefochten werden möchte, ließ er eine pragmatische Sanction entwerfen, die all' seine Staaten zu einem unzertrennlichen Stammgut erklärte, das jederzeit auf den nächsten Erbberechtigten übergehen solle. Diese Acte sollte nicht nur den ständischen Vertretern der betheiligten Länder der Monarchie, sondern auch allen Mächten zur förmlichen Anerkennung mitgetheilt werden. Als im kaiserlichen Rathe den Prinzen Eugen von Savoyen die Reihe traf, sein Gutachten abzugeben, ging dieses dahin: Er habe gegen die Acte und auch gegen deren Mittheilung an alle Betheiligten nichts einzuwenden, nur glaube er, daß man davon nur dann den rechten Erfolg erwarten dürfe, wenn eine starke, tüchtige Armee von 200,000 Mann schlagfertig gehalten würde. — Eine solche Armee nun könne Baden freilich nicht aufstellen. Aber gerade deswegen sei für Baden eine andere Garantie seiner politischen Existenz nöthig. Was nach Eugens Rath für den ungeschmälerten Fortbestand der östreichischen Monarchie ein Ehrfurcht gebietendes Heer sein sollte, das könne Baden eine durch die Zuneigung und Vaterlandsliebe aller Landeseinwohner Achtung gebietende Verfassung, worin die Erbfolge grundgesetzlich bestimmt würde, gewähren. — Der Großherzog folgte diesen meinen Aeußerungen mit

großer Aufmerksamkeit, und sprach zuletzt seinen vollen Beifall aus."

In der That befahl Großherzog Karl nach dieser Unterredung mit Wessenberg, die bereits eingeleiteten Verfassungsarbeiten zu beschleunigen. Wir wissen aus bester Quelle, daß der schon zum Tod erkrankte Fürst, während die Arbeiten der niedergesetzten Verfassungscommission sich in die Länge zogen, einem von dem nachherigen Staatsrath Nebenius, den vertrauten Freunde Wessenbergs, verfaßten und ihm vorgelegten Entwurf billigte, und darauf (allerdings mit einigen Abänderungen und Zusätzen) als Grundgesetz des Landes kurz vor seinem Hintritt bekannt machen ließ (unterm 22. August 1818). Diese Verfassung war die erste in Deutschland, die mit Entschiedenheit in ihren Grundbestimmungen das Gepräge ächt constitutioneller, d. i. dem wahren Repräsentativsystem huldigender Ideen trägt. Sie wurde daher nicht bloß in Baden, sondern auch im übrigen Deutschland mit Jubel und Hoffnung begrüßt. Dem badischen Lande sollte sie die Stütze seiner innern Wohlfahrt und sein bester Schutz und Hort nach Außen werden.

Karls Nachfolger, Großherzog Ludwig, hatte ungeachtet seiner Hinneigung zum Absolutismus doch, wie Wessenberg von ihm sagt, gesunden Verstand genug, um einzusehen, daß er, unversehens zur Regierung gelangt, seine schwierige Stellung im Innern und nach Außen durch nichts besser sichern könne, als durch die moralische Gewalt, welche die ungesäumte Ausführung der von seinem Vorfahrer gegebenen Verfassung darbot. Der erste badische Landtag wurde daher schon im Frühjahr 1819 eröffnet.

Nach einer Bestimmung der Verfassungsurkunde (Art. 30) ist der Landesbischof oder in dessen Ermangelung der jeweilige Bisthumsverweser Mitglied der ersten Kammer der versammelten Stände. Wie sehr mit dem Thronwechsel in der nächsten Umgebung des Fürsten sich die Ansichten geändert hatten, zeigt

sprechend genug der eine Umstand, daß es jetzt in der Nähe des Throns Menschen gab, welche auf eine Ausschließung Wessenbergs von der Ständeversammlung hinarbeiteten. Denn es liegt in der Natur gewöhnlicher Höflinge, noch über den Willen ihres Herrn hinauszugehen, sobald sie eine ungnädige Gesinnung desselben gegen einen Ehrenmann wittern. Die klare Bestimmung der Verfassung wollten diese fürstlichen Rathgeber mit dem naiven Grund umgehen, daß, „weil noch kein Landesbisthum bestehe, hier auch von dessen Verweser keine Rede sein könne. Auch würde die Berufung Wessenbergs voraussichtlich dem Papst, der Jenen nie anerkannt habe, sehr mißfällig sein!"

Es war wohl gerade letztere Bemerkung, die den Großherzog Ludwig aufmerksam machte, wie schmählich es wäre, solchem Rath zu folgen. Er erklärte, daß hier, wo von politischen Rechten des Landes die Rede sei, Rücksichten auf Rom und dessen Einsprüche keine Geltung haben könnten. So erfolgte Wessenbergs Einberufung zum Landtag. Noch machte die reactionäre Camarilla, welche um die Person des Fürsten sich gebildet hatte, den solche Leute bezeichnenden Versuch, Wessenberg eine persönliche Demüthigung zu bereiten. Nach dem von ihr ausgegangenen gedruckten Programm sollte beim Namensaufruf der protestantische Prälat vor dem katholischen Bisthumsverweser genannt werden. Die Verfassungsurkunde selbst (§. 27, n. 3) hatte eine andere, den Verhältnissen angemessene Rangordnung festgestellt, indem sie dem Vertreter der ältesten kirchlichen Gemeinschaft des Landes, der zwei Drittheile des Volkes angehören, den Vorrang vor dem jüngern Genossen einräumt. Schon aus diesem Grund glaubte Wessenberg, wie bitter dies ihm auch war, eine an sich so lächerliche aber offenbar geflissentliche Intrigue der Gegner durch seine offene Einsprache zernichten zu müssen.

„Beim Eintritt in die Ständeversammlung", schreibt Wessenberg, „war es mein fester Entschluß: Vor Allem mei-

nem Eide in voller Wahrheit nachzukommen, und mich nie durch irgend ein Privatinteresse leiten, noch von einem Partei- oder Kastengeist befangen oder beherrschen zu lassen. Diesen Entschluß glaube ich auch, so lange und oft ich an den Verhandlungen theilnahm, als deutscher Mann treu erfüllt zu haben. Die veröffentlichten Protokolle und ihre Beilagen enthalten davon die klarsten Zeugnisse."

Diese wenigen Zeilen sind das Einzige, was Wessenberg über seine langjährige landständische Wirksamkeit aufgezeichnet und schriftlich hinterlassen hat. Sie genügen, um den Geist zu bezeichnen, der ihn auch auf diesem Gebiet geleitet hat. Aber er hat, und dies charakterisirt die Anspruchslosigkeit des Mannes, nicht gerne darüber gesprochen, noch je es leiden mögen, viel Aufhebens zu machen, wenn Jemand als braver Mann im Staat seine Pflicht thut! — Das Volk, meinte er, verderbe selbst oft durch übertriebene Ovationen seine eigenen Vertreter, indem es die menschliche Eitelkeit großziehe, diese gefährlichste Klippe im öffentlichen Leben! Denn jene habe stets einen Preis, und laufe daher Gefahr, zuletzt dem Meistbietenden zuzufallen. —

Wessenberg war vom Anfang des konstitutionellen Lebens (1819) bis 1833 eine Zierde der ersten Kammer der badischen Stände, und zwar bis zum Jahr 1827 vermöge seiner amtlichen Stellung als Bisthumsverweser von Konstanz, später auf dem denkwürdigen Landtage von 1831 als Abgeordneter des grundherrlichen Adels oberhalb der Murg. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, diese langjährige ständische Wirksamkeit Wessenbergs im Einzelnen hier zu verfolgen; es mag genügen, sie als treuen Ausdruck seiner seltenen geistigen Eigenschaften und vielseitigen Begabung nach ihren Hauptrichtungen zu charakterisiren.

Wessenberg war ein entschiedener Christ und ein muthiger

deutscher Patriot. Wie er ein langes Leben für die geistige Befreiung des Volkes eingesetzt hat, so lag ihm auch dessen äußere Wohlfahrt und politische Entwicklung gleich warm am Herzen. Sein Liberalismus hatte in seiner christlichen Weltansicht ihren festen Grund und Boden, und war daher nicht abhängig von den Strömungen des Tages. Mögen irrige Auffassungen hin und wieder seine Erkenntniß getrübt haben (wo wäre ein Sterblicher frei von Irrthum?), so blieb er doch stets sich selbst treu und folgte seiner besten Einsicht.

Die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Kenntnisse, den richtigen staatsmännischen Takt, den er gleich auf dem ersten Landtage (1819), wo es sich zunächst um Vervollständigung und Kräftigung der jungen Verfassung handelte, an Tag legte, wird Jeder anerkennen müssen, der die landständischen Verhandlungen aus jenen Tagen nachzulesen sich die Mühe gibt. Seine Motionen und Reden über freie Presse, über Verantwortlichkeit der Minister, ferner über die Stellung der kirchlichen Gesellschaft und der Genossenschaft des Adels im Staat, über Unabhängigkeit der Gerichte, Aufhebung feudaler Fesseln und Lasten, allgemeine Studirfreiheit und andere dergleichen Cardinalfragen des konstitutionellen Staatslebens gehören zu dem Gediegensten, was die deutsche parlamentarische Beredsamkeit aus ihrer Jugendzeit aufzuweisen hat.

Eine Reihe von Anträgen und Aeußerungen zeigt, wie sehr Wessenberg schon auf den ersten Landtagen von einem ächt konstitutionellen Geist erfüllt war, wie richtig er erkannte, daß das alte Staatsleben mit der neu eingeführten Verfassung nicht mehr bestehen könne, vielmehr das bisherige bureaukratische Regierungssystem umgestaltet und der ganze Verwaltungsorganismus vereinfacht werden müsse; daß überhaupt, wenn die Verfassung Wahrheit und Leben werden solle, gewisse Grundlagen nothwendig seien: namentlich überall, wo es thunlich sei, unbedingte Oeffentlichkeit der Verhandlungen als Controle,

und allmälige Heranziehung und Betheiligung des Volkes selbst an der Verwaltung als Frucht und Garantie eines freiheitlich geordneten und sittlich geleiteten Staatslebens. An die Durchführung der beiden großen Maßregeln, der auf demokratischer Grundlage ruhenden Gemeindeordnung und der Zehntablösung, wodurch Baden anderen deutschen Ländern um zwei Jahrzehnte vorausging, hat Wessenberg den wesentlichsten Antheil, indem sein praktischer Verstand, aber auch sein strenges Rechtsgefühl, begründeten Ansprüchen billig Rechnung zu tragen, über engherzige Vorurtheile und die Privatinteressen seiner Standesgenossen in der Adelskammer obzusiegen wußte. Wenn man in ruhigen Tagen, meinte er, das Billige und Nothwendige verweigere, wo man denn die Kraft hernehmen wolle, in stürmischer Zeit das Unbillige und Verderbliche abzuwenden?

Als man seit den Karlsbader Beschlüssen auch in Deutschland den Machiavellismus in ein System zu bringen versuchte, und namentlich die Volksrepräsentation seit der Mitte der zwanziger Jahre durch alle Mittel der Corruption in bloßes Scheinwesen zu verwandeln wußte, war es Wessenberg in der ersten Kammer fast noch allein, der mit dem Muthe sittlicher Entrüstung einem so unheilvollen Beginnen in Baden entgegentrat. Man hatte hier die zweite Kammer im Jahr 1824 aufgelöst, und die ganze Machtfülle bureaukratischer Staatsgewalt in Bewegung gesetzt, um eine jener willenlosen Schatten- und Hofdiener-Kammern zu erhalten, die in Deutschland lange Zeit, theilweise bis in die neuesten Tage, ein so trauriges Zeichen politischer Unreife, man weiß nicht, ob mehr der regierenden engherzigen Bureaukratie, oder des in Unmündigkeit gehaltenen Volkes waren.

Die Regierung benutzte diese von ihr geschaffene Lage, um einige wesentliche Bestimmungen der Verfassung zu ändern. Nach einem von ihr vorgelegten Gesetzesentwurf sollte der Landtag,

statt jedes zweite Jahr, wie die Verfassung forderte, in Zukunft alle drei Jahre versammelt werden, und statt der bisherigen von 2 zu 2 Jahren eintretenden theilweisen Erneuerung der Kammern jeweils erst nach 6 Jahren eine Gesammterneuerung stattfinden. Es mochte dies als Anfang zu einer weitern Umgestaltung der mißliebigen Verfassung gelten; wurden doch bald servile Stimmen laut, und von Oben gern gehört: Wozu überhaupt eine Verfassung, die einer väterlichen Regierung nur unnöthige und kostspielige Fesseln anlege?! — Mit Schmerz erinnert man sich noch jetzt in Baden, wie es möglich sein konnte, daß ein solcher Gesetzesvorschlag, wiewohl von einer ersten juristischen Autorität der Neuzeit befürwortet (unter anderen Umständen hätte der Sophist noch scharfsinniger dagegen zu sprechen vermocht!), in beiden Kammern, selbst in der Volkskammer nur gegen drei Opponenten, durchgebracht werden konnte. Aber es war der besondere Wunsch des „Herrn", was für eine so servile Kammer ein zureichendes Motiv war, um zur Abschwächung der Verfassung die Hand zu bieten.

Damals war es Wessenberg, der in der ersten Kammer allein dem Gesetz muthig entgegentrat, indem er zeigte, wie gefährlich der Weg sei, den die Regierung einschlage, um das Volk in seinem Rechtsgefühl zu beirren, und in seinem Vertrauen auf die redlichen Absichten der Regierung zu erschüttern. Wie man denn Treue erwarten könne, wenn man sie selbst nicht halte, und ehe man hinreichende Erfahrungen gemacht, bereits darauf ausgehe, die Verfassung zu ändern?

Wohl war Wessenbergs Stimme in der ersten Kammer damals die des Propheten in der Wüste. Aber nach Außen blieben seine Worte nicht fruchtlos; sie fanden bei allen verständigen und ehrlichen Freunden verfassungsmäßiger Zustände im ganzen Lande Anklang, und ermunterten diese zu muthiger Ausdauer und erneuter Anstrengung. Was Wessenberg angedeutet, daß die Regierung bald selbst in die Lage kommen könne, ihr eigenes

Werk zurückzunehmen, trat nach einigen Jahren ein. Schon auf dem Landtag 1831 erlebte er die Freude, die Verfassung nach dem laut ausgesprochenen Wunsche des Landes unter Aufhebung der Gesetze von 1825 wiederhergestellt zu sehen.

Der ächte Liberalismus, als Kulturprinzip der modernen Zeit, hat die Aufgabe, einen wahren Rechtsstaat mit vernunftgemäßen volksthümlichen Einrichtungen an die Stelle des durch die fortgeschrittene Bildung der Menschheit und deren Forderungen antiquirten Polizeistaats mit seinem Willkürregiment zu setzen. Diese Ideen des Liberalismus werden bei jedem bessern Manne sympathischen Anklang, und bei jedem lautern Freunde der Menschheit wirksame Unterstützung finden. Wessenberg war so sehr wie nur einer seiner politischen Freunde und Kampfgenossen von solchem Geiste bewegt. Aber wie entschlossen er auch dem letzten Endzwecke des liberalen Systems huldigte, und davon sein politisches Verhalten bestimmen ließ, so zeigte sich doch zwischen ihm und vielen seiner gefeierten Gesinnungsgenossen und ihm sonst nahe befreundeten Männern hinsichtlich der einzuschlagenden Wege und Mittel, die zu dem gemeinsamen Ziele hinführen sollten, ein bedeutsamer Gegensatz.

Die Vertreter des Liberalismus, und unter diesen oft gerade die namhaftesten und persönlich höchst achtungswürdigen Männer, haben in früherer Zeit (theilweise heute noch), zumal in Deutschland, kaum einen schwerern Mißgriff begangen, als daß sie mit Verkennung der sittlichen Bedingungen eines freien Gemeinlebens einseitig nur die rechtlich formelle Seite der Freiheit im Auge hatten und in deren Ausbau ihre beste Kraft erschöpften. Mit Recht erkannte Wessenberg die Freiheit als eine sittliche Aufgabe und als ein moralisches Gut, deren Stützen in der Gesinnung und in der Sitte und Einsicht der Menschen wurzeln müssen. Nur ein sittliches und intelligentes Volk, meinte er, werde auf die Dauer fähig und tüchtig sich zeigen, die Freiheit zu ertragen und erforderlichen

Falls auch zu behaupten. Er wollte daher, daß nicht bloß Formen der Freiheit geschaffen werden, sondern daß gleichzeitig mit der rechtlichen Ausbildung der Zustände auch die moralische Hand in Hand gehe, daß also namentlich allen Pietätsverhältnissen mehr als liberaler Seits gewöhnlich geschehe, gebührende Rechnung getragen, und insbesondere der rechte Sinn für die Freiheit, d. i. Ehrfurcht vor dem Gesetze und dessen Heilighaltung, in allen Kreisen des Volkes geweckt und durch geeignete Mittel gepflegt werde.

Von solchen Ideen geleitet, welche allerdings mehr der antiken Auffassung des Staatslebens als dem modernen Formalismus entsprechen, hatte Wessenberg schon auf dem ersten badischen Landtage im Jahr 1819 einen Antrag auf Einführung oder vielmehr auf Wiederbelebung der längst entschlafenen Sittengerichte gestellt. In jeder Gemeinde sollte ein aus gewählten bewährten Männern, als den Trägern des allgemeinen Vertrauens, zusammengesetztes Ephorat oder Sittengericht bestehen, dessen Aufgabe wäre, die öffentliche Sittlichkeit zu überwachen, und Störungen derselben durch lediglich moralische Mittel, als Belehrung, Zuspruch, Warnung und angemessene Rüge und Verweise, entgegenzutreten. Dem Antrag war Alles fremd, was als Minderung der berechtigten persönlichen Freiheit erscheinen mochte, oder dem Sittengericht die Gestalt einer Polizeianstalt hätte geben können. Aber ob habituelle Trunksucht, sinnlose Verschwendung, Arbeitsscheu, Rohheit und Gleichgültigkeit der Eltern gegen die Kinder oder umgekehrt, Mißhandlung der Thiere, und so manches Andere, in das der Arm der weltlichen Polizeigewalt nicht eingreifen darf, ohne leicht zu weit zu gehen, nicht gemeinschädlichere Erscheinungen wären, als viele Vergehen, die das Strafgesetz des Staates verfolge?

Der Antrag fand nicht die Beachtung, die er verdiente, und zwar gerade von der Seite am wenigsten, woher sein Ur-

heber am ehesten Unterstützung erwartete. Denn für eine tiefere Auffassung des öffentlichen Lebens paßt keine der modernen Schablonen des ordinären Liberalismus. „Man verstand mich nicht", bemerkt Wessenberg; „Viele besorgten eine zu große Beschränkung der Freiheit!" Als ob diese in maßloser Willkür der Einzelnen, und nicht vielmehr in maßhaltender Selbstbeschränkung Aller ihre objective Verwirklichung fände! Allerdings mag es zuweilen schwer fallen, auf diesem mehr sittlichen Gebiet das rechte Maaß zu halten. Aber das schlimmere Uebel im modernen Staatsleben ist jedenfalls das, gegen die sich mehrenden Erscheinungen fortschreitender Verrohung und sittlicher Auflösung, die auf einen wesentlichen Mangel oder eine innere Erkrankung unserer Civilisation hindeuten, kein Maaß zu kennen, oder vielmehr keine Schranke anerkennen zu wollen, und Alles nur von dem guten Willen derselben Menschen zu erwarten, denen alle haltenden Stützen, alle bestimmenden sittlichen Einflüsse einer wohlgeordneten öffentlichen Erziehung und Zucht abgehen oder verkümmert sind. Gerade in Letzterer haben die besonnenen Alten eine Grundfeste ihrer Freiheit erblickt, und mit sittlich-disciplinären Mitteln diese lange zu erhalten gewußt. Wahrlich hier hätte der moderne Liberalismus Vieles zu lernen! Was aber die Schwierigkeit der Sache betrifft, so bemerkt Wessenberg kurz und richtig zu seinem Antrag: „Auch hier gelte die Wahrheit: Die Liebe überwindet Alles."

Die Schule, womit die Neuzeit ersetzen will, was ihr sonst an erziehenden Mitteln abgeht, kann hier nicht ausreichen, schon deßhalb nicht, weil deren Aufgabe einseitig, und ihre Wirksamkeit in Bezug auf Umfang und Zeit beschränkt ist. Die Kirche aber, zunächst bestimmt, erziehend auf das sittliche Gesammtleben des Volkes zu wirken, ist schon durch ihre Spaltungen, noch mehr aber durch ihre eigene Schuld hinter dieser ihrer Aufgabe zurückgeblieben. In neuester Zeit läuft sie sogar Gefahr, durch das, was die Hierarchie „die Frei-

heit der Kirche vom Staat" — (eigentlich dem Staat gegenüber) — nennt, gerade in solcher Isolirung mehr und mehr außerhalb alles organischen Zusammenhangs mit dem Volks- und Kulturleben der Neuzeit zu gerathen.

So beklagenswerth diese Erscheinung wäre, so kann es einem tiefer Blickenden kaum zweifelhaft sein, daß die Kirche, lediglich der Hierarchie und deren engherzigen Blindheit überlassen, durch blasirten Stillstand mitten in dem allseitigen und fröhlichen Fortschreiten der Zeit zuletzt wie eine mittelalterliche Ruine dastehen müßte. Doch wir hoffen zu dem guten Genius der europäischen Völker, daß er diese auch auf dem religiös-kirchlichen Gebiet zu einer wahrhaft freiheitlichen Entwicklung und würdigen Gestaltung der edelsten Seite des Volkslebens hinführen werde.

Vorerst aber ist gewiß, daß unter solchen Umständen dem modernen Staat fast allein die Schule als das wichtigste Mittel übrig bleibt, um auf die geistige Entwicklung und sittliche Haltung des Volkes zu wirken. Ihr werden daher die Staatslenker, die ihre Aufgabe würdig auffassen, eine vorzügliche Aufmerksamkeit und wirksame Pflege zu widmen haben, außer man müßte in der Weise des heidnischen jetzt wieder beliebten Cäsarismus mit Erschöpfung aller nationaler Kräfte des Volkes durch fortschreitende Vermehrung von Kasernen und Bajonetten auszureichen vermeinen!

Wessenberg war von der hohen Bedeutung der Schule für das moderne Staatsleben tief durchdrungen. Wir haben schon früher erzählt, mit welch' richtigem Blick er Schule und Unterricht zur Grundlage und Hauptstütze seiner kirchlichen Reform zu machen bestrebt war, und wie er namentlich in Bezug auf eine zeitgemäße Umgestaltung und Erweiterung des Volksschulwesens im südwestlichen Deutschland und theilweise in der Schweiz den Bestrebungen der Regierungen vorgearbeitet und diesen die Bahn bereitet hat.

In der That hat Wessenberg auch während seiner landständischen Wirksamkeit mit Vorliebe jenen Lebenskreisen sich zugewendet, die seinem Beruf und Herzen überall am nächsten standen. Auf dem Gebiet der Schule und Bildung hat er sich bleibende Verdienste um Baden, und hierdurch wie durch Anregung und Gründung von Anstalten zur Minderung des manchfachen menschlichen Elendes die schönsten Lorbeeren seiner ständischen Wirksamkeit erworben. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß jene hauptsächlich um solcher Interessen willen ihm lieb geworden, auch länger ihn zu fesseln vermochte, als wohl sonst ihm seine Neigungen gestattet hätten.

Auf allen Landtagen, insbesondere auf denen von 1822 und 1831 treffen wir ihn als feurigen Fürsprecher und sachkundigen Vertreter der heiligen Sache der Schule und Volkserziehung. Er verlangt eine umfassende bessere Gestaltung des gesammten Volksschulwesens, und als die beiden ersten und wesentlichsten Bedingungen hierzu eine tüchtige Vorbildung der Lehrer, und eine ihrem mühsamen und wichtigen Berufe entsprechende ökonomische Stellung derselben. Bessere Schulen erhalte man nur durch bessere Lehrer, diese aber dadurch, daß man fähige Köpfe durch eine befriedigende Aussicht auf ihre Zukunft anziehe, und in wohlgeordneten Seminarien selbst heranbilde. Ob es denn nicht weiser sei, statt immer größere Summen zu fordern, um Verbrecher zur Bestrafung zu ziehen, jene zur Verhütung oder Minderung der Verbrechen und deren Ursachen zu verwenden?

Solchen Anregungen Wessenbergs verdankt Baden die Errichtung eines zweiten katholischen Schulseminars, sowie eine verbesserte Organisation des protestantischen, die Gründung einer Schullehrerwittwen- und Waisen-Kasse, den wirksamen Anfang zu einer seitdem fortschreitenden Besserstellung der Schullehrergehalte u. s. w. Dabei unterläßt er nicht, aufmerksam zu machen, wie wichtig es sei, daß man hinsichtlich einer

sachverständigen Leitung der Schulen kirchlicherseits dem Staate entgegenkommen müsse; daß letzterer im vollen Rechte sei, von der Kirche zu verlangen, ihre Geistlichen zum Verständniß der Schule und ihrer Anforderungen heranzubilden, wenn sie mit deren Leitung und Aufsicht betraut werden sollen. —

Ueberhaupt gibt Wessenberg bei diesen Anlässen viele treffliche Winke, wie das Volksschulwesen eingerichtet und geleitet werden solle. Das badische Volksschulgesetz von 1835 ist großentheils die Frucht derselben. Es fand selbst im Ausland Beifall und Nachahmung. Denn es ruht auf so gesunden Grundsätzen, daß diese — mit Beseitigung der eingeschobenen bureaukratischen Quergedanken — nur folgerichtig durchgeführt werden dürfen, um den erweiterten Erwartungen und Anforderungen unserer Zeit zu entsprechen.

Schon vor vierzig Jahren erklärte sich Wessenberg prinzipiell für Handelsfreiheit und Gewerbefreiheit, als die richtigen Voraussetzungen und natürlichen Grundlagen, um Handel und Industrie in Deutschland zu heben und beide in Stand zu setzen, auf dem Weltmarkte mit Erfolg einen friedlichen und ehrenvollen Kampf mit dem Auslande aufzunehmen. Bei jedem Anlaß sprach er sich auf den Landtagen in diesem Sinne aus. Es ist wahrlich eine merkwürdige Erscheinung, einen katholischen Kirchenprälaten mit klarer Einsicht in das Wesen der Sache für Ausdehnung freiheitlicher Prinzipien auch auf jenen Gebieten des öffentlichen Lebens kämpfen zu sehen, wo ihre Anwendbarkeit noch von der großen Mehrheit bezweifelt, von Vielen heftig bestritten wurde, und deren Richtigkeit überhaupt erst eine weit spätere Zeit immer allgemeiner anerkennt. Auch hier sah sich Wessenberg in starkem Widerspruch mit Vielen seiner politischen Gesinnungsgenossen, die großentheils weit engern Ansichten huldigten. Namentlich hatte er mit seinem Freunde von Rotteck, dem gefeierten Führer des badischen

Liberalismus, über solche Fragen manch harten Strauß zu bestehen.

Wenn wir aber auch hier die schöne Harmonie, die diesen seltenen Mann nach allen Richtungen des Lebens kennzeichnet, bewundern dürfen, so war er doch zu sehr praktischer Staatsmann, um nach Art gutmüthiger Phantasten eine als vollkommen richtig erkannte Idee auch sofort im Leben verwirklicht schauen zu wollen. So entschieden er dem Prinzip der Handels- und Gewerbefreiheit huldigte, so verlangte er doch für deren gefahrlose Ein- und Durchführung in Deutschland gewisse Uebergangsstufen und eine längere Vorbereitung.

In seinem Gutachten über den Beitritt Badens zum preußischen Zollverein, das den Beifall unbefangener Fachmänner erhielt, und das mit Zusätzen vermehrt im Jahr 1834 in erweiterter Ausgabe erschien, spricht Wessenberg seine Ansichten über die in Deutschland allmälig und stufenweise zu erringende Handelsfreiheit bestimmt und deutlich genug aus. „Eigentliche Mauthen", sagt Wessenberg, „sind und bleiben leidige Krebsschäden am Leben der Völker, an ihrer Wohlfahrt und Sittlichkeit. Eine Vereinbarung auf niedrige Zollsätze, die dem Schmuggel weder Reiz noch Nahrung bieten, keine bedeutenden Erhebungskosten erfordern und kein Gewerbe drücken, wäre wohl bei der jetzigen Lage der Dinge das Angemessenste. — Hohe Zollsätze, behauptet man, sollen die Gewerbe heben! In Wirklichkeit aber stiften sie nur das Monopol, und dieses veranlaßt immer eine Menge Gewerbsunternehmungen, die in der Beschaffenheit, Produktion und Lage des Landes keinen festen Grund haben, und daher früher oder später doch zusammenstürzen müssen. — Ueberhaupt, bemerkt er weiter, ist es ein mißliches Unterfangen, die Gewinnsucht ohne Maaß zu steigern. Es ist dies gar nicht das rechte Mittel, weder um auf dem Markte des Verkehrs die schlechte Waare durch gute zu verdrängen, noch um ein wohlthuendes Gleich-

maaß der Vermögenszustände der verschiedenen Klassen herzustellen, und der jetzt in unserer industriellen Zeit immer furchtbarer zunehmenden Verarmung großer Volksmassen zu begegnen."

Wessenberg räth daher der badischen Regierung, zunächst und vorerst auf eine Zolleinigung der süddeutschen Staaten (Baiern, Württemberg, Baden, Hessen, Nassau, Frankfurt, Hohenzollern), deren Handels- und Gewerbe-Interessen in Einklang stünden, hinzuwirken, und zwar auf der Grundlage niederer Zollsätze (ist bekanntlich von Baden aus versucht worden). — Das so geeinigte Süddeutschland könne dann den norddeutschen Staaten, d. i. Preußen, mit Erfolg die Hand bieten und seine Bedingungen stellen zu einem allgemeinen deutschen Zollverein. Uebrigens, fügt er hinzu, wolle er sich gern auch den von Preußen ausgegangenen Zollverein, wiewohl er prinzipiell gegen dessen zu hoch gegriffene Zollsätze sei, zur Noth gefallen lassen, nämlich als Uebergang zur Handelsfreiheit, wenn nur Preußen sich verbindlich mache, seine ganze Autorität beim deutschen Bunde einzusetzen, auf daß dieser die Handelssache in die Hand nehme, und als eine gemeinsame deutsche Angelegenheit regle.

So richtig und in verständiger Erwägung aller Umstände und Interessen hatte Wessenberg, dem bei allen seinen öffentlichen Handlungen das gemeinsame deutsch-nationale Interesse als letztes Ziel, als Entzweck vorschwebte, schon vor mehr als drei Jahrzehnten auf die Mittel und Wege hingewiesen, um in Deutschland vorwärts zu kommen. Es sei, meinte er halbscherzend, wenn auf die deutsche Cardinal- und Lebensfrage die Rede kam, trotz Allem — eine glückliche Fügung der Vorsehung, daß in Deutschland Einer an den Andern gewiesen sei, um zu bestehen. Sandkartoffeln (Anspielung auf die Marken) verdauen sich leicht mit der Würze süddeutscher

Berge (Wein): nur beide zusammen erhielten auf die Dauer den ganzen Körper gesund und kräftig. Den klugen Leuten an der Spree gegenüber solle man sich daher vor Allem in die günstige Lage eines verständigen Geschäftsmannes versetzen, der anbiete, um — zu empfangen. —

In Bezug auf Gewerbefreiheit sprach sich Wessenberg schon auf dem Landtag 1822 bestimmt dahin aus, daß diese Freiheit künftig die Seele des Gewerbelebens und die Grundlage der gesammten deutschen Industrie bilden müsse, wenn beide nicht hinter der Zeit und ihren Anforderungen zurückbleiben wollen. Das Einzige aber, was die Regierung in dieser Richtung vorerst zu thun brauche, bestehe darin, für Bildung und Unterricht des Gewerbstandes durch alle geeignete Mittel Sorge zu tragen.

Zu diesem Zwecke machte Wessenberg auf dem Landtag 1831 eine Motion für Errichtung von Real- und technischen Schulen in allen gewerbreichern Städten des Landes, an deren Spitze dann eine umfassende und zweckmäßig organisirte höhere polytechnische Lehranstalt stehen sollte. Zur Herstellung der letztern hatte er bereits früher (S. Verhandlungen von 1822 Bd. II, Beil. 7) den Anstoß gegeben. Diese Motion fand dann ihre weitere Unterstützung durch seine Schrift: „Ueber die Bildung der gewerbtreibenden Volksklassen überhaupt und im Großherzogthum Baden insbesondere (Konstanz 1833). Bald sah Wessenberg seine Anstrengungen vom besten Erfolg gekrönt. Sein ihm geistig nahe verwandter Freund, Staatsrath Nebenius, damals Direktor des Ministeriums des Innern, wußte mit kundiger Hand rasch in's Leben zu rufen, wozu Jener die Anregungen gegeben hatte. Beide vortreffliche Männer haben durch ihre vereinte Wirksamkeit um das gesammte Schul- und Unterrichtswesen und um die gewerblichen und höheren industriellen Interessen des badischen Landes Verdienste sich erworben, die

der dortige Lehr- und Gewerbestand für immer wird dankbar anerkennen müssen.

Der katholische Kirchenprälat hat sich während seiner landständischen Wirksamkeit auch darin als ächter Christ und guter Bürger zugleich erwiesen, daß der confessionelle Standpunkt nie sein Urtheil trübte, und nicht dieser, sondern die strenge Pflicht gegen die Gesammtheit und die Humanität ihm die Motive für sein Verhalten an die Hand gaben. Als der protestantische Prälat Hebel einige Anträge im Interesse seiner Kirche einbrachte und für deren Verwirklichung lediglich den Beutel des Staats in Anspruch nahm, war es Wessenberg, der als Berichterstatter in der ersten Kammer für Herstellung eines protestantischen Predigerseminars und für Unterstützung hilfsbedürftiger, unfähig gewordener protestantischer Geistlichen aus Mitteln des Staats, da die der evangelischen Kirche nicht zureichten, sein beredtes und gewichtiges Wort in die Wagschale legte, und durch seine warme Fürsprache die entgegenstehenden Bedenken überwand. So verstand dieser Mann das Gebot christlicher Nächstenliebe.

Ueberhaupt zeigt sich der christlich-humane tüchtige Sinn Wessenbergs nirgends schöner, als auf dem praktischen Schauplatz des wirklichen Lebens, dessen Bedürfnissen und Anforderungen. Hier sehen wir ihn überall theilnehmend, helfend und opfernd eifrig bei der Hand, wo es galt, Elend und Noth Einzelner oder ganzer Klassen der Gesellschaft zu heben oder zu mildern. Galt ihm doch die Religion der That in Allem als die Hauptsache, vor der jeder religiöse Formeldienst, aber auch die kalte Selbstgefälligkeit eingebildeter Aufklärung, wie nichtiger Dunst vor dem wärmenden und belebenden Sonnenlichte verschwinden.

Das Großherzogthum Baden verdankt den Anregungen und der werkthätigen Unterstützung Wessenbergs die Gründung und die gegenwärtige theilweise vortreffliche Einrichtung

mehreren seiner wichtigsten öffentlichen milden Anstalten. Auf dem Landtage 1822 stellte er den Antrag, daß nach dem Vorgange in anderen Staaten auch in Baden Anstalten zur Bildung und Erziehung der beiden unglücklichsten Menschenklassen, der Taubstummen und der Blinden, auf Staatskosten errichtet werden mögen. Bald erlebte er auch die Freude, zwei Institute, das eine für die Taubstummen zu Pforzheim, das andere für die Blinden zu Freiburg, in's Leben gerufen zu sehen, die seitdem in erfreulicher Entwicklung zu den besteingerichteten in Deutschland gehören. Aber Wessenberg begnügte sich keineswegs damit, den Anstoß zur Errichtung beider Institute gegeben zu haben; er ist ihnen auch zeitlebens mit seiner thätigen Hilfe zur Seite gestanden. So verzichtete er zu ihren Gunsten auf seine landständischen Diätenbezüge, welchem Beispiele die Mitglieder der Ersten Kammer folgten. Die auf solche Weise gewonnene nicht unbedeutende Summe, welche an beide Institute vertheilt wurde, erhielt nach Wessenbergs Vorschlag die Bestimmung, daß die Zinsen für die aus den Anstalten nach vollendeter Bildungszeit austretenden Zöglinge zu Anschaffung von Handwerksgeräth, Instrumenten und Arbeitsmaterialien verwendet werden sollen. Außerdem hat Wessenberg wiederholt aus eigenen Mitteln sehr bedeutende Summen, namentlich dem Blindeninstitut, an dem er Freiplätze für ganz arme Blinde gründete, zugewendet.

„Hehren Trost und freudige Hoffnungen", schreibt Wessenberg, „gewährte es mir, in einer sonst wenig erfreulichen Zeit so viele Bestrebungen auftauchen zu sehen, um den Uebelständen der Gesellschaft, besonders den moralischen, welche die Hauptquellen auch der materiellen sind, abzuhelfen. Darunter nahmen die Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, deren Menge durch die Unbilden der Zeit immer mehr anwuchs, ganz vorzüglich meine Theilnahme in Anspruch." Wessenberg sah solche Rettungsanstalten „gegen die zuneh-

mende Ueberschwemmung der Gesellschaft mit Taugenichtsen und Verbrechern" zuerst in der Schweiz in's Leben treten. Dort hatte sein „lieber" Pestalozzi in seinen Armenschulen den ersten Anstoß dazu gegeben. Zugleich verstand der würdige Gehilfe des großen Reformators des Volkserziehungswesens, Wörli, für solche Schulen eine einfache und zweckmäßige Methode in Anwendung zu bringen, um jene bedaurungswürdigsten Geschöpfe zu Menschen zu erziehen, denen ein hartes Geschick selbst den natürlichen Segen des Familienlebens in Fluch verwandelt hat, und die, weil sie nie in ein liebendes Auge geschaut oder menschliches Erbarmen erfahren, innerlich verhärtet und von Außen verlassen aufwachsen, um dann meist in einem wüsten oder verbrecherischen Leben vor dem, was menschliche Gerechtigkeit heißt, die Sünden Anderer in ihren Folgen zu büßen. —

Nach dem Vorgang dieser beiden Menschenfreunde nahm dann die „helvetische gemeinnützige Gesellschaft" die Sache in die Hand, und es war insbesondere der treffliche Joh. Kaspar Zellweger zu Trogen im Appenzell, Wessenbergs vertrauter und ihm besonders werther Freund, der unermüdlich durch Rath und noch mehr durch opferwillige That für die Ausbreitung von eigenen Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder in der Eidgenossenschaft mit gesegnetem Erfolg wirkte.

Das Beispiel der Schweiz fand bald in den deutschen Nachbarländern, insbesondere in Württemberg und Baden erfreuliche Nacheiferung, in letzterem Lande hauptsächlich durch Wessenberg. Auf mehreren Landtagen brachte er die Sache in Anregung, indem er zugleich in besonderen Denkschriften das wohlverstandene Interesse des Staates, hier mit seinen Mitteln die Ausführung zu unterstützen, hervorhob und Pläne über Einrichtung solcher Rettungshäuser vorlegte. „Leider", sagt Wessenberg, „beriefen sich die Väter des Volkes auf die fortschreitende Vermehrung der Ausgaben, welche für jetzt nicht gestatte, von dem bereits besetzten Tische des Staates einige Brosamen den armen Kind-

lein zukommen zu lassen. Man vertröstete immer auf die Zukunft."

So blieb nur der Weg der Privatmildthätigkeit übrig. Auf Wessenbergs Anregung bildete sich seit 1831 über alle Theile des Großherzogthums ein Verein, um durch Privatbeiträge die Gründung und fortschreitende Entwicklung geeigneter Rettungsanstalten für sittlich verwahrloste Kinder zu fördern. Den wirksamsten Einfluß auf die Verwirklichung der Sache übte, wie es Wessenberg dankbar anerkennt, ein wackerer Menschenfreund, der Direktor der Staatsschuldentilgungskasse, C. Scholl, in Karlsruhe. Schon im Jahr 1834 konnten zwei Anstalten eröffnet werden; andere sind seitdem nachgefolgt.

Wessenberg selbst gründete meist aus eigenen Mitteln eine derartige Rettungsanstalt für Mädchen zu Konstanz, die im Jahr 1855 in's Leben trat. Mit wahrhaft väterlicher Liebe und Sorgfalt leitete er fortan selbst diese seine Stiftung.

Auch charakterisirt es den Mann, daß er jener und einigen anderen Anstalten, deren Aufgabe Milderung menschlichen Elendes ist, testamentarisch seine ganze, nicht unbedeutende Hinterlassenschaft überwiesen hat.

Wessenberg blieb bis zum Jahre 1833 eines der hervorragendsten Mitglieder der badischen Ständekammern. Als mit jenem Jahre in dem lieben Deutschland wieder einmal ein Stück Reaktionszeit begann, hielten auch manche Junker in Baden die Tage gekommen, um mit ihren eigentlichen Herzensgesinnungen an's Licht zu treten. Sie thaten dies in einer Erklärung, die so ziemlich wie eine junkerliche Mißbilligung der landständischen Wirksamkeit Wessenbergs aussah. Die Folge war, daß dieser sein Mandat niederlegte; denn es widersprach den politischen Grundsätzen des wackern Mannes, der Committirte von Leuten zu sein, mit denen ihn keine geistige Gemeinschaft verband. Auch später, als von anderer Seite her wiederholt Rufe an ihn ergingen, konnte er nie mehr bestimmt werden, ein politisches Mandat anzunehmen.

Der Reiz des öffentlichen Lebens nach dieser Richtung hatte für Wessenberg überhaupt nie einen besondern Werth. Seine Aufgabe lag nach einer andern Seite hin, und dieser hat er zeitlebens in öffentlicher wie in privater Wirksamkeit in treuer und voller Hingabe all seiner Kraft und Habe gedient. Wer aber auch nur jene politische Seite seiner öffentlichen Wirksamkeit überschaut, wird gerne mit uns die Ueberzeugung theilen, daß es um Deutschland und seine Staaten wohl bestellt sein müßte, wenn dort in ihrer Mehrzahl die Geistlichen solche Bürger, und die Bürger solche Christen wären. —

Fünftes Buch.

Privatleben. Literarische Thätigkeit.

Erstes Kapitel.

Literarische Thätigkeit. Wessenbergs Dichtungen.

All zu viel Raum haben wir schon für Wessenbergs Lebenslauf und seine vielseitige öffentliche Wirksamkeit in Anspruch genommen, als daß wir dessen zahlreiche schriftstellerischen Werke im Einzelnen mit der Ausführlichkeit, die sie zu einem guten Theil verdienen, hier vorzuführen uns erlauben dürften. Nach dem Wunsche der engeren Freunde Wessenbergs und seiner Sache haben wir jene zum Gegenstand einer besondern Schrift gemacht, die unter dem Titel: „Geist aus Wessenbergs Schriften" ausgegeben wird, und auf die, als einen selbstständigen Nachtrag zur Biographie, wir hier verweisen dürfen.

Wir werden hier die schriftstellerische Laufbahn Wessenbergs nur nach ihren Hauptrichtungen im Ganzen verfolgen, und hauptsächlich das hervorheben, was zu ihrer Charakteristik dient, um das Lebensbild des trefflichen Mannes auch nach dieser Seite hin in einigen Strichen zu zeichnen.

Man versteht einen Schriftsteller nur halb, und wird ihn leicht schief und ungerecht beurtheilen, wenn man nicht weiß, aus welchen Motiven seine Schriften hervorgegangen sind, und

welche Ziele sie sich setzten, folglich wenn man bei deren Lectüre nicht beachtet, welcher Geist hier nach Ausdruck und Gestaltung gestrebt hat und welcher Aufgabe er dienen will.

Wessenberg selbst bemerkt über das, was er seine „Schriftstellerei" nennt, Folgendes: „Ein großer berühmter Gelehrter zu werden, kam mir in meinem ganzen Leben nie in den Sinn. Das Streben meines Geistes war von Jugend an zu sehr auf das Leben gerichtet. Studien, so ferne sie nicht vernünftiger, weiser, besser, oder auch nur zu den Geschäften des Lebens tauglicher machen, schienen mir jederzeit unnützer Kram und Prunk, oder doch von sehr untergeordnetem Werthe zu sein. — Weil ich jedoch frühzeitig viel las und eifrig studirte, so bekam ich von der Wichtigkeit der Schriftstellerei eine hohe Idee, und diese wuchs stets, je mehr ich den Kreis meiner aus Büchern geschöpften Kenntnisse erweiterte und je tiefer ich mich hineinarbeitete. Bald aber sah ich, daß zwischen dem Schriftwort und dem Leben vieler Schriftsteller eine weite Kluft bestehe; auch daß bei einer Menge von Schriftstellern die Büchermacherei nichts als ein Gewerbe sei, das wie ein anderes mit der Absicht des bestmöglichen Gewinns an Celebrität oder Geld getrieben werde. Diese Wahrnehmungen machten mich in meiner Meinung von der Wichtigkeit und Bedeutung der Schriftstellerei stutzig. Auf der andern Seite brachten mich fortgesetzte Studien mehr und mehr zur rechten Einsicht, wie viel Talent und geistige Arbeit erforderlich sei, um in irgend einem Fache ein Schriftwerk von ächtem und bleibendem Werth hervorzubringen." —

Bei solchen Erwägungen hegte Wessenberg Anfangs lange eine fast jungfräuliche Scheu, seine Geistesproducte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er hatte bei der großen Schnellkraft seines Geistes schon im zwanzigsten Jahr eine Menge Abhandlungen und auch ausführlichere Arbeiten über philosophische und juridische Gegenstände theils begonnen, theils vollendet. Aber

er ließ all diese Ergebnisse einer wohlverwendeten Muße im Pulte schlummern, wiewohl Manches nicht unwerth war, veröffentlicht zu werden, und sicherlich dem Verfasser, zumal in jener Zeit, Beifall und Anerkennung der Kundigen verschafft hätte.

Erst mit dem Eintritt in's öffentliche Leben erwachte in Wessenberg ein Bedürfniß zur Schriftstellerei, um die schon frühe erkannten Ziele, an die er alle Kraft seines Lebens setzte, auch durch die Macht des weithinwirkenden Schriftwortes zu fördern. Wie zahlreich und manchfaltig aber auch seitdem seine Schriften, deren bloßes trockenes Verzeichniß schon eine ungemeine geistige Productionskraft beurkundet, an Tag kamen, sie alle tragen das edle Gepräge eines Geistes an sich, dem die Erkenntniß der Wahrheit, die das Leben befruchtet, und deren Verbreitung unter den Menschen die Hauptsache ist.

Wessenberg ist nie ein gelehrter Pedant geworden gleich jener zahlreichen Klasse deutscher Büchermenschen, die in der Enge ihres Studirzimmers, der Wirklichkeit des Lebens abgekehrt, ihr Herz höchstens noch für Allgemeinheiten und für die Gebilde ihrer Phantasie erwärmen, um durch deren Darstellung den Nebelhimmel der Träumereien noch größer zu machen, als er in unserm lieben Deutschland ohnehin schon ist. Wessenbergs schriftstellerische Arbeiten sind in ihrer großen Mehrzahl Gelegenheitsschriften im besten Sinn, d. i. sie sind aus einem erkannten Bedürfniß der Zeit entstanden und suchen diesem zu entsprechen. In ihrer Conception erscheinen sie darum oft etwas flüchtig entworfen; aber dieser Mangel ist hinreichend ersetzt durch eine wohlthuende Frische redlichen Strebens nach Wahrheit und eine gewinnende Wärme ächter Humanität, zwei Merkmale, die diesen Mann, wie sein höherer Lebensodem, in allen Bezügen seines Wollens und Thuns kennzeichnen, und auch seinen schriftstellerischen Leistungen noch einen eigenthümlichen

Werth verleihen, wo die Verschiedenheit der Richtungen und Ansichten längst auf andere Bahnen drängt.

Ob daher poetisch oder prosaisch, philosophisch oder historisch, mehr wissenschaftlich oder populär gehalten, Wessenbergs Schriften verfolgen immer ganz bestimmte didactische Tendenzen, die das wirkliche Leben berühren, und rein moralische Zielpunkte, die jenes veredeln sollen. Um der Sache willen wird er oft gleichgültiger gegen die Form als gut ist. Aber nie opferte er Sinn und Geist einer pedantischen Ziererei; sein Styl ist nicht darauf berechnet, durch Glanz zu blenden, oder durch jene gleißnerischen Künste der Rede zu gewinnen, welche die Diction unserer modernen Pharisäer und Sophisten charakterisirt, die mit solcher Tünche die Lügen ihres Innern für den Pöbel der literarischen Lesewelt mundgerecht machen. Wessenberg schreibt stets mit großer Leichtigkeit, aber mit noch größerer Freiheit im Styl und Ausdruck. Hingegen ist seine Darstellung, wie die ganze Eigenthümlichkeit des Mannes, immer licht, klar, oft kernig. Seine Entwicklungen und Beweisführungen erscheinen manchmal nicht besonders geistreich oder originell; aber sie sind immer verständig, ehrlich, und für den gesunden Sinn überzeugend, oder wenigstens noch ehrenwerth und versöhnend, auch wenn man mit ihren Resultaten nicht mehr übereinstimmen kann.

Diese Eigenschaften, die wir hier angedeutet haben, begründen die Vorzüge wie die Fehler der Wessenbergischen Schriften; sie treten in Allem, was er in gebundener und ungebundener Rede geschrieben hat, hervor, und theilen seinen Werken, wie verschiedenartig sie auch sind, eine starke Familienähnlichkeit mit.

Wir überschauen zunächst Wessenbergs dichterische Leistungen. In ihnen tritt uns seine Persönlichkeit in der

schönen Weihe der Kunst entgegen, welche ihn befähigte, die einem kampf- und arbeitvollen Leben abgerungene Muße noch mit einem reichen Inhalt lieblicher Geistesblüthen zu füllen, sich selbst zur Erhebung, Andern zur Freud' und Erquickung.

Wessenberg selbst bemerkt über seinen Dichterberuf Folgendes: „Bei den vielen Kämpfen und Mühsalen, welche ich in meinem Berufsleben zu bestehen hatte, gewährte mir die Kunst, insbesondere die Dichtkunst, ein Labsal und eine Erholung, wofür ich dem Geber alles Guten nicht genug zu danken vermag. Sie war mir ein freundlicher Himmelsbote, der mir, wie dem Psalmisten David, das Gemüth erheiterte, erhob und stärkte. Mag eine scharfe Kritik an den Eingebungen meiner Muse noch so viel auszustellen wissen — und sie hat ohne Zweifel Viel daran auszustellen — sie kann mir doch nie den Trost und die Freude verkümmern, welche ihre Begeisterung mir einflößte. Sie war stets meine liebe, liebe Trutz-Nachtigall, wie dem guten Friedrich Spee seligen Angedenkens."

Bei einem Manne, dem die Poesie eine trostreiche Freundin und willkommene Gehilfin im Kampfe für die höchsten idealen Interessen des menschlichen Lebens geworden, hat man gewiß Unrecht, an das, was er in solcher Lage und zu solchen Zielen poetisch gestaltete, den strengsten Maßstab ästhetischer Anforderungen anzulegen, zumal da der anspruchlose Mann dies selbst nicht wollte. Wenn aber bei irgend einem Dichter der Schluß von dem Werk auf den Schöpfer selbst ein sicherer ist, so ist dies bei der Wessenberg'schen Muse der Fall, die ganz und gar des charaktervollen Mannes eigen Spiegelbild ist.

Das Charakteristische seiner Individualität, Licht und Wärme, oder eine seltene Stärke und Klarheit geistiger Anschauungen, verbunden mit naiver Innigkeit des Gefühls, weht uns meist aus seinen poetischen Schöpfungen entgegen. Wessenbergs Poesie ist kein stürmisch bewegtes Meer, auf dessen Wogen wir ruhelos umhergetrieben werden; sie gleicht der spiegelklaren Fluth

eines lieblichen Alpensees, die uns überall auf den festen Ankergrund eines in Gott wie in seiner Natur- und Lebensanschauung sichern Herzens und eines an Liebe unendlich reichen Gemüthes schauen läßt. Klare Durchsichtigkeit der Gedanken, Wahrheit der Empfindungen, nicht selten mit lebendiger Anschaulichkeit der Darstellung und einem glücklichen Ausdrucke gepaart, sind fast durchgehends charakteristische Merkzeichen der Wessenberg'schen Muse, zumal der lyrischen und epigrammatischen Gedichte aus der zweiten reifern Periode.

Freilich vermißt man bei seinen Produktionen manchmal den wärmern Pulsschlag dichterischer Inspiration und jene schöpferische Unmittelbarkeit der Phantasie, die ein Gedicht eigentlich erst zu einem sichern vollendeten Kunstwerk machen. Viele seiner Gedichte sind fast nur Reflexionen, zwar immer tüchtig und gesund, zuweilen jedoch bereits an das Prosaische streifend. Aber diesen — wesentlich in der ganzen modernen Geistesentwicklung gegründeten — Mangel theilt die Wessenbergische Muse fast mit der gesammten neuern Poesie, deren gemeinsamer Charakter mehr oder minder aus der Reflexion hervorgegangen ist.

Was aber die Wessenberg'sche Muse vor Allem charakterisirt, und ihr gerade in unseren Tagen einen hohen Werth verleiht, das ist ihre tiefe religiöse Unterlage, jener unerschütterliche Glaube an das Ideale, d. i. an die fortschreitende Verwirklichung des Wahren und Guten in der Welt, oder mit anderen Worten: an das immer vollere Kommen des Reiches Gottes und seiner Segnungen im Leben der Menschheit. Dieser ächte menschlich-christliche, die Welt und alles Schlechte und Verkehrte in ihr überwindende Glaube, welcher das edelste aller Güter ist, die ein Mensch und ein Volk besitzen kann, hat, wie im gesammten Leben und Wirken des Edlen, so insbesondere auch in seinen dichterischen Schöpfungen einen starken und gewinnenden Ausdruck gefunden. Dies ist gerade in unsern Tagen um so höher anzuschlagen, je

mehr jetzt der wieder viel gepflegte Aberglaube und sein Zwillingsbruder der Unglaube mit gleich wildem Unverstand wetteifern, so Viele, denen ein ernsteres Urtheil hier abgeht, an den höchsten Gütern des menschlichen Lebens irre zu machen.

Durch diesen Grundton, der alle seine Dichtungen durchweht, ist Wessenberg ein dichtender Prediger, ein Prophet des göttlichen Geistes geworden, der mit gottgeweihter Dichterstimme ein zum Theil verkommenes Geschlecht wieder zum Bewußtsein Dessen zurückruft, was dem menschlichen Dasein allein Sinn, Würde und Heil verleiht. Er darf daher vorzugsweise mit Recht der religiöse Dichter der neuern deutschen Literatur genannt werden, deren erster und fruchtbarster Repräsentant er nach dieser Seite hin ist.

„Seit dem sechszehnten Lebensjahr", erzählt Wessenberg, „habe ich mich in poetischen Erzeugnissen geübt über Alles, was gerade meine Seele erfüllte. Dabei beging ich den großen Fehler, daß ich unterließ, sie dem kritischen Auge eines unbefangenen Beurtheilers vorzulegen, der mich durch seine Bemerkungen von der Werthlosigkeit der meisten dieser jugendlichen Versuche überzeugt hätte." —

Die erste Schrift, die von Wessenberg im Druck erschien, war eine poetische Epistel „Ueber den Verfall der Sitten in Deutschland" (Zürich 1799). Wir haben über diesen ersten poetischen Versuch schon früher berichtet. Die Epistel war ihrer Tendenz nach gegen die sicheren und falschen Beurtheiler der französischen Revolution und ihrer Ursachen gerichtet, brachte aber den Verfasser selbst bei jenen in den Verdacht eines Jacobiners. Dagegen verleitete das aufmunternde Lob, das Männer wie Füßly, J. G. Jacobi, Johannes Müller, Denis und Andere diesem Erstling der Wessenberg'schen Muse reichlich ertheilten, den Verfasser früher als gut war, mit einer ganzen

Sammlung von Gedichten an's Licht zu treten. Hören wir ihn selbst hierüber.

„Im Jahr 1801“, erzählt Wessenberg, „beging ich die Thorheit, eine Sammlung von Gedichten nach Zürich zum Druck zu senden. Sie erschien sehr zierlich in zwei Bänden. Mein lieber Freund Füßly hatte ihr zu viel Ehre angethan. Denn als ich die Sachen gedruckt wieder las, ward mir zu meinem Schrecken klar: den mehrsten Stücken fehle der poetische Geist und die klassische Form in solchem Maße, daß die Kritik leichtes Spiel habe, sie unter den Kehricht zu werfen. Ich war daher nicht wenig überrascht, als dennoch in mehreren Literaturzeitungen, namentlich in der Würzburger, belobende Anzeigen über mein Buch erschienen; aber ich ließ mir auch ruhig die Zurechtweisung gefallen, die der gute Jacobi in seiner sanften Milde, und der derbe Nikolai (in der Allgemeinen deutschen Bibliothek) in schonungslosester Weise über meine Gedichte aussprachen. Ich beschloß daher, von meinen poetischen Versuchen nichts mehr bekannt zu machen, wohl aber mehr zu lernen und zu studiren.“

Unter solchen Umständen war es eine glückliche Fügung, daß Wessenberg bald nachher mit Friedrich Spee und dessen Gedichten näher bekannt wurde. Wir haben schon oben erzählt (S. 79), daß er diese in einer Auswahl neu bearbeitet im Jahr 1802 herausgab, und dadurch zuerst wieder in Deutschland dem Andenken eines fast vergessenen Mannes gerecht wurde, der als trefflicher Dichter und noch mehr als Wohlthäter unseres Volkes unsere dankbare Liebe und Achtung — vor so manchem Götzen des Tages — in Anspruch nehmen darf. Denn es war jener preiswürdige Geistliche, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuerst den Muth hatte, in einer Denkschrift an die deutsche Obrigkeit die Stimme der Menschlichkeit und der gesunden Vernunft gegen den fürchterlichen Wahn der Hexenprozesse zu erheben, und dem über solchen Jammer, den er mit ansehen mußte, frühe die Haare bleichten, während

noch die ganze Zunft der deutschen Schulpedanten, Katholiken und Protestanten, hochwürdige Theologen und gestrenge Juristen, durch Sengen und Verbrennen ihrer Mitmenschen den traurigen Beleg lieferten, wie wenig das bloße Wissen, auch ein hochgelahrtes, vor fanatischer Befangenheit und unmenschlichem Unsinn sicher stellt [1]).

Die Bekanntschaft mit Spee hatte für Wessenbergs weitere dichterische Entwicklung wichtige Folgen. Der große und ungetheilte Beifall, den die Bearbeitung der Spee'schen Gedichte fand, war für ihn ermunternd und gab ihm das nöthige Selbstvertrauen zurück. Noch wichtiger aber war, daß er sich mit Spee's Muse geistig verwandt fühlte in Innigkeit und Wärme der Empfindungen, und in Klarheit und Milde der Anschauungen, während ihn zugleich der eigenthümliche Zug, der über jene Dichtungen ausgebreitet ist, auf ein Feld dichterischer Produktion hinwies, das der Stimmung seiner Seele und der Aufgabe seines Lebens am nächsten lag, nämlich auf das religiöse Gebiet.

In der That gehören die religiösen Gedichte im engern Sinne mehrentheils dem nächsten Zeitraum an. Ein Bändchen erschien 1809 (in Zürich) unter dem Titel: „Deutsche Lieder", die zuerst seinen Dichterruf begründeten. Etwas später folgte eine Sammlung: „Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung der Christen" (Konstanz 1825), nachdem bereits vorher viele derselben in dem neuen „Konstanzer Gesangbuch", von dem nacheinander mehrere Auflagen erschienen, Aufnahme gefunden hatten.

---

[1]) Zugleich ist Spee, der bekanntlich äußerlich dem Jesuitenorden angehörte, ein Beleg dafür, daß es unter allem Volk Solche gibt, die Gott in Wahrheit erkennen und von Herzen lieben. Die Schrift dieses muthigen Menschenfreundes führt den Titel; Cautio criminalis, seu de processibus contra sagus liber ad Magistratus Germaniae. Rinteln 1631. (Neue Ausgaben zu Cöln und Frankfurt 1632. Ueber Spee's Verdienste s. Wächter, „Ueber den Hexenprozeß" in seinen vermischten Schriften.

Nach einer andern Seite hin hatte die Reise nach Italien (1817) auf Wessenberg einen läuternden und nachhaltigen Einfluß geübt. Der Anblick des vielen Schönen in Natur und Kunst und so manche andere anregende Erscheinung in dem sonnigen Lande jenseits der Alpen hatten nicht verfehlt, seinen Sinn für eine poetische Natur- und Lebensanschauung zu schärfen und zu befruchten. Schon im folgenden Jahre (1818) erschienen die Erstlinge hiervon, „die Blüthen aus Italien", die allmälig mit jeder spätern wiederholten Reise nach der schönen italischen Halbinsel zu einem reichen poetischen Früchtekranz anwuchsen.

Die „Blüthen aus Italien", an die sich später eine Sammlung: „Neue Gedichte" (Konstanz 1826) anschloß, bezeichnen in Form und Inhalt einen wesentlichen Fortschritt der Wessenberg'schen Muse. Sie bilden den Uebergang zu den poetischen Schöpfungen der zweiten Periode (seit Wessenbergs Rücktritt vom Amte), welche mehr und mehr die Spuren eines freiern Geistes an sich tragen, der aus der Fülle eines aus sich selbst befriedigten, nach außen unabhängigen Lebens schafft. Zugleich zeigen die späteren Gedichte, zumal in den Natur- und landschaftlichen Schilderungen, einen feinern Sinn für die Formen der Erscheinung, und vermeiden durch concretere Gestalten die oft trockenen Reflexionen der Gedichte aus früherer Zeit.

Aber der vollendetste Charakterzug der Wessenberg'schen Poesie, durch innern Werth der Gedanken und durch Klarheit ihrer Verbindungen mehr als durch äußern Reiz auf die Seele zu wirken, ist allen seinen poetischen Schöpfungen gemeinsam. Denn es lag tief in der Art des Mannes, Allem was immer er über die höchsten und wichtigsten Fragen der Menschheit, oder über die Freuden der Sterblichen an der unverwelklich schönen Natur in seinem Innern gestaltete, das edle Gepräge des eigenen Geistes aufzudrücken. Dadurch mögen sich leicht die „geflügelten Worte" seiner Muse für den Empfänglichen durch innern Gehalt noch in „goldene Sprüche" für das Leben sich

verwandeln, wenn auch die äußere Schaale, in der sie dargeboten werden, unscheinbar, oder rauh und gebrechlich ist.

Seit seinem Rücktritt vom Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit hatte Wessenberg die freundliche Sitte, jeweils am Schlusse des Jahres einen trautern Kreis von Freunden mit einem oder dem andern gedruckten Blatte seiner poetischen Ergüsse — meist über Erlebnisse des Jahres — zu erfreuen. Diese fliegenden Blätter brachten den Freunden aus der stillen Klause des lieben Meisters manch' geharnischtes Wort zu Gruß und Trutz in schlimmen Tagen. Sie sind großentheils im 7. Band der Gesammtausgabe aufgenommen. Dort erklärt sich unser Dichter über die Zusendung von Denkblättern an Freunde in folgenden anspruchlosen Zeilen:

Gruß an die Freunde am Neujahrstag.

Der alte Leiermann,
Zum neuen Jahr muß er hinaus
Und singt von Haus zu Haus,
So gut er es noch kann.

Worauf im Jahr er sann,
Was Wellen schlug in seiner Brust,
Das singt mit Schmerz und Lust
Der alte Leiermann.

Was thut's, mengt dann und wann
Darunter sich ein heis'rer Klang?
Man denkt: 's ist ein Gesang
Vom alten Leiermann.

Die Gesammtausgabe, welche die Cotta'sche Verlagshandlung, mit deren Gründer Wessenberg schon frühe in freundschaftlichem Verkehr stand, veranstaltete (7 B. Stuttgart 1834—1854), enthält die zu verschiedenen Zeiten erschienenen lyrischen und epischen Gedichte in Auswahl, nebst dem Drama

„Padilla". Viele Dichtungen, insbesondere die epischen, haben in dieser Ausgabe letzter Hand gegen früher manchfache Verbesserungen und Zusätze erhalten.

So viel über die Wessenberg'sche Muse und deren äußere Entwicklungsgeschichte im Allgemeinen. Wir wollen sie noch in Kürze nach ihren Hauptgattungen vorführen.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung. Lyrische Gedichte.

Für Wessenbergs reiche dichterische Begabung sprechen jedenfalls seine vielseitigen Leistungen in allen Hauptgattungen der Poesie, der lyrischen, epischen und dramatischen, in denen er sich mit großem formalen Talent zugleich versucht hat. Indeß ist es doch hauptsächlich das lyrisch-didactische Element, in dem er sich vorzugsweise heimisch fühlt, und das selbst seine epischen und dramatischen Leistungen mehr als die Natur dieser Dichtungsarten gestattet, beherrscht.

Wessenberg ist wesentlich lyrischer Dichter. Sein empfängliches und bewegliches Gemüth sucht seinen Stimmungen in zahlreichen poetischen Ergüssen über alle Zustände und Lagen des Lebens Gestalt und Ausdruck zu geben. Diese vielseitigen aber stets einfachen Zeugnisse der Gefühle des Dichters, deren Styl allerdings oft größere Strenge wünschen läßt, auch an manchen Härten leidet, athmen doch fast überall Adel und Grazie, und sind ganz aus dem Boden eines durchaus gesunden, nur für das wahrhaft Gute und Schöne begeisterten Gemüthes emporgewachsen.

Zumal gehören seine religiösen Gedichte im engern Sinne, seine Kirchen- und Festlieder, Hymnen u. a. zum Bessern,

was unsere Literatur besitzt. Zwar ist Wessenberg auch hier ein wesentlich reflektirender Dichter, der sich überall an äußere Thatsachen anlehnen muß. Aber fehlt auch seinen Liedern jene fast kindliche Naivität und Innigkeit, die aus unseren besseren ältern Kirchenliedern, namentlich aus dem 16. und theilweise noch 17. Jahrhundert so unwiderstehlich an unser Herz sprechen, so ersetzen sie diesen Abgang an Wärme durch Licht und Wahrheit des Gedankens und durch Correctheit des Ausdrucks.

Diese religiösen Ergüsse athmen sämmtlich den spezifisch christlichen, und eben deshalb einen ächt humanen Geist, der über der Beschränktheit des Confessionalismus steht, aber jedem christlichen Gemüthe Friede und Erhebung bringt. Sie sind Bausteine zu dem, was Wessenberg die „neue Kirche", d. i. die im Geiste des Erlösers, in der Liebe und Humanität erneute geistige Lebensgemeinschaft der Menschen nennt. Wir führen einige Belege an:

Die Christus-Religion.

Aus des Lichts und Lebens Quell
Hast du himmlisch rein und hell
Trost uns in des Geistes Nacht,
Frieden in das Herz gebracht.

Oh! des blinden Unverstands,
Der mit Flittern eiteln Tands
Zu verschönern wähnt dein Bild,
Dessen Schöne Gott entquillt!

Ob gelehrt, ob ungelehrt —
Alle Menschen sind dir werth.
Allen ruffst du: kommt, die ihr
Unter Bürden seufzt, zu mir!

Jedes schlichte Herz versteht
Was dir aus dem Herzen weht.
Liebreich sprichst du, sprichst gelind
Wie die Mutter zu dem Kind.

Mit den Guten freust du dich,
Weinst mit ihnen mütterlich;
Drückst den Sünder auch an's Herz,
Fühlt er deinen Mutterschmerz.

Allen legst du auf das Kreuz,
Das besiegt den Sinnenreiz;
Allen winket deine Hand
Nach der Ernte Strahlenland.

Lieblicher als Harfenklang
Tönt einst dein Triumphgesang,
Der die Treuen aus der Gruft
In die Hütten Gottes ruft.

Weihnachtslied.

Wohl uns! in sternenheller Nacht
Hat uns ein Kind das Heil gebracht.
Die Engel, die im Himmel sind,
Verkündeten das hehre Kind.

Wie wunderschön war ihr Gesang,
Weit über jeden Erdenklang!
Als ihn vernahm der Hirten Ohr,
Da schauten sie entzückt empor.

„Daß Ehre sei Gott in den Höh'n,
Und Friede mög' auf Alle weh'n,
Die eines guten Willens sind!"
So hieß die Botschaft von dem Kind.

Voll Freude ging die Hirtenschaar
Und bracht' ihr Herz dem Kinde dar,
Das schöner wie ein Frühlingstag
Mildlächelnd in der Krippe lag.

O Kind, dem dort ein Glanz entfloß,
Der Frieden in die Hirten goß,
Du gibst ihn Allen noch, o Kind!
Die eines guten Willens sind.

Der Glaube.

Es wallt ein Licht ob dieser Welt,
Das ihrer Stürme Nacht erhellt,
Gleich wie dem Aug' der Morgen glüht,
So glänzt der Glaube dem Gemüth.

Wenn der Erfahrung Nebelbild,
Die Brust mit Schmerz und Wehmuth füllt,
Und uns des Tages Schwüle drückt,
Das Herz im Glauben Trost erblickt.

Und rauscht aus Grabnacht bang und dumpf
Der kalte Tod — Triumph! Triumph!
Mild strahlt von deinem Angesicht,
O Glaube! — Licht, des Himmels Licht.

Die Liebe.

O Liebe, die du kamst auf Erden,
Zu öffnen uns das Himmelreich;
Du sprachst: wer will mein Jünger werden,
Der werde ganz den Kindern gleich!
Gib uns ein Herz, voll Einfalt, rein und hell,
O du des Lichts und Lebens ew'ger Quell!

Preis dir, des Himmels schönstem Boten!
Du riefest Allen: werdet frei!
Trugst Leben in die Nacht der Todten,
Und brachst der Sünde Joch entzwei.
O Liebe! Alles steht in deiner Macht,
Hast uns den Himmel selbst herabgebracht.

Auf allen deinen Spuren wehet
Ein Friede, unbekannt der Welt,
Und dem, der deine Wege gehet,
Wird jede Finsterniß erhellt.
Gib uns, o Liebe! deinen Sonnenschein;
Zu Tempeln Gottes weih' dein Fried' uns ein!

Wie Spreu, ein Spielzeug allen Winden,
Ist dir der Erde Herrlichkeit;
Doch Schätze, welche nimmer schwinden,
Hältst du den deinigen bereit.
Kein Erdengut kommt deinen Schätzen gleich;
Sie geben Vorgefühl vom Himmelreich.

Du weißt jedweden Schmerz zu lindern,
Den Geist entrückest du dem Staub;
Die du geweiht zu Gottes Kindern —
Sie werden nie des Todes Raub.
Der Richter, wenn vor ihm die Seelen stehn,
Wird auf dein Zeugniß nur, o Liebe, sehn.

Bitte um den heiligen Geist.

(Melodie von H. G. Nägeli.)

Geist der Wahrheit, Geist der Liebe,
Den der Herr den Jüngern gab,
Läutre jeden unsrer Triebe!
Geist der Liebe,
Geist der Wahrheit, komm zu uns herab.

Geist der Liebe, Geist der Wahrheit!
Nebel hüllt des Menschen Pfad.
Führ ihn du zur Sonnen-Klarheit!
Geist der Wahrheit,
Geist der Liebe, sei uns Licht und Rath!

Unsres Herzens Tugendquelle
Trüben Sinnen-Licht und Schmerz!
Leidenschaft treibt Well' auf Welle;
O erhelle,
Geist der Lieb' und Wahrheit, unser Herz!

Laß' in Sturm und Ungewittern
Uns nicht zagen, guter Geist!
Auch alsdann laß uns nicht zittern,
Wenn den bittern
Kelch dein Friedensbot' uns leeren heißt!

Die acht Seligkeiten. *)

Selig, die in Einfalt wandeln,
Gut mit stillem Sinne handeln,
Was sie werth sind, Gott verdanken,
Nie mit seiner Weisheit zanken,
Hier auf Erden Kindern gleich!
Ihrer ist das Himmelreich.

Selig, deren Seraphsmilde
Zähmt das Rohe, dämpft das Wilde;
Deren sanftem Blick als Sieger
Schmeichelnd huldiget der Tiger.
Wo sie auf der Erde zieh'n,
Sehn wir Paradiese blüh'n!

*) Eine Melodie zu diesem schönen Liede lieferte Zschokke, Wessenbergs trauter Freund.

Selig, die bei Festen trauern,
Vor der Arglist Schlangen lauern;
Deren Aug' kein Sternlein heitert,
Deren Brust kein Trost erweitert.
Der die Welt zu trösten kam,
Kehrt in Wonn' einst ihren Gram.

Selig, die gerührt vom Strahle
Ew'gen Lichts, im Erdenthale,
Wie der Aar nach Sonnenklarheit,
Dürsten nach dem Quell der Wahrheit.
Wo kein Schäfchen mehr verirrt,
Sammelt sie am Quell der Hirt.

Selig, die des Kummers Zähren
Durch ihr Mitgefühl verklären;
Daß kein Bruder darf verzweifeln,
Oel in jede Wunde träufeln.
Ein Erbarmen, grenzenlos,
Ruht für sie in Vaters Schooß.

Selig, denen wie die Quelle
Strahlt das Herz von Aetherhelle,
Erdenlust für wenig achtend,
Stets nach Himmelswonne schmachtend.
Unverhüllt, von Angesicht
Schau'n sie Gott in seinem Licht.

Selig, die den Frieden lieben,
Nie der Unschuld Freude trüben.
Ihres Herzens stilles Sehnen
Lächelt durch der Wehmuth Thränen.
Frieden fühlet, wer dem Pfad
Dieser Kinder Gottes nah't.

Selig, die da schuldlos leiden,
Stolz verschmäh'n des Lasters Freuden,
Und bei hartem Druck gelassen
Jene segnen, die sie hassen.
Goldne Thronen, Sternen gleich,
Steh'n für sie im Himmelreich.

Gottes Wort.

Heilig sei uns Gottes Wort!
Es nur kann die Seel' erheben;
Unaufhörlich strömt sein Segen fort,
Gibt den Frieden hier, den Himmel dort;
Wahrheit ist sein Wort, ist Leben.

Erd' und Himmel sind sein Wort.
Es erschloß des Lichtes Pforte,
Thürmte Berge hier, grub Meere dort,
Heißt die Sterne wandeln fort und fort;
Alles ward nach Gottes Worte.

Gottes Wort spricht überall;
In der Sonne mildem Glänzen,
In des Frühlings Pracht, im Donnerhall,
Im Orkan, im Lied der Nachtigall;
Gottes Wort hat keine Grenzen.

Gottes Wort macht Alles kund.
Mag der Geist zum Himmel schweben,
Mag er steigen in der Erde Grund,
Ueberall ertönt ihm Gottes Mund;
Wahrheit strömt sein Wort und Leben.

Gottes Wort ist Liebe nur;
Seine Schöpfung trägt ihr Siegel;
Liebe strahlt dem Herzen die Natur;
Wo die Liebe weht, ist Gottes Spur.
Gottes Wort ist Gottes Spiegel.

Gottes Wort bracht' uns sein Sohn.
Was kein Auge je gesehen,
Zeigt es uns, der Liebe Strahlenthron
Ueber'm Grabe, dem der Geist entfloh'n;
Gottes Wort wird nie vergehen.

Hört, wer Ohren hat, sein Wort!
Mächtig weckt es selbst die Tauben;
Nicht der Blume gleicht es, die verdorrt,
Lebensquellen strömt es fort und fort;
Was es gibt, kann Niemand rauben.

Gottes Wort sei unser Licht!
Wolk' und Nacht weicht seiner Klarheit;
Mild vorbei wird geh'n des Herrn Gericht,
Wem sein Wort der Sünde Fesseln bricht.
Leben ist sein Wort und Wahrheit!

Gottes Wort erfüll' uns ganz!
Was wir denken, was wir streben
Sei von Gottes Wort ein Widerglanz,
Das so hell der Tugend zeigt den Kranz!
Wahrheit ist dieß Wort und Leben.

Ganz richtig bemerkt Wessenberg: „Die Schwierigkeit beim Kirchenliede liegt gerade in dem, was ihm den höchsten Schwung verleihen soll, daß es nämlich nicht bloß individuelle Zustände bezeichnen darf, und doch in der Brust die schönsten religiösen Anklänge wecken soll, die dadurch, daß eine ganze Gemeinde zusammensingt, bedeutend verstärkt werden. Ferner muß jeder Ausdruck, jedes Bild, Alles im Kirchenlied muß dem gemeinsten Verstand faßlich und jedes Herz ansprechend sein. Das Kirchenlied ist die höhere Gattung des Volkslieds." —

Die große Mehrzahl der Wessenberg'schen Kirchenlieder zeichnet sich durch Gemeinfaßlichkeit und religiöse Innigkeit aus.

Es zeugt gewiß nur für ihren ächt christlichen, durch keinerlei schultheologische oder confessionelle Färbung getrübten Inhalt, daß auch evangelisch-protestantische Gemeinden an der frommen Muse Wessenbergs sich erbauen, und ihre Gesangbücher seine Lieder aufnehmen. So enthält das Gesangbuch der evangelischen Kirche in Württemberg unter Nr. 202 das schöne Lied: „Geist vom Vater und vom Sohn" u. a. Jenes Lied ist zugleich ein lehrreiches Muster, wie vortrefflich Wessenberg auch ganz subtile Lehrsätze des christlichen Glaubens gemeinfaßlich und für das sittlich-religiöse Leben fruchtbar zu behandeln weiß. Den abstracten Lehrsatz, daß der Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht, wendet er im Kirchenlied zur Erbauung so an:

Geist vom Vater und vom Sohn!
Weihe dir mein Herz zum Thron;
Schenke dich mir immerdar,
So wie einst der Jüngerschaar.

Geist der Wahrheit! leite mich;
Eigne Leitung täuschet sich,
Da sie leicht des Wegs verfehlt,
Und den Schein für Wahrheit wählt.

Geist des Lichtes, mehr' in mir
Meinen Glauben für und für,
Der mich Christo einverleibt
Und durch Liebe Früchte treibt.

Geist der Andacht! schenke mir
Salbung, Inbrunst, Gluth von dir;
Laß mein Bitten innig, rein,
Und vor Gott erhörlich sein.

Geist der Liebe, Kraft und Zucht!
Wann mich Welt und Fleisch versucht,
O dann unterstütze mich,
Daß ich ringe; rette mich!

Geist der Heiligung! verklär'
Jesum in mir mehr und mehr;
Und erquicke innerlich
Durch den Frieden Gottes mich,

Geist der Hoffnung! führe du
Mich dem Himmelserbe zu;
Laß mein Herz sich deiner freu'n
Und in Hoffnung selig sein.

Wenn aus den religiösen Gedichten der thatkräftige Glaube eines tief innerlichen, durch starren Confessionalismus nicht getrübten Christenthums reinigend und erhebend an unsere Seele spricht, so begegnet uns auch in den übrigen lyrischen Ergüssen, wie manchfaltig auch die Beziehung und verschieden die Stimmung in ihnen ist, doch durchaus eine Geisteskraft, die, im Kleinen und Großen auf ein Höheres und Bleibendes hinweisend, stets mehr geben will, als bloß „lieblichen Schein des Lebens."

Die mehr philosophisch gehaltenen Gedichte zeigen häufig wahre Silberblicke ächter Lebensphilosophie. Z. B.:

Guter Rath.

Willst du meiden fremden Trug,
Hüte dich vor Selbstbetrug!
Willst am Gängelband nicht geh'n,
Lern' auf eignen Füßen steh'n!
Willst du Freund sein der Natur,
Selbst nach Einfalt strebe nur!
Scheu'st du Blößen, o so strecke
Stets die Glieder nach der Decke!
Handelt stets, wie Seel' und Leib,
Für einander Mann und Weib,
Dann wird, beide zu erfreu'n,
Eins dem Andern hülfreich sein.

Willst du jochfrei steh'n und hoch,
Leg' auf Niemand selbst ein Joch!
Soll man dich erträglich finden,
Nicht vergrößre Andrer Sünden!
Vor dem Unrecht beuge nie,
Mußt du's tragen gleich, das Knie!
Pöbels Sinn ist schlechter Sinn;
Seine Gunst bringt nicht Gewinn.
Wissen, was dir heilsam ist,
Heißt erkennen was du bist.
Magst durch Meer und Länder zieh'n,
Wirst doch nie dir selbst entflieh'n.
Suchst du wahrhaft nur das Wahre,
Bring' dich mit dir selbst in's Klare!

Der Erdenpilger.

Was bist du, Mensch? — ein Fremdling, eine Waise;
Und was dein Leben? — Eine Pilgerreise.
Viel der Beschwerden, der Gefahren viel,
Und noch verhüllt das Ziel.

Doch pocht die Sehnsucht nach dem Ziel im Herzen,
Nicht nur, wenn es berührt ein Dorn der Schmerzen,
Auch wenn in ihm der Freude Funken sprüht,
Der ach, so bald verglüht.

Dein Ziel ist Gott! Dieß muß dein Herz dir sagen,
O folge nur dem Herzen ohne Zagen!
Schließt sich vor dir der Erdensonne Lauf,
Geht dir die ew'ge auf.

Hat nicht das schönste Bild vom ew'gen Leben
Dir in dem Morgenroth Gott selbst gegeben?
O wer dies Bild bewahrt in reiner Brust,
Bleibt stets des Ziels bewußt.

Lebensweisheit.

Kind, werde so
Des Lebens froh,
Daß du dereinst
Es nicht beweinst!
Dein Leben sei
Der Blüthe gleich;
Erst makelfrei,
Dann früchtereich!
So tauscht Natur
Die Werke nur;
Rastlos ist sie
Und altert nie,
Reift Blüthenglanz
Zum Erntekranz,
Wahrt dann geheim
Schon frischen Keim.
Der Winter deckt,
Der Frühling weckt,
Der Sommer nährt,
Der Herbst bescheert.
O werde so
Des Lebens froh!

Das Leben.

Freund! die Jahre
Fliehen schnell,
Wie der klare
Wiesenquell;
Jetzt von mildem
West bekos't,
Jetzt von wildem
Sturm umtos't.

Froh im Lenze
Pocht das Herz,
Weiht schon Kränze
Süß im Schmerz;
Irrt dann müde
Hin und her —
Ach! der Friede
Kehrt nicht mehr!

Keiner Kehle
Lustgesang,
Keiner Seele
Liebesklang
Dämpft des warmen
Herzens Glut,
Stillt des armen
Ebb' und Flut.

Doch, ein kühles
Hüttchen winkt,
Wo des Zieles
Vorhang sinkt.
Freundlich hüllen
Engel zu
Dieses stillen
Hüttchens Ruh!

Dieselbe höhere Richtung der Seele weht auch in den Naturbetrachtungen, die vielfach ein feines Verständniß für Gottes herrliche Schöpfung kund geben, meist zugleich mit befruchtender Beziehung für das sittliche Leben. Das Folgende ist ein wahres Weihegedicht einer lyrisch verklärten Naturempfindung.

Die Geisterlaute.

Hast du nie in Weihestunden
Geisterlaute tief empfunden,
Die in leisen Harmonieen
Hoch empor die Seele ziehen?

Schien's dir nicht bei diesen Lauten,
Daß sie dir geheim vertrauten,
Wie des Urgeists hehres Walten
Schafft die wechselnden Gestalten?

Haben sie von Tod und Leben
Nicht die Auskunft dir gegeben,
Daß die beiden sich vererben,
Daß zum Leben führt das Sterben?

Brachten sie nicht wohlbekannte
Grüße dir vom Sternenlande,
Treuer Liebe Bund bewährend,
Theure Züge dir verklärend?

Wie auf ew'ger Stufenleiter
Alle Wesen immer weiter,
Reiner, schöner, lichter steigen —
Sahst du ihn, den sel'gen Reigen?

O der Stunden, reich an Wonne,
Wo ein Strahl der Geistersonne
Leise tönend dich berühret,
Dich der Erdennacht entführet!

Wir theilen aus der großen Anzahl der hierher gehörigen Gedichte noch ein oder das andere mit.

Das Land der Verheißung.

Von der langen Wallfahrt müde,
Suchst du wohl des Friedensthal,
Wo beim ewig heitern Liede
Blinkt der ewig heitre Strahl?

Fragst wohl sehnend: wo die Quelle
Reinen Glücks durch Blumen glänzt,
Nicht vergänglich, wie die Welle,
Die ein flücht'ger Frühling kränzt.

Fragst umsonst nicht nach der Quelle.
Zwar der Erd' entfleußt sie nicht;
Doch, ein Bild voll sanfter Helle,
Strahlt sie uns wie Dämmerlicht.

Sahst du's nie in holden Träumen
Mit verklärtem Blick und Mund,
Berge, die du liebst, besäumen,
Glühn aus Bächleins hellem Grund?

Wo du hinblickst, fromme Seele!
Winkt ein Strahl der Gottheit dir,
Daß dein Flug die Spur nicht fehle
Des erhab'nen Pfads zu ihr;

Winkt aus Wolk' und Aetherbläue,
Winkt im Thau am Blumenflor,
Winkt, ein Sinnbild ew'ger Treue,
Stern an Stern am Himmelsthor.

Die Geister der Natur.

O selig, wer, von Himmelsruh' erfüllt,
Vom zarten Grün des Blüthenhains umhüllt,
Der Nachtigall liebvolles Lied belauscht,
Worein nur Quell- und Blattgelispel rauscht!

Natur! es ist des Friedens hehrer Geist,
Der jedem deiner Töne mild entfleußt.
Wo weilt ein Gram, den er an deiner Brust
Nicht zaubernd löst zu frischer Lebenslust?

Weckt deines Hauchs beseelte Melodie
Den süßen Widerklang der Sympathie,
Verklärst du sanft der Liebe Bild dem Blick,
Welch überschwängliches, welch Götter-Glück!

Doch, hat aus frommer Brust das theure Bild
Ein schwarzer Geist verscheucht, in Licht gehüllt,
Was sind ihr Blüthenhain und Nachtigall?
Ach! Oede — Nichts der Schöpfung schönes All!

An Liebestönen reich bist du, Natur!
Für liebende, geliebte Seelen nur.
Das Kind versteht, was still die Mutter spricht;
Beredt, auch wenn sie schweigt, ist ihr Gesicht.

Auf hohem Meere.

Nur Meer und Himmel!
So wollt' ich's schau'n.
Nur Sterngewimmel,
Nur Wellenau'n.

Hier steht mir offen
Das Buch der Welt;
Mein Glauben, Hoffen
Wie aufgehellt!

Wo sind die Grenzen
Des Sternenbau's,
Wo Welten glänzen
Wie Funken Thau's?

Die Schranken fallen,
Mein Geist durchdringt
Des Ew'gen Hallen
Verklärt, verjüngt.

O Meer, des Lebens,
Getreues Bild,
Bild unsers Strebens,
Ach, nie gestillt!

In freud'gen Wellen
Ergießen sich
Des Lichtes Quellen
Liebreich auf dich.

Mir zeugt's die Klarheit,
Die dich umglänzt:
Das Reich der Wahrheit
Ist unbegrenzt!

Das Glöcklein des Wildkirchleins.

(Im Kanton Appenzell.)

Glöcklein! tönst von luft'ger Höhe
Dumpf und leis in's grüne Thal.
Deine Segenstöne wehen
Sanfter West im Abendstrahl
An ein liebend Herz im Thal!

Töne von der Felsenmauer
Frieden Gottes in dies Herz;
Mit der Sehnsucht süßer Trauer!
Süßer, als der Freude Scherz
Ist sie für ein liebend Herz.

Wenn bei deinem düstern Klange
Eine Thrän' ihr Auge füllt —
Eh' sie bebt auf ihre Wange,
Strahle drein des Fernen Bild
Lächelnd, still und engelmild!

Stumme Klage.

Auf dem Markusplatze.

„Warum so traurig, Gondoliere!
Das Silberhaupt zur Brust gesenkt?
Warum nicht lieber auf dem Meere
Der Gondel Schweben froh gelenkt?
Taucht doch die Sonne jetzt so glänzend
Bei'm Wehn der Morgenluft herauf.
Ruft dann ihr Strahl, die Kuppeln kränzend,
Nicht auch dein Herz zur Freude auf?"

Ich fragte so; doch schwieg der Alte,
Als wär' er trüb und stumm zugleich,
Und nicht verzog sich eine Falte
In dem Gesicht, so faltenreich.
Doch schien voll Gluth sein Blick zu sagen:
„Für mein Venedig du nicht glühst:
Bescheid sonst gäb' auf deine Fragen
Dir Alles, was du nicht mehr siehst!"

In eine Gondel war gestiegen
Hinab ich, die am Ufer stand,
Noch immer nach des Alten Zügen
Das Auge forschend hingewandt.
Mein Führer sah's, und gab mir Kunde,
Indeß uns sanft die Welle trieb:
„Der Greis dort sitzend jede Stunde,
Ist allen Gondolieren lieb."

„So lang Sanct Markus Löw' regierte,
Er uns voran als Häuptling ging,
Den Bucentaur er jährlich führte,
Trug der den Dogen mit dem Ring.
Doch seit Verräther die Standarte
Der Freiheit stürzten, sank auch er;
Sitzt dort, als ob er wen erwarte,
Schaut immer schweigend nach dem Meer."

Der Armen Trost.

Am Comersee.

„Wozu", frug ich, „auf allen Höh'n
So viele Kirchen und Kapellen?"
„O Herr! wer fühlte nicht die Brust sich schwellen,
Da die so freundlich niederseh'n?"

So sprach der Fischer, mir den Kahn
Leicht über'm Wasserspiegel lenkend,
Und schweigend jetzt und ernst sein Wort bedenkend,
Sah zu den Bergen er hinan.

„Ihr wißt wohl nicht", rief er mir drauf,
„Wie schwer des Lebens Noth uns drücket,
Doch leichter uns das Herz wird, wenn es blicket
Zu jenen Heiligthümern auf.

„Tönt uns von ihren Thürmen doch
Der Trost herab, die frohe Kunde:
Daß der uns hört, der heilet jede Wunde,
Und nimmt hinweg des Elends Joch."

Am Comersee.

Zu Bellagio.

„Welch Paradies!" rufst du. „Kein schön'res gibt's." Doch nur,
Stehn drin im Einklang Geist und Herz mit der Natur.

Die Betrachtung.

Ebendaselbst.

Wer kann hier stehn, und nicht anbeten?
Wer kann hier stehn, und nicht erröthen,
Daß er nicht auch des Schöpfers Bild
So rein wie die Natur enthüllt?
Nur Liebe athmet was ich sehe.
O möcht' ich, wo ich steh' und gehe
Auch athmen nur, was athmet hier!
Gott! dieser Odem kommt von dir.

Die Weltanschauung des Dichters, aus der seine Gefühle sprossen, hat nichts Trübes oder Zerrissenes; seine Stimmung ist stets männlich besonnen und sicher, wie der Frieden, den seine Seele in Gott gefunden. So in dem Gedicht:

Mein Frieden.

Dir schildern soll ich meinen Frieden?
Dazu fehlt Wort und Farbe mir.
Das seligste Gefühl hienieden
Beschreibt kein Mund, kein Pinsel dir.

Doch trete jetzt heraus in's Freie!
Im Abendglanze ruht die Welt,
Und daß die Ruhe nichts entweihe,
Die Stille sich ihr zugesellt.

Vom Frieden, welchen ich empfinde,
Erblickst du hier ein treues Bild.
Doch glaube nicht, dein Aug' ergründe,
Was dem Gemüth nur Gott enthüllt!

Wie heiter ist die Stimmung und frisch ihr Ausdruck in folgenden Versen:

Lebenslied.

In frischer Luft,
Bei heitrer Sonne
Haucht Lebensduft,
Haucht Lebenswonne.

Wie da erweitert
Sich fühlt die Brust,
Wie ganz durchheitert,
Ganz Kraft und Lust!

Wo Wolken hingen
Strahlt Aetherblau;
Von Freud' erklingen
Der Wald, die Au'.

Seht Erd' und Himmel
Ein Geist und Herz;
Nur Glanzgewimmel,
Nur Lieb' und Scherz!

Wer muß von Herzen
Nicht hoch sich freu'n,
Wann Lüfte scherzen
Im Sonnenschein?

Nur hier ist Leben,
Dir, o Natur!
Von Gott gegeben,
Im Freien nur.

Ein Meer von Schätzen
Könnt' uns doch nicht
Den Schatz ersetzen
Von Luft und Licht.

Nur frische Luft,
Nur heit're Sonne
Gibt Lebensduft,
Gibt Lebenswonne.

Aufruf an Alle.

Ihr Männer und Frauen
Vor Allem seit gut!
Dann dürfet ihr schauen
Gen Himmel voll Muth.

Ihr Frauen und Männer,
Vor Allem seid wahr!
So stellet dem Kenner
Der Herzen euch dar!

Euch Guten und Wahren
Führt, ewig getreu,
Gott alle Gefahren
Gleich Träumen vorbei.

Euch Wahren und Guten
Steht offen sein Reich;
Mit Morgenrothgluthen
Schon tagt es in euch.

Sein Reich ist, wo Wahrheit,
Mit Liebe vereint
In ewiger Klarheit
Den Seligen scheint.

Traum der Sehnsucht.

Wenn ich ein Vögelein wäre,
Flög' ich wohl über die Meere,
Fände manch' liebliches Land,
Das kein Columbus noch fand.

Wenn ich ein Vögelein wäre,
Macht' ich bei Freunden die Kehre,
Schwebte beim Dämmerungsschein
Freundlich zum Fenster hinein.

Wenn ich ein Vögelein wäre,
Lockt' ich des Mitgefühls Zähre,
Quelle von göttlicher Lust,
Auf des Begüterten Brust.

Wenn ich ein Vögelein wäre,
Säng' ich dem Einen zur Ehre,
Der so viel Wonne verschenkt,
Lieder mit Wonne getränkt.

Wenn ich ein Vögelein wäre,
Säh' ich in Bergen Altäre,
Röthet die Sonne den Knauf,
Schwebt' ich zum Opfer hinauf.

Wenn ich ein Vögelein wäre,
Mischt' ich mich froh in die Chöre,
Welche harmonisch zum Herrn
Wallen von jeglichem Stern.

Wenn ich ein Vögelein wäre,
Trüg' ich in jegliche Sphäre
Oelzweig' und Rosen zum Kranz,
Duftend im Morgenthauglanz.

Gute Nacht.

Mond und Sterne nicken schweigend,
Strahlen ew'ger Liebe zeigend,
Die für uns dort oben wacht:
Gute Nacht!

Nachtigall liebathmend kündet
Jeder Brust, die zart empfindet,
Mit der Töne Zaubermacht:
Gute Nacht!

Einsam zirpet durch die Stille
Wie begeistert noch die Grille
Von des Himmels heh'rer Pracht:
Gute Nacht!

Allen Sorgen, jeder Klage,
Jedem Kummer, die bei Tage
In dem Busen sind erwacht:
Gute Nacht!

Welch' fröhliche Wanderlust, doch stets eines sichern Ziels bewußt, herrscht in den Gedichten, die **Wessenberg** „Wanderlieder" nennt. Z. B.:

Der Wanderer nach dem Süden.

Wie segelt so wohlich der Vogelschwarm
Hinaus in die Fern' auf der Sonne Spur!
Den Fittig beschwert ihm nicht Sorg' und Harm;
Er sehnt nach dem sonnigen Land sich nur.

So schüttelt mein Geist auch den Kummer ab,
Da froh ich ergreife den Wanderstab.
Wie schön ist das Land, das mein Sehnen sucht,
Dort zeitigt die Sonne die goldene Frucht.

Du winkst, wie die Mutter dem Kind, Natur!
Ich ließ, was die Seele gewölkt, zu Haus,
Frei wandere ich in die Welt hinaus,
Dem Vogelschwarm gleich auf der Sonne Spur.

Wanderers Labung.

Die Sonne glüht,
Die Kraft entflieht;
Nicht weiter kann
Der Wandersmann.

O Felsenquell,
So frisch und hell,
Erquick' ihn du,
Und murml' ihm Ruh!

Und du o Baum,
Weh' süßen Traum,
Mit leisem Gruß,
Mit lindem Kuß!

Froh scheidet dann
Der Wandersmann;
Zum Himmel fleht
Sein Dankgebet:

„Daß frisch und hell
Sei stets der Quell,
Und schön belaubt
Des Baumes Haupt!"

Die Wölkchen.

Bunter Wölkchen
Leichtes Völkchen,
Ziehst so stolz einher!
Bringst du Regen?
Hast du Segen?
Ach! du bist ja leer!

Zwar voll Glanzes
Prunkt dein ganzes
Flitterkleid gar sehr.
Doch, mein Völkchen!
Regenwölkchen
Liebten wir weit mehr.

Sieh die schwere,
Gold'ne Aehre,
Neiget sich gar sehr;
Nur die leere
Hülsen=Aehre
Trägt den Kopf so hehr.

So von Regen,
Gottes Segen,
Seid ihr, Wölkchen! leer;
Traget eitel
Eure Scheitel
Ueber Land und Meer.

Euch, ihr Wölkchen!
Gleicht das Völkchen
Eitler Gecken sehr;
Flüchtig gaukeln
Sie und schaukeln
Sich so hin und her.

Wie der Wölkchen
Buntes Völkchen,
Täuschen sie gar sehr;
Scheinen immer,
Reich an Schimmer,
Doch an Segen leer!

Pilgerlied.

Vorwärts, vorwärts, nie zurück,
Immer mit erhob'nem Blick
Lass't uns gehen uns're Bahn,
Um dem hohen Ziel zu nah'n.

Vorwärts, aufwärts nur geseh'n,
Wenn uns Stürme rauh umweh'n,
Süß uns lockt ein Zauberspiel,
Vorwärts, aufwärts führt zum Ziel!

Vorwärts, noch bei'm Tageslicht,
Eh' herein das Dunkel bricht.
Aufwärts! hoch im Himmelsglanz
Harrt auf uns des Siegeskranz.

Fortgeschritten, ohne Hast,
Ohne Stillstand, ohne Rast!
Auf des Zieles Strahlenhöh'n
Wird die Palm' uns Frieden weh'n.

Nur bisweilen verläßt die Wessenberg'sche Muse den Frieden der Idylle und zeigt dann eine gewisse leidenschaftliche Erregtheit, sobald sie dem Pharisäismus und seinem Treiben entgegentritt. Z. B.:

Warnung vor den pharisäischen Schleichhändlern.

Will ein Volk schwer züchtigen Gottes Hand,
Schickt sie ihm zahllose Schwärme von Ratten zu,
Die, was gesund ist, heimlich zernagen in Feld und Haus.

Drum sehen dergleichen Schwärme wir jetzt,
Schwarz bemäntelt, den Kragen hoch, den Blick
Senkend herein sich schleichen allüberall.

Werft ihr auch diese Schleicher zur Thür' hinaus,
Durch ein Fenster oder ein Loch im Keller, am Dach
Dringen sie, Gottes Sendboten sich nennend, wieder herein.

Schön und lieblich ist Duldung im Menschenverkehr.
Aber mit welchem Schein des Rechts verlangt
Duldung wer sie selber Jedem versagt?

Schonung gönnt man billig dem Unkraut selbst,
Wenn es sein Leben in Unschuld fristet; nicht
So dem Gleißner, der gift'ger Schierling ist.

Fromme, in Einfalt wandelnd, ohne Geräusch
Sind der Achtung würdig. Dagegen erweckt Verdacht
Wer vor der Welt mit Glaubenseifer heuchlerisch prangt.

Allen Sündern bezeigte großes Mitleid der Herr;
Doch auf der Pharisäer heimtückische Brut
Schwang der Liebevolle die Geißel derb.

Die Weisheit unter den Schriftgelehrten.

Im großen Bedlam der Welt gewannen
Doch stets den Preis die Gelehrten,
Die mit großem Scharfsinn ersannen,
Wie sie den Zugang zur Weisheit
Den armen Menschen erschwerten.

Schon als Knabe im Tempel
Zerriß der Heiland vor ihnen,
Die drob verblüfft und verwundert schienen,
Das dichte Gewebe, womit sie die Sonnen
Der Sagen der Urwelt umsponnen.
Und als er auf luftigen Höhen
Und an den freien Ufern von Seeen

Den Armen im Geist, auch den Frauen
Und Kindern des niedern Volks die schlichte
Tochter des Himmels, die Weisheit, ließ schauen,
Die Jeden, in Einfalt wandelnd im Lichte,
Der reinen Herzens gegen Jedermann Liebe
Nach Gottes herrlichem Vorbild übe,
Als ihren Jünger erkannte:
Da standen die Herren mit ihreu Brillen
Und dialektisch gespitzten Grillen
Wie arme Sünder, und ihre Milz entbrannte.
Sie schlugen an's Kreuz ihn, den Frechen,
Um die Schmach ihrer Weisheit zu rächen.
Doch weil er, von Todten erstanden,
Durch den Mund von ungelehrten Gesandten
Verkünden ließ jene Weisheit, die schlichte,
So sitzen die Herr'n auf's neu zu Gerichte:
Ob sie dagegen nichts Bess'res ersönnen.
Und da sie ihn selber nicht kreuzigen können,
So muß seine Weisheit es jetzt entgelten.
Als gemeine Dirne hört sie sich schelten,
Und soll sich bequemen aus sandigen Steppen
Das dürre Reisig herbeizuschleppen
Zum Holzstoß, wo ihr die Herren zusammen
Ein Grab bereiten in Rauch und Flammen.

Die Schleicher.

Wer schleicht auf leisen Zehen,
Den Mund so süß, das Herz so leer,
Gewandt im Blickverdrehen,
So ängstlich stolz einher?
Wozu die Schaafsvermummung?
Der Wolfszahn blinkt doch keck hervor.
Ihr strebt nach Volksverdummung,
Nach Weltherrschaft empor!

Die Welt plagt ihr Gewissen;
Deßhalb hofirt sie dunkler Macht.
Beut die doch weiche Kissen,
Schlaftrank und ew'ge Nacht!

Das Ungeziefer.

Ihr Alle wißt, wie schwer es hält,
Zu tilgen Wanzen, Flöh' und Motten,
Und schwer nicht sollt' es sein, in jetz'ger Zeit
Die Brut, die ihren Spuk so keck erneut —
Die Pharisäer auszurotten?

Auch wo unser Dichter das Ringen der Gegenwart uns vorführt, wird selbst ein unbefangener Gegner ihm zugestehen, daß nirgends das schöne Maaß überschritten wird. Den Standpunkt, den seine Muse auf dem unruhigen Kampfplatz des politischen Lebens von Anfang an festhielt, drückt er schon in einem der frühesten Gedichte in folgenden männlich selbstbewußten Zeilen aus:

Vorüber ist die Zeit, wo wie Metalle
Sich Völker schmelzen ließen, wo man sie
Verhandeln konnte in des Weltmarkts Halle,
Und kein Prophet hinauf um Rache schrie;
Umziehen läßt nicht mehr mit einem Walle
Ihr Geist sich, dem die Freiheit Gott verlieh.
Im Hochgefühl der eigenen Würde sprenget
Der Mensch den Zaun, worein ihn Willkür zwänget.
(Julius, 6. Gesang, Str. 49.)

Dieser Aufgabe, ein Prophet zu werden für die Freiheit, als einer ernsten sittlichen Aufgabe und eines der edelsten Güter des menschlichen Lebens, hat Wessenberg stets unverändert bei allem Wechsel in der Stimmung und in den

Ansichten der Zeitgenossen mit tapferer und treuer Seele nachgestrebt. Seine politischen Lieder gehören durch Wahrheit der Empfindung und durch die tiefere Berechtigung ihrer vorgetragenen Wünsche meist zu den besten, was er gedichtet. Wir theilen auch hier Einiges mit.

Die Religion im Bunde mit der Freiheit.

Die Freiheit kam vom ew'gen Sternenthron
An deiner Hand herab, Religion!
Wo sich ein Herz zum Tempel dir geweiht,
Hat deiner Schwester Huld es auch erfreut.

Du selber kamst, den Menschen zu befrei'n,
In ihm das Bild der Gottheit zu erneu'n.
Der Selbstsucht, will sie ihn fesseln, sinkt
Der Arm, wenn ihm dein Sonnenauge blinkt.

Die du des Heuchlers frommen Stolz verschmähst,
Doch liebreich segnend unter Kindern gehst,
Du hast nur Blitze für die Tyrannei;
Der ganzen Menschheit rufst du: werde frei!

Dein Weiheblick bestrahlt mit heil'ger Gluth
Die Königskron' und auch den Bürgerhut.
Mag oben Einer, mögen Viele steh'n,
Dein Volk soll nirgendwo in Ketten geh'n.

Doch frei ist Keiner, dessen Seele nicht
Vom Sinnentrug geläutert hat dein Licht,
Und Keiner Sklav', läg' er im Kerker auch,
Weht nur in ihm dein himmlisch reiner Hauch.

An deinem Richtstuhl sucht die Freiheit Schutz,
Beut Frevelmuth dem Recht, der Ordnung Trutz.
Den Fürsten warnt, den Völkern wehrt dein Blick,
Will bau'n ihr Wahn auf Willkür Erdenglück.

Voll des Gefühls, wem Alles sie verdankt,
Daß nie, von dir gestützt, ihr Altar wankt,
Sorgt deine Freundin, daß, wo strahlt ihr Kranz,
Nicht Wahn, noch Kaltsinn trübe deinen Glanz.

Wenn rasender Betrug ein Volk berauscht,
Süß tönt der Mund, der Dolch im Busen lauscht,
Nicht weinst du dann allein. Allvater sieht,
Wie deinem Schmerz der Freundin Thräne glüht.

Der Kämpfer edeln Muth winkt deine Hand
Nach deinem und der Freiheit Vaterland.
Für Jeden steht die Krone dort bereit,
Der dir und ihr des Lebens Opfer weiht.

Es werde Licht.

Helldunkel nicht,
Nein, helles Licht
Bedürfen Volk und Fürsten;
Darnach mög' es sie dürsten!

Zur Sonne klar
Fleucht Lerch' und Aar;
Trinkt Leben und Entzücken
Aus ihr mit offnen Blicken.

Die Wahrheit nur
Führt auf die Spur,
Die Freiheit zu erlangen,
Nach welcher wir verlangen.

Der nur ist frei
Wer er auch sei,
Dem des Gewissens Klarheit
Enthüllt was ewig Wahrheit.

Wort und That.

Zürnen möcht' ich, daß die Wahrheit
Man nicht will in voller Klarheit
Wie die Sonne leuchten seh'n;
Zürnen möcht' ich, daß die Tugend
Man nur schüchtern blöder Jugend
Läßt zur Seit' als Amme geh'n.

Aber hör' ich Manchen prahlen
Mit der Menschheit Idealen,
Der doch selbst sich wälzt im Koth,
Oder seh' ich Frevlertücken
Mit der Tugend Glanz sich schmücken,
Gott! da werd' ich feuerroth.

Möchten doch erstummen Alle,
Die mit üpp'gem Wörterschwalle
Schwatzen von der Tugend Glanz!
Lippendienst mißfällt der Hehren
Wie der Stolz kornloser Aehren;
Thaten nur reicht sie den Kranz.

Mit dem Blicke des Sehers verkündigt unser Dichter (am Schlusse des Jahres 1847) —

Der Völker Aufersteh'n.

Wer fühlt jetzt nicht allwärts die Schauer weh'n,
Wie sie voraus der Morgensonne geh'n?
Wo ist ein Volk so tief in Schlaf versunken,
Daß es, durchzuckt von einem Himmelsfunken,
Nicht lauschte sehnsuchtsvoll und freudetrunken
Dem Ruf zum Aufersteh'n?

Welch' Brausen in den Tiefen, in den Höh'n!
Wem gibt sich Gottes Finger nicht zu seh'n?
Ist's der doch, der gelöst der Völker Zungen,
Daß Eine Stimm' ist durch die Welt erklungen:
„Wornach umsonst Jahrhunderte gerungen
Soll jetzt uns aufersteh'n"!

Kein Wahnbild nennt's, um was die Völker fleh'n!
Wer dürfte so, was Menschen heilig, schmäh'n?
Gerechtigkeit und Freiheit sind die Güter,
Wofür der Völker Chor jetzt treue Hüter
Begehrt. Ist Frevel gegen die Gebieter
Solch' edles Aufersteh'n? . . .

O nein! Gott will, daß erndten, welche sä'n;
Will, daß nach Licht frei alle Geister späh'n.
Aufrecht zu ihm soll jedes Antlitz schauen,
Sich jeder Mund erschließen mit Vertrauen,
Und jedes Volk, um sich ein Haus zu bauen,
Frohlockend aufersteh'n!"

In dem Gedicht „Die Weltbewegung" aus derselben Zeit gibt der Dichter Allen, die zur Theilnahme an der Leitung der Völker berufen sind, den weisen Rath:

O lausche, regt die Welt sich, Weisheitjünger!
Mit leisem Ohr nach der Bewegung Quell.
Drängt auch Gewölk sich an Gewölk, der Finger,
Der Alles fügt, durchstrahlt die Nacht doch hell.

Wie wunderbar sind die verschlungnen Wege,
Die Völker führend zu dem Völkerbund,
Daß in der Bildung Schatz hier jedes lege
Das ihm verlieh'ne, lang vergrab'ne Pfund!

Wetteifer ist der Vater aller Künste;
Sein Sonnenstrahl zerstreut des Wahnes Dunst.
Doch bringt allein die edelsten Gewinnste
Des Lebens immer noch so selt'ne Kunst.

O lerne diese Kunst, am Webestuhle
Der Zeit betrachtend, wie sich Alles regt!
Ist doch in dieser Werkstatt keine Spule,
Die in's Geweb' nicht einen Faden schlägt.

Schmerzlich beklagt der Dichter den „Ueberschwang der Volkserhebung" in den beiden folgenden Jahren; aber er weist auch auf deren wahre Ursache hin, und ruft warnend den Herrschern zu:

O ihr, die ihr seit mehr als vierzig Jahren
Auf Geisteknechtung eure Macht gebaut,
Was staunt ihr jetzt so sehr ob dem Gebahren
Des Völkergeistes, der eurem Wort nicht traut,
Und wenn es Freiheit kündet, nur Gefahren,
Der Arglist Schlinge nur darin erschaut?
Das ist die ew'ge Nemesis! Wie trüge
Der Wahrheit Frucht die Drachensaat der Lüge?

Indem der Dichter dem Nationalitätsprinzip als der natürlichen, von Gott gesetzten Grundlage einer gesunden Entwicklung im Leben der Völker huldigt, erklärt er sich gegen die egoistische Auffassung und heuchlerische Verdrehung desselben. So in dem Gedicht:

Der Nationaleifer von 1848.

Nur Nationelles laßt ihr gelten,
Glaubt nur an nationelles Glück.
Warum denn haltet ihr das Schelten,
Auf Brudervölker nicht zurück?
Ihr messet, ach! das Nationelle
Nach eurer eigennütz'gen Elle,
Macht nur die Völker stolz, nicht frei,
Treibt sie zurück in Barbarei!

Schön ist's, wenn edle Nationen
Sich angestammten Ruhms erfreu'n;
Und für errung'ner Freiheit Kronen,
Für Land und Herd den Kampf nicht scheu'n.
Doch Niederschauen mit Verachtung
Auf Brudervölker gibt nicht Achtung;
Ein Volk, gerecht für And'rer Werth,
Sich selbst dadurch am meisten ehrt.

Uebrigens ist der Standpunkt unseres Dichters durchaus der deutsch-nationale. Diesen vertritt er auf's wärmste in einer großen Reihe von Gedichten, und zwar schon zu einer Zeit, wo der Geist des deutschen Volkes noch tief gebeugt darniederlag. Als der französische Imperator mit eiserner Hand auf unser Vaterland drückte, und auch die Muthigsten mit wenigen Ausnahmen in scheues Schweigen sich hüllten, erhob Wessenberg unerschrocken seine Stimme gegen den Gewaltigen, und richtet beim Beginne des russischen Feldzugs im Jahre 1812 in dem fast prophetischen Gedichte: „An den Welteroberer" die männliche Frage:

Hörst du der Völker zürnend Brausen,
Wie sturmbewegtes Meer?
Befällt dich vor dir selbst kein Grausen
Bei'm Toben um dich her?

Wie lange soll der Völker Nacken
Noch treten stolz dein Fuß,
Als wären's Würmer, wären's Schlacken
Von deiner Laune Guß?

Durch wie viel Elend, Flüch' und Klagen,
Ach! durch wie manchen Strom
Von Völkerblut wird dich noch jagen
Der Ruhmsucht Glanzphantom?

Ist's denn so unermess'ne Wonne
Gebieten einer Welt,
In der das milde Licht der Sonne
Nur scheu auf Thränen fällt?

Gibt's keinen festen Grund, als Trümmer
Für dich und deinem Thron?
Labt dich der Menschheit Angstgewimmer
Mehr, als ihr Jubelton?

Noch gönnt die Nemesis zu wählen:
Der Welt ein Gott zu sein —
Wo nicht, ihr Satan, sie zu quälen,
Bis sie dein Tod wird freu'n! —

Rührend ist's, wie Wessenberg in dem Gedicht: „Das Land der Treue", das derselben Zeit angehört, dem „verlassenen" Vaterlande Treue gelobt und sein ganzes Herz zu eigen gibt. Er singt:

O du bied'res deutsches Vaterland!
Ewig sei meiu Herz dir eigen;
Seine Treue soll kein Tyrann je beugen.
Bis das Leben stockt am Grabesrand,
Will ich laut der ganzeu Welt bezeugen:
Daß du seist der Treue Vaterland!

Welch' männlich edler Schmerz spricht aus den „Deutschen Klagen", welche noch der Periode der französischen Fremdherrschaft angehören. So in der Elegie

Mein Vaterland.

1809.

Bist du für immer entfloh'n vom deutschen Boden, o Freiheit!
Sühnt kein Opfer mit dir, Zürnenden, Hermanns Geschlechts?
Wird dein Sinn nicht erweicht, fleht feurig zu dir in des Jünglings
Busen das Weihegelübd': „Freiheit, oder den Tod!"

Wende nicht frostig den Blick von der Thräne der Mutter! sie glühet
Trüb' auf den Säugling, der, ach! lebt um ein Sklave zu sein.
O versage dein Ohr dem silberlockigen Greis nicht,
Der des gefallenen Volks Schande mit Wehmuth beseufzt!
Krampfhaft empört sich sein Herz, wirft er prophetische Blicke
Auf ein Jahrhundert voll Schmach, feige sich schmiegend in's Joch.
Zähren versagt ihm der Schmerz, wenn er in tödlichen Schlummer
Fremde Bezauberung sieht wiegen germanischen Geist.
Ach! vom Becher entnervt, den Gallien lächelnd umherbot,
Starrt der Deutsche betäubt jetzt von des Galliers Sieg. u. s. w.

Deutsche Klage.

1806.

Der Deutsche trägt auf Adlerschwingen
Den Sieg durch's Vaterland,
Doch zittert mir die Hand
Die Harf' hinab. Ich kann nicht singen.

Ich seh' mit Deutschen Deutsche ringen
Von Eifersucht entbrannt,
Und ach! ihr Vaterland —
Sie wissen nicht für wen — bezwingen.

Gib eines Hermanns Rache-Schwingen,
O Schmach im deutschen Land!
Die Harf' in deutscher Hand
Will ich, ein Barde Hermanns, singen!

Voll heiligen Zorns über solche Schmach im deutschen Land, wo ein Bruderstamm den andern — einem arglistigen Fremden zum Ruhm und Nutzen — bekämpft, wendet sich der Dichter um diese Zeit an den noch unverderbten Sinn der Jugend, und ruft sie auf:

Zu Schwert und Schild
Wenn Freiheit gilt!
Wie wenn durch Tannen
Der Sturmwind brüllt,
Brüllt der Tyrannen
Raubgier jetzt wild.
Zu Schwert und Schild!
Herab gleich Wettern
Von euern Höhen,
Die zu zerschmettern,
Die unten steh'n,
Und euch verschmäh'n,
Weil ihr in Hütten
Noch fromme Sitten
Der Väter ehrt. u. s. w.

Altes Kriegslied (Bd. IV, S. 226).

Die Volkserhebung im Jahr 1813 hatte die deutsche Erde zwar von der Schmach der Fremdherrschaft befreit; aber die alten Erbfehler der Deutschen, Zwietracht aus Mangel an Selbstverläugnung und Opferwilligkeit, ferner träumerisches Wesen bei Abgang thatkräftigen Handels, blieben als die fast noch schlimmern Feinde einer gesunden nationalen Entwicklung, und erhielten durch überhandnehmendes bureaukratisches Regiment, mittelalterliche Romantik und schleichendes Pfaffenthum reichliche Nahrung. Gegen diese Uebel wendet sich die Wessenberg'sche Muse in oft scharfer Polemik und Satyre. In warmen patriotischen Ergüssen, geharnischten Liedern und Epigrammen sucht der Dichter seine Landsleute zu einer richtigern Erkenntniß ihrer selbst und ihrer Zustände hinzuführen. Die hierher gehörigen Gedichte, unter der Aufschrift: „Das deutsche Vaterland" gesammelt, bilden ein wahres Ehrendenkmal unseres Dichters. Wir müssen auch hier Eines und das Andere anführen, da es den deutschen Mann und Sänger in gleich schöner Weise zeichnet.

Deutschland.

1847.

Wie du mich jammerst, deutsches Vaterland!
Nichts frommt dein Wissen dir, nichts dein Verstand.
Ist dieser doch mit Zweifeln überfüllt,
Vom Esel Buridans ein treues Bild!

Der Arme sah zwei Bündel Heu vor sich,
Doch, statt zu wählen, Hungers er verblich.
Wird dir ein bess'res Loos? Ich glaub' es nicht,
Weil zum Entschluß auch dir der Muth gebricht.

Noch fragst du immer, was du wollen sollst,
Dieweil den Stein des Sysiphus du rollst.
Hab' einen Willen erst, und bleib' ihm treu!
Dann will ich glauben, daß ein Deutschland sei.

Das Deutschthum.

Bleibt ewig denn der Deutsche das alte Kind,
Geschaukelt zwischen Dunkel und Dämmerschein,
Von jedem Ammenlied bezaubert,
Welches ein pfiffiger Kauz ihm vorsingt?

O Kind, entreiß' dich einmal der Träumerei,
Worin der Schulen neblichter Wörterdunst,
Windmühlen von schreibfertigen Söldnern
Und der Romantik Schlaftrunk dich senken!

Mit bitterm Lächeln sieht dich der Gallier,
Sieht dich der Britte schwärmen vom Ideal,
Indeß sie handelnd vorwärts schreiten.
Handeln auch ziemt dir. Laß ab vom Träumen!

Dann schaut so klar, wie einst in Tuiskons Hain
Dein Aug' in's Auge wieder der Wahrheit, dann
Fühlt tief dein Herz auch, was gerecht ist,
Schön und erhaben, und fürchtet Gott nur.

So wirst als Mann du groß vor den Völkern stehn;
Kein Spielzeug mehr schöntünchender Gleißnerei,
Nicht blind für fremde Tugend, aber
Eig'ne bewahrend mit deutschem Treusinn.

Deutschlands Stern.

Wenn Nachts ob mir die Sterne zieh'n,
Fragt nur nach einem jetzt mein Blick.
Den Stern sucht er, deß düst'res Glüh'n
Trau'rt über Deutschlands Mißgeschick.

Doch alle glänzen hell und klar,
Sind schöner Eintracht leuchtend Bild,
Nur einen, der so herrlich war,
Hat Deutschlands Zwietracht ganz verhüllt.

O deutsches Volk! welch' Blendwerk hält
Von dir den Geist der Eintracht fern?
Ach! wenn den Sinn dir Gott nicht hellt,
Geht nimmer auf dein guter Stern!

Einströmen mög' euch Gott in's Herz,
Ihr deutschen Brüder nah und fern!
Schau' ich dann wieder Himmelwärts,
Mit Siegesglanz kehrt Deutschlands Stern.

Der Schmerz über die Täuschungen des Jahres 1848 und den Wahnausbruch des folgenden hatte unsern Dichter aus der Heimath in die stillen Thäler der Schweiz entführt. Dort klagt er:

Nacht umfängt mich. Alles Licht verschwand,
Das in's Herz uns Freude goß,
Wie ein Fiebertraum, o Vaterland!
Uns dein Morgenglanz zerfloß.

Wirst du, Deutschland! jemals neu ersteh'n?
Gibt uns Gott dich je zurück?
Keine Hoffnung, diesen Tag zu seh'n,
Heitert, ach, den trüben Blick. —

Doch schwächliches Verzagen ist unserm Dichter überall ferne. Sich selbst ermuthigend ruft er aus:

„Verzweifle nicht, rufst du mir, Freund!
Am deutschen Vaterland;
Verzagtheit ist sein ärgster Feind:
Wenn hätt' er die gekannt?“

Wohlan! ich will vertrauen Gott,
Der Deutschland nie verließ,
Und, ward es je der Völker Spott,
Die Lichtbahn ihm zum Aufschwung wies.

Dies grad' ist mein tiefster Schmerz,
Daß unser Volk, so stark und groß,
So hoch begabt an Geist und Herz
Zerrissen ist im eig'nen Schooß.

Der Besuch des Rütli am „Vierwaldstätter See“ (Juni 1850), die Erinnerungen, welche diese geheiligte Stätte der Freiheit hervorruft, stärkten das wiederkehrende Vertrauen des Dichters. Er singt dort:

Prachtvoller See, im Kranz von stolzen Bergen,
Wo bied're Schweizer stifteten den Bund,
Der Freiheit ew'gen Bund, wie aus den Särgen
Athens und Sparta's sie zuerst erstund!
Da steh' ich, Deutschlands Noth im wunden Herzen
Vor dir. Dein Anblick lindert seine Schmerzen.

Denn gleich den Gletschern, welche dich umschirmen,
Hat auch die Freiheit, deren Wiege du
Gewesen, Trotz geboten allen Stürmen;
Erschüttert, nahm sie stets an Stärke zu.
Vor diesem Bild laß mich in Wehmuth weilen!
Sind doch gekürzt der Deutschen Eintracht Säulen.

O Freiheit, edelste der Himmelstöchter,
Die du einst Rütli's Bundesschwur empfingst,
Dann jeder Schaar begeisterter Verfechter
Voran im Kampf zum sichern Siege gingst.
Tief schmerzt es mich, daß keinen Blick du sendest
Nach Deutschland, daß mit Scheu du weg dich wendest!

Soll Deutschland denn die Sünden ewig büßen,
Wie Volks- und Fürstenschmeichler sie begehn?
Soll Deutschland denn die Freiheit ewig missen,
Weil Schwindler sie und Schranzen nicht verstehn?
Und sind denn Lieb' und Treue ganz entschwunden,
Die Fürst und Volk für Deutschlands Wohl verbunden?

Den Winter 1850/51 verbrachte der Dichter in stillster Zurückgezogenheit in der heitern Bucht von Vevey am Genfersee. Diesem Aufenthalt verdanken wir mehrere treffliche Sonette, unter denen Folgendes die damalige Stimmung seiner Seele in rührender Weise ausdrückt:

Nicht steh' ich hier als Flüchtling, der den Rücken
Gezwungen ward dem theuren Herd zu wenden.
Doch weil ich dort nur Nacht sah aller Enden,
Schied ich vom Vaterland mit nassen Blicken.

Hier kann mein Geist am Glanze sich erquicken,
Der Gletschern zuströmt aus Allvaters Händen;
Hier will zu Ihm die fromme Bitt' ich senden:
Mit Einem Strahl die Deutschen zu beglücken.

Dann werden sie das Haupt in Demuth senken
Und gern zum Bundesschwur die Hand erheben:
Daß keiner soll das Recht des Andern kränken.

In Fürst und Volk mög' Ein Gedanke leben:
Daß das Gesetz muß Jeglichen beschränken,
Soll Freiheit Allen Grund zur Wohlfahrt geben!

Bekanntlich begann in Folge der überschwänglichen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 mit dem fünften Jahrzehnt eine Reaktion, wie sie hochmüthiger und kopfloser selbst in Deutschland selten auftaugt. Sie beruhte wesentlich auf dem Bunde der politischen und hierarchischen Rückschrittsmänner, die jetzt ihre Zeit gekommen glaubten, um für immer den Geist in Fesseln zu schlagen. Aber der Herr, der die Geschicke der Menschen wie der Völker nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen lenkt, verwirrte ihren Sinn, so daß die Verbündeten über die Beute selbst aneinandergeriethen, und gerade Jene, welche sie als Retter der Zeit und als ihren festen Hort bis zum Himmel erhoben, Werkzeuge der Völkerbefreiung werden mußten. —

Von den geharnischten Gedichten, die gegen diese „schlimme Zeit" und deren Faktoren gerichtet sind, haben wir bereits oben die „Warnung vor den pharisäischen Schleichhändlern" angeführt; hier ein anderes, das gegen den zweiten Faktor sich kehrt.

Bureaukratie, Deutschlands schleichender Krebsschaden.

Am schmerzlichsten und tiefsten quälen
Mich jetzt die kalten Austernseelen,
Die herzlos hin auf unser Elend sehn,
Als wäre nichts geschehn,

Mit geistlos hergebrachter Kühle
Handhaben sie die Klappermühle
Des Schlendrians auf's Neue wie zuvor;
An sie nur lauscht ihr Ohr.

Nichts lernend je, und nichts vergessend,
Hört man, am Staatstisch fett sich essend,
Die Schlauen fragen: was das Volk denn mißt,
Wann's uns behaglich ist? —

Nur Hohn trifft euern Zorn, ihr Deutschen!
Wenn dieß Gezücht ihr fortzupeitschen
Nicht faßt den Muth, das hämisch für und für
Sich sagt: der Staat sind wir!

Im festen Glauben an die Macht des Guten tröstet der Dichter die Freunde, nicht zu verzagen, und weist voll Gottvertrauen zugleich auf den sichern Weg hin, der aus dem Dunkel der Gegenwart zu bessern Tagen führt.

Trost.

(Juni 1851.)

Wohl trüb' ist sie die Wolkenhülle,
Die unsern Himmel schwül umhängt;
Unheimlich rings die Todtenstille,
Und unser Herz, wie ist's beengt!
Wir seh'n entgegen heitern Tagen;
Nun löst die Sehnsucht sich in Klagen,

Doch klagend laßt uns dem vertrauen,
Deß Ohr sich keinem Schmerz verschleußt,
Der allstets durch des Himmels Auen
Die Lichtgestirne wandeln heißt!
Hell leuchten läßt vielleicht er morgen
Die Sonne, heut' uns noch verborgen.

Die schlimme Zeit.

(September 1851.)

„Woher doch dieses Unbehagen?
Woher das Sturmgefluth von Klagen?"

Ich seh' von Allen, die so fragen,
Kaum Einen an die Brust sich schlagen.
Und doch, wer darf vor Gott es wagen,
Von jeder Schuld sich frei zu sagen?
Ein Weg nur führt zu bessern Tagen!
Laßt bessern uns Sinn und Betragen
Und schwinden wird das Unbehagen,
Verstummen das Gefluth von Klagen,
Hoch über allen Erdenplagen
Das Gottvertrau'n als Leuchthurm ragen.

Mahnend ruft der Dichter in jenen Tagen (zu Neujahr 1852) Allen zu:

O möchte Niemand doch verkennen
Den tiefen Ernst der jüngsten Zeit!
Das hieße blind zum Abgrund rennen
Wo keine Rettung mehr sich beut.
„Schön glänzt euch jetzt der Regenbogen.
Doch traut dem Sturm, der schlummert, nicht,
Und nicht den unterird'schen Wogen!“ —
So die Sybille warnend spricht.

Von ihr kann jeder Weisheit lernen.
Der Zukunft Heil, thun wir es nur!
Das Böse wird dann sich entfernen,
Verschwinden selbst wird seine Spur.
Kein Traum der Selbstsucht wird uns spalten,
Die Truggebilde werden flieh'n;
Nur die Gerechtigkeit wird walten
Und Liebe ihren Spruch vollzieh'n.

Von der moralischen Läuterung erwartet der Dichter mit Zuversicht die Neugeburt des deutschen Vaterlandes. Diese frohe Aussicht begeistert ihn zu dem Liede:

Deutscher Hymnus.

Was wir im Herzen tief empfinden,
Laß, Gott! vor dir uns laut verkünden:
Das Heil von uns'rem deutschen Vaterland
Liegt ganz allein in deiner starken Hand.
Ihr Segen nur kann es erheben,
Kann Eintracht, Muth und Macht ihm geben.

Wenn wir dich lieben, dir vertrauen,
Wirst du die feste Burg uns bauen.
Doch ohne dich bau'n wir auf Well' und Sand;
Dem Bauwerk fehlt der Grund, fehlt der Bestand.
Der Selbstsucht Saat erzeugt nur Wehen,
Doch nie der Länder Wohlergehen.

Du, Gott der Wahrheit! sei die Quelle
Von uns'res Geistes Sonnenhelle,
Auf daß Wahrhaftigkeit, nicht falscher Glanz
Sei deutschen Sinn's und Wortes Ehrenkranz.
Verhaßt sei uns das Reich der Lüge!
Wir wollen, daß die Wahrheit siege.

Dein Geist durchdringe uns're Fürsten,
Daß nach Gerechtigkeit sie dürsten!
Für Recht und Freiheit werd' ihr Bund ein Schild,
Deß Anblick jeden Feind mit Schrecken füllt!
Und jedem Volk biet' er entschieden,
Im Arm den Donner, ew'gen Frieden!

Jene Aufgabe zu verwirklichen, und durch eine Läuterung nach innen allmälig die Spaltungen auszugleichen, die unserm nationalen Leben fortwährend die schlimmsten Hindernisse bereiten, fordert der edle Sänger am Abend seines Lebens die Deutschen auf, zu einem „ewigen Bund des Geistes“ sich die Hand zu reichen, dessen leitende Devise sei: „Gerechtigkeit für

Alle, Wahrheit in Allem!" Diesem neuen „Tugendbund", dem Alle angehören sollen, die mit reinem Herzen ihr Land und Volk lieben und darum dem Wohl des Ganzen jedes partikuläre Interesse zu unterordnen fähig und tüchtig sind, hat die patriotische Muse des greisen Dichters in folgendem Lied einen letzten duftigen Blüthenstrauß gewunden.

Deutsches Bundeslied.

Deutsche Brüder, deutsche Männer!
In der Herzen tiefstem Grund
Schließt vom Belt bis auf dem Brenner
Einen ew'gen deutschen Bund!
Bundeszeugen sollen alle
Deutsche Flüss' und Berge sein!
Selbst in Gottes Sternenhalle
Soll man dieses Bunds sich freu'n!

Keine Hinterlist noch Tücke
Dürfe sich dem Bunde nah'n!
Was den Brüdern dient zum Glücke
Seh' als eig'nes Jeder an!
Die Gerechtigkeit, die Wahrheit
Sei des Treubunds Doppelstern!
Wer sich scheut vor seiner Klarheit
Steht dem deutschen Bunde fern,

Ehre jedem deutschen Bruder,
Redlich, frei von Falsch und Trug,
Steh' er an des Landes Ruder,
Oder lenk' er seinen Pflug!
Heilig Jedem sei die Treue
Gegen Volk und Vaterland!
Wehe dem, der ohne Scheue
Lockert dieses heil'ge Band!

In des deutschen Bundes Schooße
Gelte nur was achtungswerth,
Nur das Gute, Schöne, Große,
Alles was die Menschheit ehrt!
Feuerwerk mit prächt'gen Worten,
Kindern mag's ergötzlich sein;
Doch durch deutsche Ehrenpforten
Zieh' die edle That nur ein!

Die Geburt im Süd', im Norden
Bilde keinen Unterschied!
Was es durch Verdienst geworden
Mach' uns theuer jedes Glied!
Keiner in dem weiten Bunde,
Liege hilflos in der Noth!
Balsam gieß' in jede Wunde
Liebe, treu bis in den Tod!

Deutsche Brüder! auf Vertrauen
Zu dem ewig treuen Gott
Laßt uns unsern Treubund bauen!
Seine feste Burg sei Gott!
Mag die ganze Welt dann stürmen
Gegen unsern deutschen Bund,
Gottes Huld wird ihn beschirmen;
Nimmermehr geht er zu Grund.

Mit diesem deutschen Bundeslied, das den letzten Lebensjahren des Dichters angehört, schließt die Sammlung der deutschen Vaterlandslieder. Diese umfassen einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert, und führen uns innerhalb desselben alle bedeutsamern Momente aus dem Leben unseres Volkes vor. Wie weit aber auch Anfang und Ende dieser für unsere nationale Entwicklung so wichtigen Periode auseinander liegen, und wie manchfaltig und wechselvoll ihre Erscheinungen sind, unser Dichter zeigt von Anfang an dieselbe ächt deutsche Ge-

sinnung, und bewährt in schlimmen und guten Tagen stets das gleich tapfere Herz, seinen Landsleuten die Liebe und Pflicht zum Vaterland in's Gedächtniß zurückzurufen. Schon deshalb werden wir Wessenberg eine ehrenvolle Stelle unter unsern patriotischen Dichtern einzuräumen haben.

Darin aber zeichnet er sich zugleich vor Anderen aus, daß auch hier bei ihm Alles in Harmonie stand. Was der Konstanzer Reformator auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens anstrebte, hat ihn auch immer klarer als Dichter begeistert. Denn mit Recht erwartete er eine wirkliche Ausgleichung unserer politischen Spaltung nur von der Versöhnung der moralischen Dissonanzen und Gegensätze, in welche unser Volk auf dem tiefsten Grund des nationalen Lebens auseinander geht. —

Drittes Kapitel.

Fortsetzung. Epische und dramatische Gedichte. — Epigrammatisches.

Auch durch größere Werke der Dichtung auf dem episch-didactischen Gebiet hat Wessenberg hinreichend seine Berufung zum Dichter dargethan.

Ueber „Fenelon", ein episches Gedicht in drei Gesängen (erstmals Zürich 1812), seine Veranlassung und Tendenz, haben wir schon früher (S. 207) berichtet. „Fenelon", bemerkt Wessenberg, „gehört allen Nationen an. In keiner aber, die französische vielleicht selbst nicht ausgenommen, hat er so viele und innige Verehrer, wie unter den Deutschen jedes Bekenntnisses. Diesem liebenswürdigen Genius der Humanität und des Christenthums, in dessen Bewunderung und Lob Gegner und

Freunde (der Weltmann wie der Fromme) zu wetteifern scheinen, den selbst Männer wie Voltaire und J. J. Rousseau den Besten und Tugendhaftesten der Neuern nennen, in deutscher Sprache für die Deutschen ein Denkmal zu stiften, war ein Gedanke, den seit vielen Jahren mein Gemüth wie ein Samenkorn bewahrte, bevor ihn ein befruchtender Sonnenstrahl — (während des Aufenthalts in Frankreich) — entfaltete."

Unser Dichter stellt hier ein Leben und Wirken dar, dem er selbst sich vielfach verwandt fühlte. Diese geistige Beziehung verleiht der Erzählung oft eine gewinnende Wärme und der Darstellung eine wohlthuende Frische. Im Ganzen aber hat die Dichtung nicht genug episches Leben, das durch das Vorherrschen didactischer Tendenzen allzusehr in Hintergrund tritt.

Noch stärker erscheint dieser Mangel an plastischer Ruhe und epischer Objectivität — gegenüber den subjectiven Reflexionen und lyrischen Empfindungen des Dichters — in den beiden epischen Gedichten „Franz und Paul", oder „die Wehen im Thale", und „Irene, die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums". Das erstere Gedicht, das in drei Gesängen Scenen aus der wildesten Zeit der französischen Revolution schildert, ist überhaupt mehr Idylle als Epos. Es will uns die Wahrheit an's Herz legen:

„Der Uebel Aergstes webt in die Geschicke
Der armen Sterblichen des Herzens Tücke."

Die zweite umfangreichere Dichtung Irene, in fünf Gesängen, versetzt uns in die Zeiten des Kaisers Julian und seiner fein angelegten Anschläge gegen das Christenthum, die mitunter dem Bekenner des christlichen Glaubens eine schwerere Prüfung bereiten mochten, als die leiblichen Martern früherer blutiger Verfolgungen. Hier galt es Wesen und Schein zu scheiden, und ihren schneidenden Gegensatz richtig aufzufassen. Mit vieler psychologischer Wahrheit versteht der Dichter den hohen

Werth des gottergebenen, innig wahren, sich und die Welt überwindenden Christusglaubens, wie er in der Heldin der Dichtung und ihren Freunden sich erweist, darzustellen, und ihn — im Gegensatz zu jedem trügerischen, durch bloße Aeußerlichkeiten gewinnenden Formeldienst in Sachen des religiösen Lebens — jedem empfänglichen Gemüthe nahe zu legen. Das Gedicht, das auch durch einzelne plastisch schöne Stellen sich auszeichnet, ist in deutlichen Beziehungen auf die religiösen Kämpfe und Gegensätze unserer Tage geschrieben. Nur thätige Liebe ist die Bewährung ächten Glaubens. Der Dichter sagt:

Die Liebe ist das Licht von Gott gesendet,
Und wo ihr Auge strahlet, weicht die Nacht.
Nur wessen Herz von ihr sich lichtscheu wendet,
Entbehrt des Wonnesegens ihrer Macht,
Indeß des Lebens Born sie jedem spendet,
Der gibt auf ihre Mutterstimme Acht.
Es werden Erd' und Himmel einst vergehen;
Doch diese Wahrheit wird kein Sturm verwehen!

Wir halten diese Dichtung für ein höchst schätzbares Angebinde unseres Dichters für deutsche Frauen.

Die bedeutendste epische Leistung des Dichters ist „Julius", Pilgerfahrt oder Bildungsgeschichte eines Jünglings, in 8 Gesängen. Dieses Werk, dem Fenelons Telemaque zum Vorbild diente, sollte ein lebendiger Spiegel der vom Dichter erlebten Zeiten und ihrer Zustände sein, und dazu dienen, der reiferen Jugend Gemüth von dem Schlechten und Gemeinen abzuwenden, und für das wahrhaft Große und Edle zu entzünden. In der Widmung an die Leser spricht sich unser Dichter über seine Aufgabe und den Geist, der ihn dabei leitete, in folgender, seine Muse überhaupt bezeichnenden, schönen Weise aus:

An uns ging eine große Zeit vorüber,
Oft reich an Hoffnung, düster oft und wild;
In mancher Seele spiegelte sich trüber,
In andern heiterer ihr fliehend Bild.
Ihr Mißgetön zuckt noch durch manche Fiber;
Des Weisen Auge nur sieht klar und mild,
Und was der Weise sah, ein edler Richter,
Zeigt euch, von Zauberglanz verklärt, der Dichter.

Der Dichter warnt im vielbewegten Leben,
Wo Täuschung oft den Edelsten belog;
Ihm ziemet das mit Strahlen zu umgeben,
Was eitler Wahn zum Staube niederbog;
Den schönsten Ruhm soll im Gedicht erschweben
Was in der Welt den Blicken sich entzog.
Nichts bringt die Zeit, das nicht die Zeit begrübe,
Ein Stern nur strahlet ewiglich — die Liebe!

Der „Julius", den wir als Vademecum jedem deutschen Jüngling in die Hände geben möchten, fand günstige Aufnahme, bald auch mehrfache Nachahmungen (namentlich in der Form des Romans), ohne daß diese durch psychologische Wahrheit und Treue in der Sittenschilderung dem Vorbilde gleichkamen.

Ueberwiegt auch in diesen erzählenden Gedichten das lyrisch-didactische Element weit das streng epische, so liefert doch die poetische Behandlung solcher Stoffe mit klarer, sachlicher Anschaulichkeit und in der edlen Form der zierlichen Ottave, in deren Anwendung unser Dichter große Meisterschaft zeigt, den Beleg von der ungemein leichten und reichen Productionskraft der Wessenberg'schen Muse.

Mehr entsprechen dem eigenthümlichen Charakter der Wessenberg'schen Muse die Legende und die poetische Erzählung, die eine lyrische Stimmung und Behandlung zulassen und fordern. Einzelne dieser Gedichtchen zeichnen sich durch gewinnende Naivität aus, z. B.:

Der Bettler.

(Eine Legende.)

Wo im Stall den Herrn gebar
Die die reinste Jungfrau war,
Prangt ein Tempel hoch und klar.
Saß ein armer Muselmann
An der Pforte. Jedermann
Fleht der Greis mit Wehmuth an,
Der da fromm als Pilger zeucht.
Mancher Christ, das Herz erweicht,
Seiner Hand ein Geldstück reicht.
Eines Tages ein Prälat
Aus des Tempels Pforte trat.
Auch von ihm der Moslem bat,
Tief gebeugt mit hag'rer Hand.
Aber stolz hinweggewandt,
Wuth im Blick, der Priester stand.
„Türkenhund! erfrechst du dich
Hier den heil'gen Grund, wie ich
Zu betreten? — Trolle dich!"
Doch vom Tempel tönt's ihm zu:
„Ist er denn kein Mensch, wie du?"
Und jetzt seht, in einem Nu
Statt des armen Ibrahim
Glänzend, wie der Seraphim,
Saß der Heiland selbst vor ihm.

Das Lob Gottes.

Franziscus einst, der heil'ge, saß
Vor seiner Zell', und Psalmen laß.
Der Abend durch die Blätter glüht,
Als durch der Dämmerung Stille
Mit hellem Flügelschlag ihr Lied
Jetzt tönen läßt die Grille.

Gott preis't das Grillchen für den Thau,
Der es erquickt auf schöner Au.
Der Heil'ge schlägt den Psalter zu;
Denn schöner, wollt's ihm scheinen,
Ruf' ihm das fromme Grillchen zu:
„Wie groß ist Gott im Kleinen!"

St. Peter und ein Scholastiker.

Saß einst Sanct Peter am Himmelsthor,
Nach Pilgern lauschend mit Blick und Ohr,
Von Engeln stets geleitet empor,
Manch' fromme Seele, das Auge schlicht,
Befrug um den Paß der Pförtner nicht.
Doch eine kam voll Ernst das Gesicht.
Der traut der Heil'ge nur halb, und spricht:
„Dir fehlt ja das Siegel der Freudigkeit,
Das unser Herr doch Jedem verleiht,
Der nicht sein Licht, und sein Kreuz nicht scheut."
Der armen Seele wird schwül und bang
Bei'm Gruß, der so unerquicklich klang.
Sie bleicht, erröthet und stottert lang,
Bis Mitleid des Schutzgeist's Schweigen bezwang.
„Die heil'ge Theologie allein",
So sprach der Engel, ein Redner fein,
„Gab meinem Schützling den herben Schein,
Als trüg' er ein Gleißnerherz im Schrein.
Sein Lebtag hat der Doktor studirt,
Was in die Höll', in den Himmel führt,
Hat feurig dafür gedisputirt,
Und ein Spinnfädchen in vier scalpirt.
Drob manch' Fegfeuer mußt' er bestehn.
Drum, heiliger Vater! bitt' ich schön,
Mit ihm nicht scharf in's Gericht zu gehn."

Da wurde feucht des Apostels Blick,
Ob unsers armen Doktors Geschick;
Er gab ihm zu reden den Muth zurück.
„Was Neues gewiß nicht sag' ich euch,
Selbst wissen's die Engel im Himmelreich,
Daß Niemand Duns Scotus an Weisheit gleich,
Der Alles erforscht hat im tiefsten Schacht,
Selbst was im Himmel, uns klar gemacht;
Wie härmt' ich, ihm folgend, mich Tag und Nacht!
Wie selten hat das Herz mir gelacht!" —
„Wohl kenn' ich", versetzt' der Gottesmann,
„Was euer Hirn für Grillen ersann,
Und welch' ein Geweb' es träumend spann,
Das keiner Seele doch frommen kann.
Zum Glück sieht der Herr auf die Absicht nur,
Wenn ihr auch kühn springt über die Schnur."
„Wär's möglich", ruft der Theologus,
Und hemmt mit Müh' des Aergers Erguß,
„Wär's möglich, was ich doch glauben muß,
Weil ihr es saget, in omnibus
Sei es ganz anders, als klar und nett
Duns Scotus Alles beweisen thät?"
„Ganz anders!" versetzt mit hoher Ruh'
Sanct Peter, und lächelnd fügt er hinzu:
„Im Himmel gewahrst du's jetzt im Nu."
„Gern will ich dir glauben auf dein Wort",
Sagt Jener verdutzt; „doch eh' der Port
Des ew'gen Lebens mich aufnimmt dort,
Möcht' einem Freund, der auf Erden wallt,
Berichten ich in Geistergestalt:
Ganz anders als Scotus uns vorgelallt,
Sei's in der Wahrheit heimathlicher Welt
Mit all' den höhern Dingen bestellt."
Doch Petrus, der viel Umschweif nicht liebt,
Dem Theologus zu bedenken gibt:
„So einer wie er, sei zu verliebt

In sein System, als daß er vom Thron
Es fallen ließe auf Erden schon,
Und hieß es ihn Christus auch in Person."
Was konnt' einwenden der Doktor? Nichts!
Drum macht er Sanct Petern einen Knicks,
Und geht geruhig und frohen Blicks
Dem Engel nach in's Land des Lichts.
Dort sieht er Leute von wenigem Witz
Am hellsten glänzen auf hohem Sitz,
Nimmt selbst vorlieb mit dem niedrigsten auch,
Und all' sein Wissen verging wie Rauch.

Wie der Dichter hier die unfruchtbare theologische Scholastik geißelt, so wendet er sich in folgender Legende mit ebenso feiner als zernichtender Ironie und Satyre gegen die weltliche Entartung des kirchlichen Regiments. Wessenberg schrieb diesen kühnen Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papstthums zur Zeit, als eben Gregor XVI. in seinem bekannten Hirtenbrief gegen alle Neuerungen in Kirche und Staat aufgetreten war (1832), und die gesammte europäische Reaktion zum Zusammenhalten und zur Unterstützung des päpstlichen Stuhles aufgefordert hatte. Des Papstes Mahnruf blieb bekanntlich nicht ohne Erfolg. Die Gunst der Mächtigen, die sich seitdem wieder Rom zuwandte, das Talent einer Reihe von Schriftstellern in Frankreich und Deutschland, die im Dienste des Papstthums oder der Romantik für mittelalterliche Ideen und Einrichtungen schwärmten, schienen den erbleichenden Glanz des römischen Stuhles vorübergehend wieder aufzufrischen.

In jenen Tagen antwortete der deutsche Kirchenprälat und Sänger auf des Papstes Hirtenbrief durch folgenden Erguß seiner Muse:

Römische Legende.

(Nach einer altdeutschen Handschrift im Vatican, welche der Forschung des berühmten Angelo Majo entgangen.)

Honny soit qui mal y pense!

Wo der, der einst den Staub bewohnt,
Zur Rechten jetzt des Vaters thront,
Um ihn, den sie am Kreuz geseh'n,
Verklärt die zwölf Apostel steh'n.
Auf Paulus und Johannes Rath
Sanct Petrus einst den Vorschlag that:
Besuch zu thun der Kaiserstadt,
Wo er den Tod erlitten hat,
Um nachzuseh'n, wie Christi Wort
Jetzt Heerd' und Hirt befolgen dort.
Von Ferne schon rauscht ihm ein Lärm
An's Ohr von wogendem Geschwärm.
Just wird der Tempel ihm geweiht,
Erbaut vom Geld der Christenheit.
Im här'nen G'wand, den Scheitel kahl,
Stellt er sich nach dem Hauptportal,
Wo über'm weiten Platz er sieht,
Wie jetzt heran sein Folger zieht,
Der sich (er hört's mit frohem Geist)
Den Knecht der Knechte Gottes heißt.
Doch ihm nicht gleich, nicht arm und klein,
Nicht auf des Meisters Eselein
Zieht auf den Platz der Folger ein.
Ein Kronenthurm statt Heil'genschein
Den Knecht der Knechte Gottes schmückt.
Auf Menschenschaaren, tiefgebückt,
Von gold'nem Thron er niederblickt,
Vom Glanz der Pfauenschweif' umnickt.
Der Pomp ist unermeßlich groß,
Der Zug der Priester grenzenlos;

Wo er begann, wo er sich schloß,
Zu Pferd und Fuß der Krieger Troß.
Ein Trupp Entmannter sich ergoß
In Sang, der wollustreich zerfloß.
Drein donnerte jetzt das Geschoß
Der Engelsburg. Wie stürmisch Meer
Erbraus't die Volksfluth hin und her,
Und Ablaßzettel regnet's dick,
Wohin sich kehrt der Gaffer Blick.
Sanct Petern ward nicht froh zu Muth;
Ihm stieg oft in's Gesicht das Blut.
Zum Glück sein Schwert im Himmel blieb,
Das weg ein Ohr dem Malchus hieb,
Sonst Mancher im erhab'nen Chor
Gejammert hätte! weh, mein Ohr!
Als er sich nun im Freien fand,
Viel Volk um ihn versammelt stand,
Das bitt' für uns, Sanct Peter! rief,
Da fühlt' er das Bedürfniß tief,
Zu predigen das Wort des Herrn:
„Wie steht ihr, ach! von Gott so fern!
Liebt Gott vor Allem herzlich gern,
Den Nächsten, wie euch selbst! Sein Reich
Ist einem irdischen nicht gleich.
Gepräng' vor ihm hat keinen Werth;
Des Geistes Wort nur ist sein Schwert.
Er aller Orten den nur hört,
Der ihn in Geist und Wahrheit ehrt.
Ich seh', es griffe gar zu gern
Auf's neu', im Namen unsers Herrn,
Rom nach dem Regiment der Welt.
Doch Demuth nur dem Herrn gefällt,
So Jemand sagt: es könn' um Geld
Die Kirche, wie es nur gefällt,
Die Sünden lösen, hört ihn nicht!
Des Lügners harrt das Weltgericht.

Doch, wenn ihr mild auf Arme blickt,
Und sie in ihrer Noth erquickt,
So sammelt ihr hienieden euch
Den größten Schatz für's Himmelreich.
Wer groß in diesem Reich will sein,
Der werd' ein Kind! Nicht frommer Schein,
Ein reines Herz nur führt hinein." —
So sprach Sanct Peter, und sein Wort
In mancher Brust fand guten Ort;
Bewundernd hört das Volk es an,
Und preiset hoch den Gottesmann.
Ihm hat auch einer sich genaht,
Der traulich vor die Nas' ihm trat.
„Ihr seid ein Reformirter wohl?
Sprach lispelnd seine Stimm' und hohl.
„Ein Reformirter? was ist das?"
„Ei! wer dem Papst hegt Groll und Haß."
„Kein Reformirter bin ich dann",
Entgegnet sanft der Gottesmann.
Und Jener zog ein schief Gesicht,
Als wünsch' er Tod ihm und Gericht.
Doch Neugier locket nun herbei
Der Pfaffen buntes Allerlei,
Mit Mosestafeln und Biret,
Mit Strümpfen roth und violett,
Viel' auch vom Fasten aufgebläht
Mit mancher Art von Scapulier
Von Cingulum und Scheitelszier.
Man sieht sie horchen auf den Zeh'n,
Stolzirend nah'n und brummend geh'n.
Sie schütteln jetzt die Köpfe sehr,
Und schreien: „Der Schismatiker!
Wie riecht sein Wort nach Ketzerthum!
Es wirft den Stuhl Sanct Peters um."
Jetzt wogt's im Haufen, braus't und gährt,
Wie wenn in's Meer die Windsbraut fährt.

Schon fliegen Steine. Manches Wort
Erschallt von Lästerung und Mord.
Frech eine Faust sich drohend ballt.
Doch still des hehren Gast's Gestalt
Wie Duft, mit einem Blick zerfleußt,
In dessen Ernst sich Lieb' ergeußt.

Sanct Peter kehrt zum ew'gen Licht;
Doch was auf seines Knechts Bericht
Beschloß der Herr und sein Gericht,
Erzählet die Legende nicht.

Man vergleiche zu dieser Andeutung auf das hereinbrechende Strafgericht über das Verderbniß der Kirche und deren Urheber das ganz im Geiste Dante's gedachte Gedicht: „Des Pilgers Traum" (Sämmtliche Ged. Bd. 2), das derselben Zeit angehört.

Daß eine so thatkräftige Natur, wie Wessenberg, auch der höchsten dichterischen Leistung, dem Drama, sich zuwandte, werden wir ganz erklärlich finden. Dennoch geschah dieß erst spät. „An eine dramatische Dichtung, bekennt Wessenberg, hatte ich mich bis 1840 nicht gewagt. Die Schwierigkeiten, hierin etwas Befriedigendes zu leisten, hatten mich immer abgeschreckt."

Um jene Zeit hatte Wessenberg wiederholt das nördliche Spanien besucht, und wurde dort mit der reichen dramatischen Literatur des Landes näher bekannt. Calderon zählte seitdem zu seiner Lieblingslectüre. Unter solchen Einflüssen reifte in ihm während eines Sommeraufenthalts im Jahr 1841 in den Bädern von Bagneres an der spanischen Grenze der Plan zur dramatischen Behandlung eines der nationalen Geschichte der Spanier entnommenen Stoffes. So entstand das Trauerspiel „Padilla, oder der letzte Freiheitskampf Castiliens". Der Dich-

ter hatte diese umfangreiche Tragödie in fünf Acten noch während seiner stillen Abgeschiedenheit in dem reizenden Pyrenäenthal so weit in's Reine gebracht, daß er nach seiner Heimkehr im darauf folgenden Winter nur noch die letzte Feile anzulegen hatte. Die Tragödie ist dem 6. Band der Cotta'schen Gesammtausgabe beigegeben.

Bald darauf folgten zwei historische Dramen im großen Styl: „Christoph Columbus“ und „Kaiser Friedrich der Zweite von Hohenstaufen“, beide Tragödien in 5 Acten, die bis jetzt als Manuscript gedruckt (im Jahr 1844) nur einem engern Freundeskreise bekannt waren.

Schon im folgenden Jahre veröffentlichte Wessenberg ein weiteres Drama: „Die Spielbank“, ein tragisch-komisches Schauspiel in fünf Aufzügen (in der Verlagsbuchhandlung **Belle-Vue** bei Konstanz 1845, ohne Namen des Verfassers). Diese bloße Gelegenheitsarbeit, zunächst durch Erneuerung des Pachtes der Badener Spielbank hervorgerufen, sollte das Spielhöllenwesen und seine Verderblichkeit charakterisiren, und zur endlichen Austilgung dieser Schmach des deutschen Kulturlebens den Anstoß geben. Auf künstlerischen Werth macht diese in Prosa geschriebene Trauer-Komödie selbstverständlich keinen Anspruch. —

Was unser Dichter in seiner Schrift: „Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne“ — der dramatischen Kunst zur Aufgabe stellt, nämlich daß sie uns in eine ideale, schönere und bessere Welt versetze, unser Gemüth über den Staub der Gemeinheit und des Alltagslebens erhebe, und die Gesinnungen und Leidenschaften der Menschen zu läutern und zu veredeln trachte, hat er in seinen eigenen Schöpfungen nicht ohne Glück zu lösen gestrebt.

Jede Kritik, die gerecht und human zugleich ist, wird bei Beurtheilung dichterischer Werke den subjectiven Verhältnissen

ihres Verfassers und seine durch jene bedingten Tendenzen billig Rechnung tragen. Auch versteht es sich von selbst, daß dramatische Leistungen eines katholischen Kirchenprälaten, der schon eine erste äußere Anforderung, die Bedürfnisse der Bühne wenig oder gar nicht kennt, anders beurtheilt werden müssen, als die des eigentlichen Bühnendichters.

Wessenberg wählte — ganz in Uebereinstimmung mit sich und der Eigenthümlichkeit seiner Muse — die dramatische Form, um zu belehren, d. i. um durch jenes Mittel gewisse Gedanken und große Ideen, die seine Seele bewegten, recht anschaulich zu machen und eindringlich darzustellen. Schon die Wahl der Stoffe, die er behandelt, zeugt hierfür. Er wählt zwar in seinen historischen Dramen Männer der That, an deren Namen, wie an den Hohenstaufen Friedrich und Columbus, sich inhaltsreiche Wendungen in der Geschichte der Menschheit knüpfen. Aber ihm bleibt hierbei der Dialog die Hauptsache, um Gedanken, die ihr Streben erweckt, darzustellen, nicht um an concreten Charakteren und deren Conflict mit der Welt eine Handlung zu entwickeln, worin doch das Wesen des eigentlichen Drama besteht.

Daher blieben jene seine Leistungen wesentlich lyrisch-didactische Gedichte in der Form von Dramen. Sie erinnern an das Buch Hiob, dem ältesten unübertroffenen Lehrgedicht in dramatischer Form, mit dem sie in der That eine innere und äußere Aehnlichkeit haben.

Als Schauspiele vom Standpunkt der dramatischen Kunst aus betrachtet müssen wir jene Werke zu den am wenigsten glücklichen Leistungen unseres Dichters zählen, indem sie in ihrer gegenwärtigen Form zur Aufführung auf der Bühne so wenig geeignet sind, als Byrons Tragödien, die an demselben Grundfehler leiden.

Aber als dramatische Lehrgedichte betrachtet, sind es herrliche Zeugnisse des edlen Geistes und männlichen Strebens

unseres Dichters, die als solche auf diesem Gebiet zu den bedeutendsten Leistungen unserer Literatur zählen dürfen.

Dies gilt insbesondere von dem nationalen Drama „Friedrich II., dem Hohenstaufen", in welchem der Dichter den tragischen Konflikt zwischen den höchsten menschlichen Interessen, wie er aus der Verweltlichung des Kirchenregiments hervorging, seinen Landsleuten zur Belehrung und Warnung vorführen will.

„Es war", sagt Wessenberg, „mein längst gehegter Lieblingsgedanke, durch dramatische Darstellung Friedrichs II. von Hohenstaufen, ein recht lebendiges Bild des größten deutschen Kaisers und seines Strebens zu geben. Ich durfte hoffen, durch diese Arbeit, wie unvollkommen sie auch sei, meinen Landsleuten etwas Ersprießliches und Willkommenes zu leisten."

Wie ernst der patriotische Dichter seine Aufgabe genommen, drückt er in folgenden, durch das schöne Vertrauen auf den gerechten Sinn des deutschen Volkes, das sein nationales Streben billig würdigen werde, fast rührende Weise aus:

Im Jugendtraume hat mir das Riesenbild
Vom größten Hohenstauf die Seele ganz erfüllt.
Oft mit Begeisterung stand lange sie davor,
Bis sie im Anschau'n sich des Manns, der Zeit verlor.
Wie sann sie dann auf Schwung, auf Heldengluth, auf Licht,
In's Leben dieses Bild zu zaubern im Gedicht!
Doch wann am tiefsten sie sein Herrliches empfand,
Entsank Palette doch und Pinsel meiner Hand.
Dem Nachbild fehlte, ach! zu viel: die Frische bald,
Bald auch die rechte Kraft. Es ließ mich selber kalt.
Die Blätter wollt' ich einst zerknittern im Verdruß;
Da rief mir zürnend zu des Kaisers Genius:
„Ist deutschen Herzen nicht ein Fremdling noch der Held,
Der, daß man deutschen Geist nicht knechte, zog zu Feld,
Dess' ganzes Leben war dem großen Kampf geweiht,
Der Bahn dem Lichte brach zum Sieg in ferner Zeit?

Dein deutsches Herz sei dir die Weihe für sein Bild!
Tief fühlt der Deutsche, was aus deutschem Herzen quillt.
Vollende, was dein Herz mit deutschem Sinn gewagt;
Mit Dämmerschein versucht's die Sonn' auch, eh' es tagt."
Dies Wort hob mir den Muth. Rastlos hab' ich gestrebt
Zu schildern Friedrichs Geist, wie er für's Volk gelebt.
Nun fragt mein Bild: bin ich gelungen? Deutsche sprecht!
Deutsch Urtheil ist oft streng, doch selten ungerecht.

Man sieht, Wessenberg hat in dieser seiner Lieblings-Schöpfung gleichsam sein ganzes Herz — als deutscher Patriot und als ächter Priester des Herrn — ausgegossen [1]). Der vielgeprüfte aber stets unverzagte Kämpfer für Licht und Wahrheit deutet nur auf sein eigenes Streben und Ringen hin, wenn er seinem Helden die Worte in den Mund legt:

O Gott! so lang dein Odem mich belebt,
Streb' ich auf's Ziel, wornach ich stets gestrebt.
Auf die Entscheidung zielet all' mein Trachten:
Ob's endlich tagen soll, ob ewig nachten?!...

Großentheils vortrefflich sind die epigrammatischen Ergüsse der Wessenberg'schen Muse. Diese Gedichtchen, die

---

[1]) Es wäre sicher eine würdige und lohnende Aufgabe, wenn eine kundige und tüchtige Kraft sich an die Aufgabe machte, dies Drama, das gerade in unseren Tagen ein erhöhtes Interesse in Anspruch nimmt, bühnengerecht einzurichten. Eine würdige dramatische Darstellung dieser Lieblingsschöpfung des seltenen Mannes, der als Dichter und Kirchenprälat mit ungetheiltem Herzen und männlichem Freimuth den höchsten Interessen seines Volkes diente, könnte nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf dieses bleiben. Die rechte Form für die scenische Darstellung aufzufinden, und das hiezu Fehlende nachzuholen, dürfte gerade bei diesem Stück keinen zu großen Schwierigkeiten unterliegen.

uns so viele Silberblicke von ächter Lebensphilosophie offenbaren, gehören zu dem Besten, was unser Dichter geschrieben; hier war der charaktervolle Mann mit seinem unbestechlichen Wahrheitstrieb, seiner heitern Laune und scharfen Satyre gleichsam in seinem Lebenselemente. In der That erinnern diese Epigramme durch feine, bisweilen aber scharf treffende Ironie, vielfach auch der Form nach an die berühmten Xenien der beiden klassischen Großmeister unserer Literatur. Dies gilt insbesondere von den wohlgesalzenen Epigrammen aus dem letzten Decennium seines Lebens, wo so manchfache Ausartungen und Mißgestalten auf dem politischen und kirchlichen Gebiete dem lautern Mannessinne und einfach christlichen Gemüthe unseres Dichters vielfach Anlaß boten, die Geißel heiligen Zorns über die Verkehrtheiten und das heuchlerische Treiben der Zeit zu schwingen. Wir müssen auch hier Einiges zur Charakteristik des Dichters mittheilen.

a) Epigramme, Allgemeines betreffend:

Aufklärerei und Verfinsterung.

Hältst du ein Brennglas zwischen Aug' und Sonne,
Weh'! dir verkohlt das Aug' ihr Flammenlicht.
Doch drückst du stets die Binde vor's Gesicht,
Wo bleibt der Schöpfung Reiz, des Lebens Wonne?

Trost.

Wenn Blinde schreien: es ist Nacht!
Was nimmt's der Sonn' und ihrer Pracht?

Und muß auch kämpfen noch das Licht,
Wo es nicht kämpft, da siegt es nicht!

Das Mißlingen.

Zeit und Arbeit sind verloren,
Waschen wollt' ich einen Mohren.

In mein Exemplar des Neuen Testaments.

In deinem Bild erkenn' ich
Der Gottheit milden Glanz;
Stets neu vor ihm entbrenn' ich
Für Menschenwürde ganz.
Wie kennt' ich Gottes Wege,
Hätt'st du sie nicht verklärt?
Was ich mit Gott vermöge,
Hast du mich erst gelehrt.

Welt und Einsamkeit.

Lerngierig ging ich oft in die Welt hinaus.
Ach! ärmer kehrte meist ich wieder nach Haus.

Der Zeit hoher Beruf.

Nicht soll die Zeit dem Flusse gleichen,
Der welke Blätter nur an's Ufer bringt,
Indeß die gold'ne Frucht zu Boden sinkt,
Weil unter ihr die Wellen tückisch weichen.
Sie gleiche dem bewegten Siebe,
Wodurch das Korn sich sondert von der Spreu.
O daß die Spreu stets Raub der Winde sei,
Wenn nur das gute Korn uns stets verbliebe!

Der Augenblick entscheidet.

Im raschen Flug des Pfeils eilt dir vorbei die Zeit,
Rufst heut' dem Gestern du, das Gestern ist schon weit.
Auf einem gold'nen Haar des Augenblicks,
Der nimmer kehret, hängt die Gunst des Glücks.
Den flücht'gen Augenblick des flücht'gen Lebens
Erfass' am Haar! Sonst mühst du dich vergebens.

b) Bezüglich auf Wahrheit und Lüge, Wesen und Schein:

Die Macht der Wahrheit.

Gleicht nicht alle Täuschungskunst
Leicht gefärbtem Morgendunst,
Der bei'm hellen Strahl vergeht?
Nur die Wahrheit hat die Majestät,
Welche Ehrfurcht Jedermann gebietet,
Fürst und Volk vor Untergang behütet.

Das große Wiegenlied.

„O selig die Dummen,
Die Blinden und Stummen!
Nur ihnen beschieden
Ist ewiger Frieden."
So hört man den Nacken
Umsummen die Schnaken,
Daß Völker, die stummen
Und blinden verdummen.

Die Freiheit.

Ein Scheingebild ist sie von Dunst und Rauch,
Belebt sie nicht des Himmels frischer Hauch.

Geist der Duldsamkeit.

Wer Ohren hat, der höre,
Wer taub ist, Andere nicht störe!
Wer Augen hat, der sehe,
Wer blind, im Licht nicht Andern stehe!
Dann wird die Wahrheit Anhang finden,
Sind gleich der Tauben viel' und Blinden.

Aussicht der Freiheit.

Macht die Freiheit des Volks die Kassen der Fürsten nur völler,
Wird noch die Knechtschaft verpönt, läßt sie die Kassen doch leer.

Gewisse Freisinnige.

„Freiheit!“ Wie prächtig ertönt die Losung im Munde des Pfaffen.
Fordernd die Freiheit für sich, doch für die Andern den Zwang!

c) Bezüglich auf Christenthum, Kirche und deren Gegensätze:

Christenthum.

Als noch in seine Gemeinde Johannes
Sich tragen ließ, der sterbende Greis,
Und an den Lippen des heiligen Mannes
Lehrgierig jetzt hing der harrende Kreis,
Entquoll ihnen stets nur das einzige Wort:
„O liebet euch, liebet euch fort und fort!“

Des Christenthums Gegner.

Wer schlug dem Christenthum die tiefsten Wunden?
Es zu zernichten war Voltaire's Bemüh'n.
Doch macht' er's nur vom Beischlag reiner blüh'n.
An Arglist überbot der Orden ihn,
Der zu verderben es die Kunst erfunden.

Die Gespenster.

Wer konnte ferner an Gespenster glauben?
Schien's ja zu tagen hell an allen Zweigen.
Doch da dem Grab Lojola's Söhn' entstiegen,
Wer muß nicht wieder an Gespenster glauben?

Verdorbene Religion.

Machen die Religion sich die Menschen zur Larve, so haben Ihrer, dem blinden Instinkt folgend, die Thiere weit mehr.

Gespräch zu Rom.

Der Römer.

Noth thut's, soll's besser werden, zu den Zeiten
Vor der Revolution zurück zu schreiten.

Der Deutsche.

Wie klug! Das heißt ja von ihr verlangen,
Ihr Trauerspiel noch einmal anzufangen.

Der Atheist.

Fir glaubt an keinen Gott.
Fir glaube nur an keinen!
Denn glaubte Fir an Einen,
So wäre Fir sein Gott.

Des Dr. Strauß Leben Jesu.

Da seht mir doch einmal
Ein ächt Original!
Der Mythus, dran wir sollen glauben,
Ist rein sein Fund: wer wird die Ehr' ihm rauben?

Dr. Strauß an die Züricher.

Ich läugne Christum, sagt ihr; o wie dumm!
Ich läugne nur sein Evangelium.

Die Züricher an Dr. Strauß.

Just deshalb wollen wir Sie nicht;
Den Glauben tauschen wir für kein Gedicht.

d) Bezüglich auf Vaterland, Staat, politisches Leben:

Die Windeier.

(1850 und folgende.)

Windeier legt die Staatskunst viele jetzt;
Doch wenn sie sich Jahrzehnte d'rüber setzt,
Was frommt's? Umsonst ist alles Brüten, ach!
Kein Lebensfunke wird in ihnen wach.

Die Ritter des Rückschritts.

Der Krebs ist ihr Idol,
Der Krebsgang ihr Symbol.
Sie möchten krebsend seh'n
Die Welt den Krebsgang geh'n.
Doch stolz, wenn auch allein,
Dem Krebse gleich zu sein,
Dazu thät einzig Noth,
Sie würden einmal — roth.

Dichtkunst und Staatskunst.

(2. Dezember 1852.)

Völker empfingen mit Dank ihre Gesetze von Dichtern;
Dichter versuchen's auch jetzt. Sagt, warum danket kein Volk?

Frankreich.

Mancherlei Zwecken als Magd sah mühsam fröhnen die Meng' ich.
Aber nirgend im Volk fand ich den Menschen als Zweck.

An die deutschen Einheitsfreunde.

Ihr fordert Einheit! Das ist schön und gut.
Doch zeigt den Kitt mir, zeigt das Einheitsband!
Wo Aller Mißtrau'n stets ist auf der Hut,
Wie kann erblühen da Ein Vaterland?
Als Schutz würd' Einheit Jeglichem behagen;
Doch Keiner will der Eigenmacht entsagen.

Der seltsame Bund.

(Frankfurt 5. November 1816 ff.)

Das wär' ein Bund ganz einzig in der Welt,
Wo Jeder nur die Andern für gebunden,
Jedoch sich selbst für ungebunden hält!
Welch' arger Schalk hat dieses Ding erfunden?

e) Bezüglich auf Adel, sociale Zustände u. a.:

Was ist der Adel?

Ein Fußgestell — auf dem der Sohn
Vom väterlichen Ruhme strahlet,
Wenn er für väterlicher Tugend Lohn
Dem Staat mit eig'ner Tugend wieder zahlet.

Der Erbgraf.

Daß nicht nur Haufen Gold's und große Ländereien,
Daß selbst die Titel, Orden, Aemter erblich seien,
Dies sehen wir am Grafen Papillon.
Daß aber das Verdienst nicht erblich sei,
Ist er die Demonstration.

Die kostbare Schlittenfahrt.

Ein schöner Zug! — vom Pfandhaus geht er aus
Und endigt gewiß — im Arbeitshaus! —

Hoher Bescheid.

Minister.

Geduld!

Bürger.

Die haben wir bewiesen.
Wuchs sie bereits nicht bis zum Riesen?

Minister.

Noch mehr Geduld! Zur rechten Zeit
Wird Alles wie von selbst sich geben.

Bürger.

Ja, Gottes Strafgerechtigkeit
Wird dann den Druck im Sturmschritt heben.

Minister.

O davor sollen uns behüten
Preßzwang, Kasern' und Jesuiten!

f) Bezüglich auf Buchgelehrheit, alte und neue Scholastik, Schriftsteller u. a.:

Die Schulweisheit.

Arme Schulweisheit! was willst du?
Niemands Durst nach Wahrheit stillst du.
Um die Wahrheit führst du stets herum;
Keinem öffnest du ihr Heiligthum.

Die unnütze Gelehrsamkeit.

Füllt nicht bis oben an mit Spreu des Kopfes Scheuer!
Ein gutes Korn gilt mehr als Millionen Spreuer.

Die spekulativen Systeme.

„Welcher der Seifenblasen der Preis gebühre der Schönheit?"
Zanken die Knaben sich ernst, während schon jede zerplatzt.

Der Materialisten großer Fund.

Herausgebracht hat ihre Spekulation:
Ursprünglich sei des Schlammes Sohn
Der Mensch, wie alle Thiere,
Zum Stammbaum gratulire.

Das sogenannte junge Deutschland.

Selig, welche schon als Kinder sterben!
Ihren Fehlern folgen keine Erben.

Dichtung und Wahrheit.

Was sucht der Dichtergeist? — Nichts als die Wahrheit.
Doch sucht er sie nicht in des Abgrunds Nacht,
Nur da erfaßt er sie, wo sich ihr Blick voll Klarheit
Dem Herzen fühlbar macht.
Nennt Dichter nicht, die schamlos Trug und Lüge
Umkleiden mit der Dichtung Zauberglanz!
Zum Hohngelächter nur des ganzen Pindus trüge
Ihr Haupt den welken Dichterkranz.

An die Herren Schriftgelehrten.

Ihr pochet stets an's Pförtchen,
Doch kennt ihr wohl das Wörtchen,
Das leis' erschließet, nicht.
Das Wörtchen heißet Liebe.
Wem die verborgen bliebe
Wie käm' er je zum Licht.

Wir schließen diese Mittheilungen mit einem patriotischen Segenswunsch unseres Dichters für das geliebte Heimathland:

Bei der Jubiläumsfeier der badischen Verfassung.

Ein Haus, das steht in Gottes Schutz,
Beut jedem Sturm des Schicksals Trutz.
Drum sei dem Schutz von Gott vertraut
Das Haus, für unser Wohl erbaut!
Das Recht, das Gott gibt Allen kund,
Sei dieses Hauses Felsengrund!
So lange dieser Grund nicht wankt,
Das Haus in Stürmen nimmer schwankt.

Wir haben es für eine Pflicht erachtet, Wessenbergs dichterische Leistungen ausführlicher, als ursprünglich in unserer Absicht lag, hier zur Sprache zu bringen, um den Manen des edlen deutschen Patrioten und Dichters, so viel an uns liegt, gerecht zu sein.

Denn was in Bezug auf öffentliche Werthschätzung eines Mannes, wie Wessenberg, dessen Geist und Wirksamkeit das lautere und volle Gepräge des nationalen Genius seines Volkes so sichtbarlich aufgedrückt ist, und der in einem langen Leben unter allem Wechsel der Zeit mit einer Treue und Hingebung seinem Vaterland diente wie Wenige — bei andern selbstbewußten Nationen nicht möglich wäre, ist in Deutschland wirklich geschehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein Mann von der Stellung und Bedeutung Wessenbergs, der gleichmäßig als Kirchenprälat und Patriot so muthig und fleckenlos für die öffentliche Wohlfahrt seines Volkes gewirkt, in England, Frankreich und Italien als eine erste Zierde der Nation in dankbarer Anerkennung hochgehalten und allgemein gefeiert worden wäre. Gewiß aber würde man dort Takt genug haben, die seltene Erscheinung eines solchen Mannes, in dem die Gegensätze, welche die Nation spalten, eine so anziehende und gesunde Versöhnung feiern, recht zu würdigen und ihn als Licht auf den Scheffel zu stellen, damit er den Leuten als Leuchte und Vorbild diene.

In Deutschland stand bisher unser patriotischer Dichter wie ein Fremdling mitten auf der breiten Heerstraße unserer Literatur, von dem Die rechts und links kaum Notiz nahmen, weil er ihnen nicht zu dem Ellenmaß ihrer Partei und deren Bestrebungen passen mochte. Jenen ist er als freisinniger Patriot anstößig; Diesen erscheint er als entschiedener Christ, oder gar, um es offen zu sagen, als katholischer Geistlicher von vornherein der Beachtung kaum werth! — Denn was kann von Nazareth Gutes kommen, ist heute noch die kurze Weisheit vieler

der lautesten unserer literarischen Wortführer. Diese können oft nicht redselig genug sein, wenn es gilt, auch das Mittelmäßigste, und selbst liederliche Produkte, die den Volksgeist entnerven und Kopf und Herz verpesten, anzupreisen, sobald es nur die Cameradschaft berührt, oder ein Interesse der Clique dabei auf dem Spiele steht. So unheilvoll hat der Ungeist unserer politischen und kirchlich-religiösen Zerfahrenheit auch in unser literarisches Leben und Treiben sich eingenistet. —

Wenn zu aller wahren Dichtung zwei Dinge gehören, einmal das Untergehen der sichtbaren Welt in dem Gemüth des Dichters, und dann das Auferstehen derselben in edlerer Gestaltung durch das Medium der Phantasie, so darf Wessenberg im vollen Sinne des Worts ein Dichter genannt werden. Ferner, wenn ein scharfer Sinn für Wahrheit und ein warmes Herz für Liebe die edelsten Gaben sind, die der deutsche Volksgeist aus der Hand der Vorsehung empfangen, so wird ein Dichter, dessen Muse ganz und gar von jenen Genien durchdrungen nur von ihnen geleitet ist, ein ächter deutscher Sänger heißen dürfen. Wir beneiden jene Menschen nicht, welche die Schriften unseres Dichters und Patrioten lesen können, ohne in sich den Trieb zu fühlen, es ihm gleich zu thun, wenigstens in dem muthigen Mannessinne für Wahrheit, Recht und Freiheit, mit dem er seinem Volke in den Tagen der tiefsten Erniedrigung wie des Glückes zur Seite stand, und in der sich selbst verläugnenden Liebe, womit er auf allen Wegen die Wohlfahrt seiner Mitmenschen zu fördern bestrebt war.

Wir schließen mit einem schönen Herzenserguß unseres Dichters, womit er gleichsam das Geheimniß seiner Muse in sinniger Weise für Empfängliche offenbart:

Das Geheimniß.

(Liebe und Wahrheit.)

Wo blüht das Blümchen, das nie verblüht?
Wo strahlt das Sternlein, das ewig glüht?
  Dein Mund, o Muse! dein heil'ger Mund
  Thu' mir das Blümchen und Sternlein kund!
„Verkünden kann es dir nicht mein Mund,
Macht es dein Innerstes dir nicht kund.
  Im Innersten glüht und blüht es zart
  Wohl Jedem, der es getreu bewahrt!"

Viertes Kapitel.

Prosaische Werke.

Wir dürfen uns bei der Uebersicht von Wessenbergs prosaischen Schriften viel kürzer fassen, da wir gerade auf diese an einem andern Orte („Geist aus Wessenbergs Schriften") eingehender zurückkommen müssen.

Ueber die charakteristischen Eigenheiten der schriftstellerischen Leistungen Wessenbergs, über deren Aufgabe und Tendenz im Allgemeinen, haben wir schon früher uns ausgesprochen. Wenn man die lange Reihe seiner zahlreichen und manchfaltigen Schriften überschaut, so wird man den Umfang seiner Kenntnisse, das Gesunde seiner Urtheile, und nicht selten den Scharfsinn seiner Untersuchungen gern anerkennen, und die ungemeine und schnelle Produktionskraft, womit er schafft, bewundern müssen. Fast alle Gebiete des geistigen Lebens sind seinem eindringenden, regen Geiste geöffnet oder wenigstens nicht fremd geblieben, selbst dort nicht, wo man solches vermöge seines Standes und Be-

rufes billig nicht erwarten sollte. So legt er z. B. in Bezug auf Theater, Romane, staats- und volkswirthschaftliche Fragen u. A. in seinen dahin gehörigen Schriften eine wahrhaft staunenswerthe Kenntniß des Materials an den Tag.

Wessenberg ist, wie wir schon früher hervorgehoben haben, eine vorzugsweise praktische, und wie wir jetzt hinzufügen müssen, zugleich künstlerische Natur, welche diese selten vereinte edle Eigenthümlichkeit in allen Lebensäußerungen, namentlich auch in dem literarischen und schriftstellerischen Schaffen, gleichmäßig beurkundet.

Man kann daher Wessenberg im besten Sinn einen populären Schriftsteller nennen: nicht nur weil er es verstand, durch Klarheit der Darstellung, Uebersichtlichkeit der Anordnung, und durch meisterlichen Takt aus der Fülle der Materien jedesmal das Gehörige, das Interessante herauszunehmen und gleichsam zu einem überschaulichen Bilde einzurahmen, sondern auch in dem weitern Sinn, als vor ihm alles Wissen hauptsächlich dadurch nur einen Werth erhielt, insofern es für das Leben veredelnd und für Verwirklichung der großen Aufgaben desselben förderlich war.

Es war einerseits die warme Liebe seines Herzens für das Volk und dessen Wohlfahrt, die Wessenberg antrieb, die wissenschaftlichen und gelehrten Forschungen und deren Resultate aus dem unfruchtbaren Staube der Schule hervorzuziehen, und für das Leben fruchtbar zu machen; anderseits befähigte ihn die bildnerische Beweglichkeit seines Talents, solche Stoffe in gefälligen und allgemein verständlichen Formen in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise einzuführen.

Insbesondere war Wessenberg alle bloße Scholastik auf dem religiös-kirchlichen Gebiet ein Gräuel, indem er darin eine Hauptquelle der Verunstaltungen des Christenthums und der Schwächung seines Einflusses auf das Gemüth und Leben der Menschen erblickte.

Von solcher Geistesrichtung Wessenbergs ging eine Reihe biblischer Schriften und Darstellungen aus, die nach Inhalt und Form zu dem Besten gehören, was unsere neuere Literatur auf diesem Gebiet aufzuweisen hat. Hierher gehören außer dem schon genannten „Konstanzer Gesang- und Andachtsbuch", das beste der katholischen Kirche Deutschlands, den „Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge im Geiste Christi" — unter andern die Schriften: „Die Kraft des Christenthums zur Heiligung des Sinnes und Wandels" (1833); „christliche Betrachtungen zur Vorbereitung auf die Feier der Auferstehung des Herrn" (1827). — Dann eine Reihe lieblicher biblischer Schilderungen, meist in mehrfachen Auflagen erschienen, als: „Die Bergpredigt des Herrn"; „Jesus, der göttliche Kinderfreund"; „Nikodemus"; „Johannes, der Vorläufer des Herrn"; „die Auferstehung des Herrn"; „das heilige Abendmahl"; „Magdalena" u. a.

Insbesondere ist die treffliche Schrift: „Die Parabeln und Gleichnisse des Herrn vom Reiche Gottes" (1839), ein ächt christliches Volksbuch für alle Zeiten, dem wir eine Stelle in jedem christlichen Hause wünschen. Wessenberg betrachtet die Parabeln und Gleichnisse der Bibel als eben so viele „Denkblätter", deren Inhalt und Bedeutung den menschlichen Lagen und Zuständen in allen Weltgegenden und Zeitaltern anpassend sind." Von dieser urchristlichen Bedeutung ausgehend, behandelt der Verfasser die biblischen Parabeln — als bildliche Darstellungen des Reiches Gottes und seiner Schätze, der Mittel, diese zu erwerben, seiner Gesetze und Aussichten in Gegenwart und Zukunft — mit der ganzen Tiefe seines frommen Gemüths und der lichten Klarheit eines ächt christlichen Bewußtseins.

Demselben Zwecke, die geistige Hebung und Läuterung des religiös-kirchlichen Lebens durch bessere Einsicht in Geist und Wesen des Christenthums zu fördern, soll das bekannte Werk: „Die christlichen Bilder" (1827) dienen. Wessenberg

will historisch und ästhetisch den innigen Zusammenhang der bildenden Kunst mit dem Christenthum nachweisen, d. i. er will den Versuch machen, „mit Gründen und Thatsachen einleuchtend zu zeigen, wie viel Herrliches und Bildendes die christliche Kunst zu leisten vermöge, sobald sie ohne Selbstdünkel mit gotterfülltem, liebreichen Herzen durch kindlich gläubigen Gebrauch des Genies oder des wahren Talents (dieser kostbaren Gaben Gottes) das Christenthum in seinem Geist erfaßt und durchdringt, und in der ihm entsprechenden Gestalt darzustellen strebt.“ —

Der Verfasser hat diese seine Aufgabe mit wahrer Meisterschaft gelöst; aber was ist das treffliche Werk nicht noch sonst Alles? Indem es den Sinn für das Schöne und Erhabene christlicher Kunstwerke weckt und belebt, ist es in Wahrheit ein Andachtsbuch, das kein religiöses Gemüth ohne innere Erhebung lesen wird; es ist eine populäre Kunstgeschichte mit großem belehrenden Material; es ist ferner eine Art Kunsttheorie, eine Fundgrube reichlicher Belehrungen und feiner Winke für Künstler, besonders für jüngere Talente, und zugleich eine aufmunternde Anleitung zumal für Geistliche, wie sie durch Verdrängung unwürdiger Werke in den Kirchen gegen würdevolle den veredelnden Einfluß der bildenden Kunst auf die sittlich-religiöse Denk- und Anschauungsweise des Volkes benützen, und dadurch selbst auf Förderung wahrer Kunst heilsam zurückwirken können.

Man weiß nicht, wofür und für welche Richtung des Werkes man seinem Verfasser am meisten zum Danke verpflichtet ist. Eine bessere Schrift dieser Art ist bis jetzt nicht geschrieben worden; im Wesentlichen wird an seinen wohlbegründeten Ansichten auch in Zukunft festzuhalten sein. Dem Buch ist eine größere Zahl von Kupferstichen — der Stahlstich war bei seinem ersten Erscheinen fast noch unbekannt — eingefügt, von denen allerdings mehrere, ohne daß es Wessenberg verhüten konnte, wenig befriedigend ausgefallen sind.

Eine andere Reihe literarischer Erzeugnisse, die Wessenbergs Streben und Wirken näher charakterisiren, bilden seine pädagogisch-didactischen Schriften, deren wir hier übersichtlich erwähnen wollen.

Heranbildung zur Humanität oder Veredlung der Menschennatur auf sittlichen Grundlagen erschien Wessenberg als das höchste Ziel alles Lebens und Wirkens. Ebenso galt ihm als gewiß, daß jene hauptsächlich durch das Maaß und die Beschaffenheit geistiger Bildung, an der ein Mensch, ein Volk und ein ganzes Zeitalter Antheil nehmen, bedingt sei. Auf solcher Ueberzeugung beruhte sein hohes Interesse für das gesammte Schul- und Unterrichtswesen, sowie überhaupt für Alles, was in Kunst und Wissenschaft, in Literatur und Leben als ein erziehendes und veredelndes Moment, und zwar für den gesammten Menschen nach seinen intellectuellen und moralischen Anlagen, eine besondere Bedeutung hat.

Wir haben schon früher die großen und vielfachen Verdienste Wessenbergs um das gesammte Schul- und Unterrichtswesen in kurzen Andeutungen nachgewiesen. Alle, welche die Entwicklung und Umgestaltung einer der wichtigsten Grundlagen der öffentlichen Wohlfahrt seit einem halben Jahrhundert im obern Deutschland zu überschauen fähig sind, insbesondere aber die Lehrer selbst — und zwar ohne Unterschied der Confession — werden von denselben Gefühlen der Dankbarkeit und Pietät gegen einen Mann ergriffen sein, dessen Anregungen, Belehrungen und selbst materielle Unterstützungen auch auf diesem Gebiet so Vieles zu verdanken ist. Auch schriftstellerisch hat er sich hier bleibende Verdienste erworben.

Sein pädagogisches Hauptwerk: „Die Elementarbildung des Volkes in ihrer fortschreitenden Ausdehnung und Entwicklung" — erschien erstmals 1814, in neuer gänzlicher Umarbeitung 1835. Der Verfasser stellt sich auch hier auf den

sichern Boden der Geschichte und Thatsachen, um in deren Licht und Schatten alle wichtigeren Fragen der öffentlichen Erziehung zu beleuchten und zur Entscheidung zu bringen. Mit tiefer Einsicht in die Natur und Bedürfnisse des modernen Volks- und Staatslebens versteht er zugleich die Grundsätze zu entwickeln, auf denen jede ächte Volkserziehung beruhen müsse, aber auch die nothwendigen Anforderungen an Kirche und Staat, an Haus und Schule, an Lehrer und Gemeinden festzustellen, unter deren Beachtung die Schule allein ihre hohe und segensvolle Aufgabe verwirklichen kann. —

Jenen kurzsichtigen Feinden des Lichts, die noch immer mit Mißtrauen auf eine fortschreitende Bildung des Volkes blicken und in aller Weise ihr entgegenarbeiten, bemerkt Wessenberg: „Weil der Genuß unreifer Früchte vom Baume der Erkenntniß Unzufriedenheit und Unruhe erzeugt, möchten sie dem Volke auch den Genuß reifer Früchte vorenthalten! Aber ein vergleichender Blick auf die Kultur der Länder genügt, um den Trug solcher hämischen Vorspiegelungen zu enthüllen. Denn er zeigt, daß die Länder, wo die Volkskultur die schönsten Fortschritte gemacht hat, vor Aufruhr, Anarchie und Fanatismus geborgen blieben, während diese Dämonen gerade die Völker, in denen, neben dem blendenden Schein einer falschen und schiefen Kultur der höheren Stände, die Aufklärung und Bildung der untern ganz vernachlässigt, oder absichtlich gehindert war, in alle Gräuel von Wuth und Elend hinabstürzten. — Und ob man denn, wenn es unten im Volke Nacht sei, deshalb über dem Volke heller sehe?!" —

Solchen, die oft wohlgesinnt aber wenig erleuchtet, in verbesserten Schuleinrichtungen und in fortschreitender Volksbildung eine Gefährdung oder Schwächung des religiösen Sinnes und Lebens besorgen, hält unser christlicher Kirchenprälat ganz im Sinne der Religion des Geistes, der Wahrheit und Liebe entgegen: „Wie sehr steht diese Besorgniß mit dem Wesen des

Christenthums im Widerspruch! Gibt es doch keine Lehre, die so nachdrücklich zur Liebe des Lichts und zum Wandeln im Lichte auffordert und so stark gegen jede Lüge, jede Täuschung eifert, als gerade das Christenthum, welches von demjenigen, der an Geist und Gemüth roh und ungebildet ist, nicht einmal klar und vollständig aufgefaßt werden, und sich in ihm nicht gehörig entfalten kann. Nicht bessere Volksbildung, die den Geist aufhellt, sondern Unwissenheit, Verfinsterung, Barbarei ist es, was dem Christenthum Gefahr bringt. Nirgend gedeiht das Christenthum besser, als unter dem Schutze wahrer Freiheit und Aufklärung, so wie diese nirgend ungestörter fortschreiten, als unter dem Schutze des Christenthums." —

Oeffentliche Stimmen haben dieses Werk über die Elementarbildung des deutschen Volkes für „die vorzüglichste Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland" erklärt. Wir können ihnen gern beistimmen, nur mit dem Zusatz, daß die Schrift — schon ihrem Inhalt nach — mehr gibt, als eine Entwicklungsgeschichte des Volksschulwesens, auch mehr leistet, als sie selbst beabsichtigt, nämlich „Lehrer und Geistliche zu einer guten Führung der Schule anzuleiten". Wir halten vielmehr dies Buch über die Schule für eine wahre Bildungsschule für die Lehrer selbst. Denn die warme Liebe, mit der es geschrieben ist, und die edle Humanität, die aus ihm an unser Herz spricht, verleihen ihm die Kraft, über die heilige Sache der Volksbildung nicht bloß zu belehren, sondern auch die Seele dafür zu gewinnen und zu läutern. Nicht leicht wird ein Lehrer, der nicht geistig verlassen oder verkommen ist, das Buch lesen und wieder lesen können, ohne sich gehoben und zu einer redlichen und fortgesetzten Selbsterziehung sich aufgefordert zu fühlen, um an dem göttlichen Geschäfte der Menschenerziehung, oder nach Plato's Ausdruck der geistigen Mensch-Werdung, ein fähiges und tüchtiges Werkzeug zu sein.

In einem innern Zusammenhang mit diesem Werk steht

die Schrift: „Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles“ (Zürich 1821, zweite sehr vermehrte Ausgabe 1828). Die Schrift ist gleichsam eine historische Illustration zur Elementarbildung des Volkes, indem sie mit gründlicher Kenntniß der Zustände Athens im Perikleischen Zeitalter die ganz entgegengesetzten Einflüsse der wahren und falschen Bildung auf Macht und Wohlfahrt eines Staates und Volkes zeigt. Mit Ernst und Ironie versteht der Verfasser an den Licht- und Schattenseiten der athenischen Volksbildung, die so manchfache Beziehungen zu ähnlichen Erscheinungen der Gegenwart darbiete, gewisse Wahrheiten, deren Beachtung oder Verkennung überall die gleichen Früchte zur Reife bringt, zu entwickeln und eindringlich an's Herz zu legen. Auch diese historische Arbeit verfolgt eine ganz praktische Richtung, und ist von diesem Gesichtspunkt aufzufassen.

Es mag genügen, einige kleinere hierher gehörige Schriften, deren wir zum Theil bereits erwähnt haben, hier bloß anzuführen, wie: „Ueber die Bildung der gewerbtreibenden Volksklassen“ (1833), „Ueber Reform der deutschen Universitäten“ (1833); die schon früher (S. 206) berührten „Betrachtungen über Erziehung und Bildung des katholischen Klerus“, an welche sich etwas später die ihres Zweckes wegen ebenfalls in französischer Sprach abgefaßte vortreffliche Schrift: „**Coup d'oeil sur la Situation actuelle et les vrais intérêts de l'Eglise catholique**“ (**Paris chez Renouard 1825**) als Ergänzung und gleichsam als Illustration anschloß.

Aber zwei andere in diese Reihe gehörige Lehrschriften unseres Verfassers müssen wir uns etwas näher anschauen.

Als zwei besonders bedeutsame und einflußreiche Momente der Erziehung und Bildung im modernen Volksleben betrachtet Wessenberg mit Recht Theater und Lektüre. Ihnen widmete er zwei didaktische Schriften: „Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne“ (2. Auflage, 1825) und: „Ueber den sittlichen

Einfluß der Romane" (1826), zwei Arbeiten, die durch ihren reichen Inhalt, wie nach der Persönlichkeit ihres Verfassers gleich merkwürdig sind. Denn ist es an sich schon von Interesse, zu erfahren, wie ein gefeierter hochgestellter Kirchenprälat über Gegenstände urtheilt, denen gegenüber herkömmliche Geistesbefangenheit, die sich gern als höhere Vollkommenheit gerirt, nur negativ oder geradezu abweisend sich verhält, so kennzeichnet sich Wessenbergs erleuchteter christlich-humaner Geist und sein gesunder staatspädagogischer Sinn und Takt wiederum darin, daß er auch hier den Anforderungen des wirklichen Lebens volle Berechtigung zuerkennt, und so einflußreiche Bildungsmittel im Interesse der geistigen und sittlichen Veredlung benützt wissen will.

„Das Drama" — sagt Wessenberg — „vermag mehr, als jedes andere Erzeugniß der Kunst, das Leben darzustellen, nicht nur im Einzelnen, sondern auch im Ganzen, in seinen Tiefen und Höhen, in jeder Lage, in allen Wechseln. Es entfaltet alle seine inneren Triebwerke und enthüllt seinen tiefern Sinn, seine Bedeutung... Daher welche Verstärkung für die Macht der Religion und der Gesetze, wenn mit ihnen die Schaubühne in Bund tritt, sie, auf welcher Alles Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit, unbestechlich wie Rhadamandus, Gericht hält! Besonders hat die höherstehende Klasse von Menschen Ursache, dankbar gegen die Bühne zu sein. Hier hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen."

Eben so treffend und kurz hebt Wessenberg die andere bildende Seite der dramatischen Kunst hervor. „Seitdem" — sagt er — „die bildenden Künste aufgehört haben, durch die lebhafte Theilnahme aller Klassen Bildnerinnen des Volksgeistes zu sein, seitdem sie sich müssen gefallen lassen, dem Geschmack und den Launen Einzelner zu dienen, bleibt die Schaubühne beinahe die einzige Schule zur Bildung des Schönheitssinnes der Völker, zur Verschönerung ihres Lebens." . .

Zugleich zeigt nun aber Wessenberg — und hierin besteht der Hauptwerth seiner Schrift — an dem Geiste der Meisterwerke der griechischen Tragiker und selbst des Aristophanes, ferner an den besten Stücken eines Shakespeare, Calderon, Corneille, Alfieri, Schiller u. A., welche Aufgabe die Bühne zu verfolgen und welche Mittel anzuwenden habe, wenn sie als ächte Bildungsanstalt zur sittlichen und bürgerlichen Veredlung mitwirken will, und sie nicht zur gemeinen Unterhaltung und täglichen Befriedigung der bis zur Wuth getriebenen Schaulust der Menge (des höhern und niedern Pöbels) herabsinken will. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Sachkenntniß zeigt nun Wessenberg den sittlichen Verderb unseres Theaters, namentlich in Folge des schädlichen Einflusses der sog. Romantik, und weist mit tiefer Kenntniß der Natur des Menschen den phantasie- und seelenverwüstenden Einfluß der gesunkenen und mißbrauchten Bühne nach. Wir müßten das Buch ausschreiben, wenn wir hier all das Treffliche, Beherzigenswerthe mittheilen wollten.

Nicht minder vortrefflich und reich an den schätzenswerthesten ästhetischen und psychologischen Bemerkungen ist die andere Lehrschrift: Ueber den sittlichen Einfluß der Romane. Der Roman ist noch mehr als das Theater das Mittel der Erholung, der angenehmen Unterhaltung oder auch nur eines vergnüglichen Zeitvertreibs fast für alle Bildungskreise geworden; er ist jetzt leider bei nicht wenigen Menschen, wenn nicht die einzige, doch die beliebteste Lektüre. Sein Einfluß auf die Denk-

weise und Gefühlsstimmungen der Masse ist darum noch höher anzuschlagen und jedenfalls allgemeiner, als der der Bühne.

Man wird dies im Allgemeinen beklagen müssen, weil jener Heißhunger nach Romanen jedenfalls ein unzweifelhaftes Symptom jener verweichlichenden Genußsucht ist, die beim Verfalle des öffentlichen Lebens und bei mangelnder Energie für reale und fruchtbringende Beschäftigung gern nach solcher hascht, welche der Phantasie und der aufgeregten Sinnlichkeit zum Reize dient. „Diese Lesesucht" — sagt Wessenberg — „ist meistens die Frucht eines Müssiggangs des Geistes. Man will nicht lesen, um zu verstehen und zu lernen, man scheut die Anstrengung, die jenes fordert; man will nur unter lachenden Bildern schwärmen, oder in dunkeln Gefühlen träumend versinken."

Doch mit solchen Klagen, wie wohlgemeint und begründet sie auch seien, macht man die Zustände in der Welt nicht besser. Es verräth überall mehr Weisheit, den Dingen offen und muthig in die Augen zu sehen, um an ihnen zu lernen, wie man den Weizen von der Spreu, den Balsam vom Gifte, das Gute vom Verkehrten scheide. „Die wichtigsten Wahrheiten" — sagt Wessenberg eben so wahr als schön — „sind auch die einfachsten. Leider aber haben die Menschen mehrentheils wenig Sinn für das Einfache. Sie wollen, daß ihnen die Wahrheit, die für die durch Lug und Trug, Täuschung und eitles Scheinwesen Verwöhnten etwas Grelles, Bitteres und Stachlichtes hat, durch irgend einen Zauber beliebt gemacht werde. Hier gilt der Spruch des griechischen Weisen: „„Dem du die Rose versagst, beutst du die Dornen umsonst."" Das große Publikum ist das große Kind, und sträubt sich gegen das Einnehmen jeder Arznei, wenn ihm nicht der Rand des Bechers mit Honig bestrichen wird. Hiezu scheint nun der Roman ganz eigentlich erfunden."

Dieser Bestimmung kann der Roman entsprechen. „Der gute Roman" — bemerkt unser Verfasser — „ist die Geschichte des menschlichen Herzens, und mehr vielleicht als jede andere

Dichtung der wahrste Spiegel des Geistes und der Gesittung eines Volkes. Erbaulicher als die Schöpfung, moralischer als die Geschichte und Erfahrung, philosophischer als der Instinkt sinnlich-vernünftiger Menschen soll auch der Roman nicht sein.... Aber wie käme er zu dem Vorrecht, die Natur, die Erfahrung und das bessere Selbst in uns zu verhöhnen und die Seele in die seuchenschwangern Lufträume der Täuschung unterzutauchen.... Der heilloseste Mißbrauch der Poesie ist stets der, das Laster in eine liebenswürdige Gestalt zu hüllen, und ihm dadurch Reize zu leihen, die ihm — dem an sich Häßlichen — die Wirklichkeit versagt hat."

Von solchen richtigen ästhetischen und philosophischen Grundsätzen ausgehend, entwirft nun der Verfasser mit ungemeiner Belesenheit ein reiches literar-historisches Gemälde der verschiedenen Erscheinungen auf diesem Gebiet bei allen Völkern, und gibt, indem er durch eingehende Analyse einzelner guter wie schlechter Leistungen das Urtheil schärft und einen sichern Maßstab zum Verständniß in die Hand gibt, eine vortreffliche Anleitung zur Lektüre selbst.

Möchten alle Lehrer und Erzieher, insbesondere aber Deutschlands Mütter, die beiden Wessenberg'schen Schriften über das Theater und über Romane lesen und immer wieder lesen! Es sind, um mit dem alten Wandsbeker Boden zu reden, Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken — leuchtende und wärmende — herausfliegen.

Auch die Lehrschrift: Ueber Schwärmerei (1831) hat eine ganz bestimmte Beziehung auf das Leben und seine Bedürfnisse. Sie will auf den wiedererwachten Hang zu phantastischem und schwärmerischem Wesen und auf die vielfachen Anreizungen zu solchen Verirrungen und Ausschweifungen des menschlichen Geistes, zumal auf dem religiösen und politischen Gebiet, aufmerksam machen, und empfiehlt als die ächten und

wirksamen Gegenmittel: gründlichen Unterricht, Aufhellung der Intelligenz und Förderung ächt religiöser Gesinnung. Das Buch gibt keine wissenschaftliche Theorie der Schwärmerei, aber die verschiedenen Arten und Erscheinungen derselben, deren Keime und Ursachen werden genau und treffend dargelegt.

Eine Sammlung von Aufsätzen, die bisher zerstreut in mehreren Zeitschriften erschienen waren, veranstaltete Wessenberg im Jahr 1835 unter der Aufschrift: Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit (Aarau bei Sauerländer). Diese Aufsätze, meist philosophischen oder historischen Inhalts, sind edle Früchte, die im Geiste eines Weisen reiften, der in einem Zeitraum von dreißig Jahren neben einer ermüdenden und dornenvollen Amtsthätigkeit „die erquickendste Erholung darin fand, die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, die das Nachdenken der Weisen aller Zeiten in Anspruch genommen haben, und worüber die Jahrbücher der Welt Auskunft geben" — zum Gegenstand seiner Betrachtung zu machen, und deren Ergebnisse seinen Mitmenschen zu Lehr' und Trost mitzutheilen. Was ihn hiebei leitete, darüber spricht er sich so aus: „Die Wahrheit aus dem Gewirre der Meinungen zu ermitteln und auszuscheiden ist die Aufgabe der Philosophie; die des Schriftstellers in ihrem Dienste, die Wahrheit so in's Licht zu setzen, daß sie Anerkenntniß finde und das Gemüth veredelnd an sich ziehe. Dies war mein Bestreben."

Wir übergehen hier eine Anzahl kleinerer Schriften, die wir zum Theil schon berührt haben [1]), und wenden uns zu Wessenbergs größeren gelehrten und wissenschaftlichen Leistungen historischen und philosophischen Inhalts.

[1]) Wir müssen uns hier begnügen, noch folgende zu nennen: „Deutschlands Gegensätze" (Aarau bei Sauerländer 1833); „Die Stellung des Römischen Stuhls gegenüber dem Geiste des 19. Jahrhunderts" (Zürich bei Orell und Füßli 1833); und „Die Erwartungen der katholischen Christenheit im 19. Jahrhundert von dem hl. Stuhle zu Rom" (ebenda 1847).

Wir haben bereits früher (vergl. S. 314 ff.) der Umstände erwähnt, die es einem charakterfesten Manne, wie Wessenberg, bei seinem lautern und muthigen Wahrheitstrieb unmöglich machten, auf der bisherigen Bahn seiner reformatorischen Thätigkeit stehen zu bleiben: er mußte ernster und nachdrücklicher als bisher seine Stimme gegen die Wurzel aller Uebel, gegen die absolute Alleinherrschaft des Papstes in der Kirche, erheben, um wo möglich seinen Zeitgenossen an den Thatsachen der Geschichte, die bekanntlich hartnäckiger Natur sind und vor ehrlichen Leuten keinen Widerspruch dulden, die Augen zu öffnen, und ihnen das ernste Bedürfniß, die volle Berechtigung und das schöne Ziel einer durchgreifenden Reform klar und unwidersprechlich darzulegen.

Aus dieser Absicht ist Wessenberg wichtigste gelehrte Arbeit hervorgegangen, das umfassende kirchenhistorische Werk über die Concilien. Es erschien im Jahr 1840 in vier Bänden unter dem Titel: „Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt, mit einleitender Uebersicht der frühern Kirchengeschichte.“ Das Werk ist die Frucht zwanzigjähriger Studien und gewissenhafter Forschung, wobei den Verfasser zunächst die Absicht leitete, in geschichtlicher Weise den Hauptgesichtspunkt darzustellen, aus welchem das Wesen des Katholicismus und seine Schicksale aufzufassen seien, und nach welchem er in Zukunft gefördert und mehr und mehr wieder zur Anerkennung gebracht werden könne.“

Was versteht nun Wessenberg unter dem Wesen des Katholicismus? oder vielmehr unter der katholischen, d. i. jener allgemein giltigen Auffassung des Christenthums, die Jeder anerkennen muß, der Christum und sein Evangelium bekennt? Hören wir hierüber sein eigenes ebenso mildes als entschiedenes Bekenntniß.

„Wenn die Geschichte“, sagt Wessenberg, „unverkennbar

die Wissenschaft ist, von welcher das Christenthum und das Kirchenthum die umfassendste Beleuchtung erhalten kann, so darf dagegen auch nicht übersehen werden, daß gerade diese Wissenschaft vom Parteigeist am meisten für seine Sonderzwecke ausgebeutet worden ist, und daß es daher wenige Punkte in der christlichen Religions- und Kirchengeschichte gibt, worüber wenigstens nicht ein gelehrter Streit besteht. Denn es ist der polemische Gesichtspunkt, der auf so viele Bearbeitungen der Kirchengeschichte den Haupteinfluß übte. Die Geschichtschreiber von den verschiedenen Bekenntnissen hielten es nämlich für ihre Pflicht, die Erzählung der Thatsachen so einzurichten, daß Wahrheit und Recht auf Seiten ihrer Glaubenspartei sich zu befinden scheinen. So lange es Glaubensparteien gibt, wird es auch solche polemische Kirchengeschichtschreiber geben, und wenn sie mit redlichem Sinne und ohne gehässige Leidenschaft gegen Andersdenkende verfahren, mögen sie (wie Streitschriften in einem Rechtshandel) zur Ermittelung der Wahrheit selbst das Ihrige beitragen. Diese Gelehrten sind wie die Sachwalter der Parteien, von deren entgegengesetzten Interessen befangen und geleitet sie die Ereignisse in widersprechender Weise auffassen und darzustellen wissen."

Glücklicher Weise berührt diese Kunst der Gelehrten keineswegs die wahre Beschaffenheit der Thatsachen selbst, die, vermag auch menschliche Sophistik sie so oder anders zu drehen, doch unerschütterlich feststehen, und durch alle Jahrhunderte hindurch mit unverwüstlicher leserlicher Schrift ihren ächten Sinn und ihre wahre Bedeutung jedem Unbefangenen kund geben.

„Es gibt", sagt Wessenberg, „einen Standpunkt über den Parteien und deren Streitigkeiten, und ein Tribunal, das nicht nach den trügerischen Meinungen der Menschen, sondern nach dem klaren und einfachen Ausspruch des Evangeliums seine Entscheidungen gibt. — Alle Streitigkeiten und Spaltungen im Schooße der Kirche haben ihre letzte Quelle darin, daß die

Menschen das Wesen der Christusreligion verkannten, und die Mehrsten stets geneigt waren, jenes in Formen zu suchen, die Einen in den Formeln ihrer selbstgemachten Begriffe, die Anderen in äußeren Formen der Gebräuche, welche die Religion des Herzens und der That ersetzen sollen. Das Wesen der Christusreligion besteht aber nicht in Begriffen noch in Worten, sondern in Gesinnungen und einem diesen enssprechenden Leben."

„Diese Grundwahrheit des Evangeliums bildet den Mittelpunkt, den Kern, den Lichtherd meines ganzen Werkes. An sie habe ich alle Auskünfte, Aufklärungen und Belehrungen der Kirchengeschichte zu knüpfen gesucht; von ihr den höchsten Maßstab zur Beurtheilung aller kirchlichen Erscheinungen, ihres Werthes oder Unwerthes hergenommen. Von ihrem endlichen Sieg allein erwarte ich die „Ankunft des geistigen Reiches Gottes auf Erden, wo alle Mißklänge der Selbstsucht und der Gleisnerei, des Hochmuths und der Rechthaberei aufhören werden vor dem Einen Gebot der Liebe, die Alles in Allem ist."

„Das Christenthum", fährt er fort, „ist eben dadurch bestimmt und fähig, alle Völker durch ein geistiges Band ächt menschlicher Gesittung zu vereinen, d. i. die Weltreligion zu werden, daß es von allen Menschen als wesentliche Bedingung der Heiligung und Seligkeit einzig dasjenige fordert, was ein Jeder als in der wahren Idee von Gott enthalten erkennen und ausüben kann, nämlich diejenige Liebe, durch deren Ausübung er nothwendig inne werden muß, daß das, was Christus lehrt, von Gott sei; daß mithin auch das Wesen der christlichen Kirchengemeinschaft auf dieser Liebe beruhe, die sich im Einzelnen und im Ganzen durch innige Verbrüderung, durch Betrachtung und Behandlung der höchsten Angelegenheiten des Lebens als die der Gesammtheit kundgibt. Daher muß auch die Gemeinsamkeit in der Verwaltung

der kirchlichen Dinge als die Grundfeste der Kirche und als die Grundbedingung ihres Gedeihens, ihres Lebens und ihrer Einrichtungen angesehen werden." —

„Alle Geistesmänner in der Kirche, d. i. alle vom Geiste des Christenthums wirklich durchdrungene und geleitete Männer, haben dies auch stets anerkannt und verkündet; sie haben es als das oberste leitende Gesetz angesehen und laut ausgesprochen: daß aller Segen des kirchlichen Lebens auf dem Geiste lebendiger Gemeinschaft beruhe, daß nur jener ein menschenwürdiges Leben wirken, Zwiespalt und Trennung fern halten, und die Bande der Verbrüderung aller Christen befestigen könne." —

„Gegen diese meine Grundansicht", bemerkt Wessenberg, „sträubt sich natürlich sowohl die Ansicht der fleischlich Gesinnten, für welche nur die Genüsse des sinnlichen Lebens noch einen Werth haben, als die Weisheit jener engherzigen Schulgelehrten, die von einer vermeinten Wissenschaft göttlicher Dinge das Heil der Welt erwarten."

Von solchen Ideen, die so ziemlich der Ausdruck der eigenen Entwicklungsgeschichte unseres edlen Verfassers sind, geleitet, ist dieser zunächst im ersten Bande seines Werkes bestrebt, das Wesen des Christenthums in seiner allgemein giltigen Form, oder was ihm gleichbedeutend ist, in der Form des reinen Katholicismus darzustellen, um dann aus der geschichtlichen Entwicklung an Thatsachen nachzuweisen, welche Kämpfe dieses Wesen seiner Natur nach mit den ihm feindseligen Elementen in der Menschheit, mit menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, Herrsch- und Habsucht, Geistesbeschränktheit und Vorurtheilen, zu bestehen hatte. In anschaulicher Darstellung führt er uns die innere Organisation der Kirche in ihren schönsten Zeiten vor; er weist nach, daß die Gemeinsamkeit in der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten von Urbeginn an nach dem Geiste des Evangeliums, nach der Vorschrift und dem Beispiel der Apostel und der ältesten Lehrer der

Kirche allgemein zur Uebung gedieh; daß Presbyterien, Synoden und Concilien dergestalt die Schlagadern des kirchlichen Lebens wurden, daß die Kraft und Wirksamkeit der kirchlichen Anordnungen hauptsächlich auf dem Ansehen dieser Versammlungen beruhte. Meisterhaft zeigt Wessenberg, wie diese Institute mit der Ausbildung eines streng hierarchischen Priesterstandes entarteten, und allmälig, weil dem belebenden Geiste der Gemeinschaft und damit einem heilsamen Correctiv entzogen, zu eitlem Scheinwesen oder zu bloßen Mitteln hierarchischer Herrschaft herabsanken. Es ist eine ergreifende Wahrheit der Kirchengeschichte, daß die Kirche in dem Grade von Entartung zu Entartung sank, je mehr man auf jenen Abwegen fortschritt, folglich je ausschließlicher die Kirche eine Domäne einer durch ungemessene Reichthümer und äußern Glanz, durch Stolz und Ehrsucht mehr und mehr verweltlichten hierarchischen Priesterschaft wurde.

Den höchsten Gipfel erreichte diese Verweltlichung des geistigen Reiches Christi dadurch, daß zuletzt — mit Beschränkung oder Vernichtung der bestandenen Mittelgewalten — das gesammte Kirchenregiment in der Person des obersten Hierarchen, in den Händen des Bischofs von Rom, centralisirt wurde. Scharf aber wahr werden die Ursachen hiervon historisch erörtert und und gezeigt, welche unwürdige Mittel Rom anwandte, wie es selbst Urkunden verfälschte, falsche als ächt behandelte u. s. w., um sich seit dem 8. Jahrhundert in seiner Usurpation zu behaupten und diese der unwissenden Zeit als legitim hinzustellen. Aber unser christlicher Historiker läßt sich von dem Glanze und der Macht dieser weltlich-geistlichen Universalmonarchie des Papstthums und von dem Herrschertalente vieler seiner Träger nicht blenden, wie Manche in unseren Tagen. Er kennt in Sachen der Kirche Christi nur einen gerechtfertigten und unveränderlichen Maßstab, den das Evangelium an die Hand gibt: sein Urtheil über die Gregore und Innocenze fällt darum auch

anders aus, als das, was unsere historischen Romantiker, wie Raumer, oder gar die modernen Sophisten der Geschichtschreibung, ein Hurter und Consorten, uns aufreden wollen.

Nach dieser einleitenden Vorgeschichte erzählt Wessenberg im zweiten Band, wie der gute Geist in der Kirche, der nie in ihr ganz verstummt war, sondern auch während der dunkelsten Zeiten vor und nach dem hl. Bernard von Clairvaux in einer Anzahl muthiger, von christlichem Bewußtsein getragener Männer laut seine Stimme gegen das Verderbniß der Kirche und deren Urheber erhoben hatte, endlich auf den großen Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts seinen allgemeinen Ausdruck fand. Es lag keineswegs im Plane des Verfassers, eine vollständige chronologisch geordnete Darstellung aller Verhandlungen dieser Concilien und der damit in Verbindung stehenden Ereignisse zu geben. Ihn leitet ein höherer dem Leben zugewandter Gesichtspunkt. Eingehend und mit großer historischer Genauigkeit verzeichnet er Alles, was sich auf die Verbesserung der Kirche und des religiösen Lebens bezieht. Meisterhaft werden die Umtriebe und Ränke der römischen Politik geschildert, womit diese alle Reformationsversuche der gesetzlichen Vertreter der Kirche anfangs zu lähmen, dann durch Abschluß sogenannter Concordate — dieser bequemen Mittel der römischen Curie, ihre hierarchischen Interessen mit den weltlichen kurzsichtiger oder despotischer Regierungen zusammen zu kitten — gänzlich zu vereiteln.

Unter solchen Umständen konnte das Strafgericht Gottes nicht lange ausbleiben, das im Anfang des 16. Jahrhunderts fast halb Europa von der Kirche, d. i. von der Herrschaft der römischen Hierarchie, abriß. Je mehr das innere Fäulniß der Kirche und ihr äußeres Verderbniß in den Händen frivoler, zum Theil ganz gottloser und alles christlichen Sinnes barer Päpste, wie Innocenz VIII., Alexander VI. (Borgia), Julius II., gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zunahmen, desto kräftiger

und allgemeiner wuchs die Opposition, zumal unter den germanischen Nationen, deren edlere und sittlich-gesunde Natur solche Verwüstung der Kirche Christi in die Länge nicht ertrug, sondern endlich zu dem natürlichen Rechte der Selbsthilfe fortgedrängt wurde, nachdem alle gesetzlichen Mittel, eine wirksame Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen, an dem verkehrten Willen der Einen und der kurzsichtigen Schwäche der Anderen zum Scheitern gekommen waren.

Mit steigender Theilnahme schildert Wessenberg im dritten Band diese welthistorische Bewegung im Anfang des 16. Jahrhunderts, das Wiedererwachen des Bedürfnisses einer kirchlichen Grundreform, und Luthers Auftreten mit der durch die öffentliche Meinung mächtig unterstützten Forderung einer solchen. Mit der Unparteilichkeit, die dem Historiker ziemt, weist er nach, daß die Ursachen, die zu einer Spaltung der Kirche statt zu ihrer Reform führten, weniger in dem Charakter Luthers und seiner Freunde, die ja meist mit fast kindlicher Pietät an der kirchlichen Gemeinschaft hingen, gegründet waren, als weit mehr in den Mißgriffen ihrer Gegner und in Roms hartnäckiger und hochmüthiger Verschlossenheit gegen jede wirkliche Reform.

Es ist bezeichnend für den ächt christlichen wie für den deutsch-patriotischen Standpunkt, den Wessenberg überall einnimmt, daß er die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts als die durch die Lage der Dinge nothwendig gewordene, aber wie er zu Gott hofft, doch nur vorübergehende Scheidung der christlichen Kirche in eine rechte und linke Seite angesehen, und den historischen Protestantismus als die gerechtfertigte, wenn auch zu weit gegangene Opposition in der Kirche aufgefaßt wissen will. In der That liegt in dieser ächt historischen Auffassung des folgenreichen Ereignisses der Schlüssel zum rechten Verständniß und zur humanen Würdigung der beiden großen Kirchenparteien und ihrer weitern bisherigen

Entwicklung, deren Einseitigkeiten und Mängel, je mehr sie an den Tag treten, nur gegen sie selbst zeugen, und auf ein Grundgebrechen in ihrem Innern hinweisen. —

Der nächste wenig erfreuliche Beleg hiezu ist das Concilium von Trient selbst, dessen Geschichte fast die Hälfte des Werkes einnimmt. Durch die Kirchentrennung der geistigen Bewegung entfremdet, ja gegen diese feindlich gestimmt, zeigte sich das Concil, statt die belebenden Institutionen der alten freien Kirchenverfassung herzustellen, wesentlich stationär, nur auf Befestigung des Hergebrachten bedacht. In Bezug auf das Grundübel, die päpstliche Allgewalt in der Kirche, ließ die servile Mehrheit der Prälaten sogar auf eine Bahn der schlimmsten Reaktion — entgegen den Beschlüssen der konstanzer und basler Versammlungen — sich fortdrängen. Was bisher eigentlich nur factisch und mißbräuchlich bestand, wollte diese Synode gleichsam legitim machen, indem sie die verderbliche Centralisation der gesammten Kirchenregierung in den Händen der römischen Bischöfe nicht nur bestehen ließ, sondern gleichsam als ein gottgesetztes Recht derselben, und folglich als Canon alles kirchlichen Heils erklärte. —

Es klingt daher wie eine bittere Ironie auf die Thätigkeit dieser zu Trient versammelten Väter der Kirche, wenn Papst Pius IV. selbst im Schooße seiner Cardinäle erklärte: „Jene hätten sich in der Reform des römischen Stuhles solcher Mäßigung und Nachsicht bedient, daß diese Reform, wenn er sie selbst vorzunehmen beliebte, gewiß weit strenger ausgefallen wäre!“ —

In Wirklichkeit war dieser trienter Kirchenrath nach seiner Zusammensetzung und der Stellung, die er zur Aufgabe der Zeit, deren Anforderungen und Bedürfnisse, einnahm, nichts Anderes, als was man in neuesten Tagen wieder zur Förderung hierarchischer Interessen in Scene zu setzen Willens ist, nämlich eine Art päpstlicher Hofsynode, deren Mitglieder der

römische Stuhl ernennt und auswählt, und denen der geistliche Oberherr seine Willensmeinung und seine Dictate zur Gutheißung oder vielmehr zur Registrirung, wie weiland bourbonische Könige ihren Parlamenten, zugehen läßt. —

Selbst einer der hervorragendsten Prälaten, zugleich einer der wenigen Selbstständigen Männer auf dem Concil, der Cardinal von Lothringen, sah sich Namens der französischen Geistlichkeit hinsichtlich der Erfolglosigkeit der trienter Reformation zu der Erklärung veranlaßt: „Er betrachte die geschehenen Verbesserungen nicht als vollständig; sie seien nur eine leichte Reinigung, in der er bloß einen Anfang, nur eine Leiter erkenne, um zu einer gründlichern aufzusteigen, die insbesondere durch Herstellung der alten Kirchenordnung, wie sie zur Zeit der vier ersten Concilien gewesen, zu bewirken wäre."

Dieses Urtheil des französischen Kirchenprälaten über das, was die trienter Synode verfehlt hat, stimmt im Wesentlichen mit dem Resultat des Wessenberg'schen Geschichtswerkes zusammen. Als Endergebniß legt dies Werk, das ein bleibendes Denkmal der gründlichen Gelehrsamkeit, der besonnenen Mäßigung und unbestechlichen Wahrheitsliebe seines Verfassers sein wird, Allen, die verstehen wollen, an's Herz: Es gibt für die Kirche, wenn sie nicht durch Erstarrung, innere Auflösung und äußere Isolirung mehr und mehr ihr hohes Ziel verfehlen soll, kein anderes Heil als Rückkehr auf die verlassenen Bahnen des Evangeliums und zu dem Geiste der apostolischen Zeit und deren Einrichtungen. —

Mit Recht erblickt Wessenberg den eigentlichen Werth aller Geschichte darin: „uns genaue Auskunft über die wahre Verknüpfung zwischen Ursachen und Wirkungen in den Begebenheiten der Vorzeit zu ertheilen, damit wir in den Stand gesetzt werden, unsere gegenwärtigen Zustände richtig zu beurtheilen und demgemäß das zu thun, was die Wohlfahrt der Gesellschaft fordert, und zu meiden oder zu beseitigen, was ihr

hinderlich ist." Diese hohe sittliche Aufgabe der Geschichtschreibung hat Wessenberg in seiner Arbeit in würdigster Weise gelöst.

Nirgends hat das römisch=curialistische System eine so gründliche und zernichtende Widerlegung gefunden, nirgends ist es auf dem sichern Boden der Thatsachen nach seiner ganzen Blöße, in seiner innern und äußern Unwahrheit und in seinen gemeinschädlichen Wirkungen, für jeden gesunden Sinn so eindringlich und überzeugend aufgedeckt worden, als in diesem Werke Wessenbergs. Der Ultramontanismus wird in allen seinen historischen Voraussetzungen zernichtet. Schritt für Schritt weist der Verfasser die Haltlosigkeit der durch nichts gerechtfertigten ultramontanen Behauptungen nach, und läßt uns das luftige Nebelbild schauen, in dessen Täuschungen die Partei sich und so viele Unerfahrene einwiegt.

Doch nirgends trübt, so nahe auch die Verleitung lag, der Ungeist bitterer Polemik die ruhige, in ächt historischer Objectivität fortschreitende Darstellung des Verfassers. Selbst wo er kühn die Fackel der Wahrheit in die dunkeln und krummen Verstecke des pfäffischen Pharisäismus trägt, um diesen in seiner ganzen Blöße und Widerlichkeit zu enthüllen, bewahrt er jene schöne Mäßigung, welche das ächte Zeichen humaner Bildung ist. Ueberhaupt liegt die Aufgabe des Verfassers höher, als der polemische Gesichtspunkt gewöhnlicher, zumal kirchlicher, Parteiscribenten gestattet.

Denn es ist die christliche Wahrheit, nicht das kirchliche Parteiinteresse, was in diesem Werke den lichten Hintergrund des oft so dunkeln kirchenhistorischen Gemäldes bildet, und wie der goldene Faden durch das Buch hinzieht, an dem der Leser in dem Labyrinthe menschlicher Meinungen, Leidenschaften und Bestrebungen sich orientiren, und den richtigen Maßstab gewinnen kann, um Göttliches und Menschliches, Gesundes und Ungesundes in der Entwicklung der Kirche zu unterscheiden.

An solchen Licht- und Schattenseiten versteht der vom christlichen Geist durchdrungene Verfasser mit ebenso viel Ernst als Milde des Urtheils den Gegensatz des Evangeliums zu dem Werke der Menschen Jedem, der sehen will, gleichsam handgreiflich hinzustellen, und dadurch empfängliche Gemüther zu einer reinen und ungetrübten Auffassung der Christusreligion selbst hinzuleiten. Eben darin erkennen wir einen Hauptvorzug dieses Werkes, daß es nicht bloß den Verstand über die christliche Wahrheit aufklärt, sondern auch das Herz dafür gewinnt und erwärmt.

Ein Werk von solcher Bedeutung konnte nicht verfehlen, bei seinem Erscheinen großes Aufsehen, Beifall und Widerspruch zu erregen. Ultramontaner Seits hat man seine Tragweite am wenigsten verkannt. Anfangs versuchte die Partei in ihren Blättern untergeordnete Nebensachen und einzelne Versehen der Schrift zu bekritteln. Aber in Verlegenheit gebracht und bald ihre Unmacht fühlend, gegen die zernichtende Wucht der gegen das herrschende System gerichteten Thatsachen aufzukommen, griffen die klugen Führer zu einem bei der strengen Organisation der Partei oft bewährten Manöver. Es erging die Ordre, durch Ignoriren dem Wessenberg'schen Buch Abbruch zu thun.

Die unbefangene Kritik, welche der wissenschaftlichen Wahrheit die Ehre gibt, hat das Werk einstimmig für „die bedeutendste historische Leistung" innerhalb der katholischen Kirche in neuerer Zeit erklärt, und hat ihm zugleich den „segensreichsten Einfluß" auf die künftige Gestaltung der Kirche prognosticirt.

Wessenberg selbst spricht sich in richtiger Würdigung der Menschen und Dinge unserer Zeit über sein Buch und dessen Schicksal so aus: „Ich fühlte sehr wohl die Schwierigkeiten meines Unternehmens und war darauf gefaßt, auf eine nur sehr beschränkte [Anerkennung zu meinen Lebzeiten zählen zu dürfen. Denn um der Wahrheit und meinen Ueberzeugungen treu zu bleiben, mußte ich ein solches Maß beobachten, wornach

ich den Einen viel zu Viel, den Andern viel zu Wenig sagen würde. Ich konnte weder Diejenigen befriedigen, welche die Herrschaft Einzelner über die Gesetze stellen und jener die Freiheit Aller aufopfern, noch Diejenigen, welche der Einigkeit und dem Geiste der Gemeinschaft und deren Anforderungen widerstreben, weil sie stets geneigt sind, ihr eigenes Selbst über die gesetzliche Ordnung zu stellen." —

In Wirklichkeit ist das von dem würdigen Verfasser im Aufblick zu Gott unternommene und vollendete Werk nicht als bloße gelehrte Arbeit, sondern als eine reformatorische That zu betrachten, womit einer der Edelsten unseres Volkes die richtige Bahn geebnet und vorgezeichnet hat, die, muthig eingeschlagen, die Kirche von ihren Abwegen zurück- und ihrem hohen Berufe wieder zuführen wird: die Vermittlerin der unschätzbaren geistigen Segnungen der wahren Christusreligion zu sein.

Der kirchlichen Reformpartei insbesondere, welche in der Liebe zur kirchlichen Gemeinschaft und deren Wohlfahrt keiner andern nachzustehen glaubt, hat Wessenberg in seinem Werke ein heiliges Vermächtniß hinterlassen, seine Aufgabe mit muthigem Gottvertrauen fortzuführen, um, so weit ihre Kraft reicht, das kirchliche Leben von zunehmender innerer Fäulniß und äußerem Verderbniß zu befreien. Aber sie wird, wenn sie überhaupt ihre Aufgabe richtig erfaßt, und mit endlichem Erfolg, wenn auch erst in später Zukunft, gekrönt sehen will, den Faden ihres oppositionellen Kampfes gegen blinden Ultramontanismus und pharisäischen Jesuitismus stets an Wessenberg und sein Werk anzuknüpfen haben.

Gleichsam eine Parallele zu diesem historischen Werk bildet ein umfangreiches philosophisches, das Wessenberg noch am späten Abend seines rastlos thätigen Lebens, gleichsam als Gesammtergebniß desselben, unter dem Titel erscheinen ließ:

„Gott und die Welt, oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott" (2 Bde., Heidelberg bei Mohr 1857). Denn wie das erste dem legitimen Verderbniß der Kirche unter den Händen einer Priesterschaft, deren Sinn mehr von der Welt als von dem Evangelium bewegt wird, auf historischem Wege entgegentritt, so ist diese philosophische Arbeit gegen jene einseitige Richtung der philosophischen Spekulation in Deutschland gerichtet, die an sich zwar völlig nichtig und luftig, doch in ihren verderblichen Einflüssen auf das Geistes- und Kulturleben der Nation für die sittliche Kraft unseres Volkes wie der Einzelnen geradezu unheilvoll werden muß.

In beiden Schriften aber ist die Polemik nicht Hauptsache, sondern nur Abwehr des Irrigen und Ungesunden, um der Darstellung des Wahren und Richtigen Platz zu machen, dort des reinen Christenthums, hier einer philosophischen Weltanschauung, welche den gesammten Kreis der Vernunftwahrheiten zu einem wohlbegründeten, lichtvollen Ganzen zusammenzufassen, und deren Uebereinstimmung und Ergänzung mit und durch die Wesenlehren des Christenthums nachzuweisen bestrebt ist.

Als Vorläufer hierzu war schon früher die Schrift erschienen: „Die falsche oder eingebildete Wissenschaft, in Verbindung mit der Wahngläubigkeit, ein Grundhinderniß der Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände in Deutschland" (Stuttgart 1848, bei Paul Neff) [1]. Mit Energie bekämpft Wessenberg die ungerechtfertigte Verwechselung der bloß formalen mit der materialen Erkenntniß, der logischen Wahrheit mit der realen, in welch Einem Fehler alle Verirrungen einer bis an die äußerste Grenze der Verneinung angelangten dialectischen Spekulation in unseren Tagen wurzeln. Die grundlosen Voraussetzungen gewisser philosophischer Systeme, durch dia-

[1]) Die Schrift erschien zuerst als Abhandlung in den „freimüthigen Blättern über Theologie und Kirchenthum" von Pflanz (Stuttgart 1842, 3. Heft) dann in erweiterter selbstständiger Ausgabe.

lectische Entwicklung selbstgeschaffener abstracter Begriffe oder gar aus einer eingebildeten spekulativen Intuition die Wissenschaft zu construiren, kann nur zur „falschen oder eingebildeten" Wissenschaft führen, zu jenen Phantasiegebilden, an denen die deutsche Philosophie keinen Mangel hat. Die praktischen Folgen einer solchen Spekulation sind gleich verderblich, nämlich: je nachdem jenes Etwas, was wir Gesinnung nennen, und das bei den meisten Menschen weniger durch den eigenen als durch den Geist der Zeit bestimmt wird, in der Tiefe der Seele die Fäden spinnt, woraus der Verstand sein künstliches und luftiges Gewebe bildet, bei den Einen ungescheute Verneinung Alles dessen, was bisher den Menschen heilig war, oder aber jene Wahngläubigkeit, die selbst das Unvernünftigste noch probabel findet. Denn der Sophist und Kapuziner sind sich innerlich geistesverwandt, und wechseln bekanntlich mit dem Kleide oft auch ihre Rollen, gleichwie der Libertin in den Frömmler, und dieser in jenen überzugehen pflegt. —

Wer an keine heilige objective Wahrheit, dem Menschengeist erkennbar aber nicht abhängig von diesem, glaubt, der wird auf jeder Bildungsstufe ein Pilatus, und mit der Frage: Was ist Wahrheit? nur zu verstehen geben, daß er an keine glaubt. „Dies", bemerkt Wessenberg mit Recht, „ist der eigentliche Unglaube, in welchem Alles das auf- und untergeht, worauf das Bewußtsein der Würde des Menschen und seiner Bestimmung beruht."

Je mehr unser deutsches Geistesleben in Folge unserer einseitigen Schulbildung an solch innerer Krankheit siegte, zum Theil bis heute noch, und je eifriger die Verirrung von Männern gehegt wurde, die kein gewöhnliches Maß geistiger Befähigung und schriftstellerischer Production besaßen, um so geeigneter erschien es Wessenberg, mit einem kräftigen Wort auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, „von den Irrgängen einer luftigen Spekulation auf die Bahn der Beobachtung und der besonnenen Forschung der wirklichen Thatsachen, welche die Grundlage eines

menschenwürdigen Lebens bilden, einzulenken". Denn wie die Wissenschaft der Natur durch Beobachtung und Induction groß geworden, so könne auch eine ächte Wissenschaft des Geistes, die wahre Philosophie, nur auf dem sichern Boden der innern und äußern Erfahrung gewonnen werden.

Wessenbergs Vorgehen gegen die „falsche Philosophie" hat je nach dem verschiedenen Standpunkt der Menschen eine sehr verschiedene Beurtheilung gefunden. Während ihn die Einen der Feindschaft gegen die Philosophie und der Verläugnung der Vernunft und ihrer Autonomie beschuldigten, schalten ihn Andere einen „Rationalisten", der in Dingen, wo die Autorität der Kirche, d. i. der Theologen, allein berechtigt sei, die der menschlichen Vernunft zu setzen sich vermesse. — Indeß die Urtheile sachkundiger Männer sprachen sich mit vieler Anerkennung aus; auch ist seitdem die Grundansicht des Buchs, einige Einseitigkeiten, die der Zeit angehören, abgerechnet, durch den Fortschritt der deutschen Geistesbildung in Gediegenheit, in Ernst und Strenge des wissenschaftlichen Denkens und des praktischen Ringens, hinlänglich gerechtfertigt.

Nach dieser Vorarbeit beschäftigte sich Wessenberg mit der Ausführung des bereits 1845 begonnenen Werkes: „Gott und die Welt", worin er sich die Aufgabe setzte: „das wahre Verhältniß zwischen der geistigen sittlichen und der materiellen physischen Welt und den Zusammenhang zu erforschen und darzustellen, in welchem die beiden Welten miteinander und alle Dinge in jeder derselben sich befinden."

Wir begegnen hier dem Versuch eines philosophischen Kosmos. „Unlängst", schreibt der würdige Verfasser, „hat der tiefsinnige und umfassende Forschergeist Alexanders v. Humboldt in seinem Kosmos den Bestand und Zusammenhang aller Dinge in der ganzen materiellen Welt, so weit die wissenschaftlichen Bestrebungen sie bisher aufgedeckt haben, vor uns aufgerollt. Gewiß ist es ebenfalls der Mühe werth, die Auf-

stellung eines ähnlichen Bildes der geistigen und sittlichen Welt zu versuchen. Auch ein noch ungenügender Versuch dürfte schon deswegen der Beachtung nicht unwerth sein, weil er einen vollkommnern veranlassen kann."

Wessenberg war es hier keineswegs um ein neues System zu thun. Er steht nach seinen spekulativen Prinzipien wesentlich auf Kantischen Grund und Boden. Aber seine Art und Weise, die Dinge denkend zu erfassen, d. i. zu philosophiren, ist die des gesunden Menschenverstandes (des common sense). Er geht überall von thatsächlichen Vorlagen und Erscheinungen des Lebens aus, und verliert bei seinen wissenschaftlichen Entwicklungen keinen Augenblick die positiven Realitäten. Ihm erscheint alle Forschung eitel und unfruchtbar, wenn sie nicht von bestimmt und klar erkannten Thatsachen ausgeht, diese richtig zu deuten, und die hieraus mit Nothwendigkeit sich ergebenden Schlußfolgerungen zu ziehen versteht.

In der That hat der Verfasser Denen, „welchen die unvergängliche Wahrheit über Alles werth ist, und die es daher für heilige Pflicht ansehen, über sich selber und über Alles, was ihnen im Leben vorkommt, nachzudenken, um durch dieses Nachdenken in der Wahrheit begründeter und eben dadurch weiser und besser zu werden", einen höchst schätzbaren Leitfaden hierzu in die Hand gegeben. Er trägt zwar hie und da Spuren des Alters an sich; die Erörterungen gehen bisweilen mehr in die Breite als in die Tiefe; aber stets sind sie klar, anregend und belehrend.

Ueber sein Verhältniß zu dem Werke drückt sich unser Verfasser in einem Schreiben (Ende 1855) in seiner liebenswürdigen Weise also aus: „Mit den herzlichen Glückwünschen zum neuen Jahr verbinde ich diesmal als Neujahrsgabe anstatt einer poetischen Blüthe, die an einem alten Stamme nur schwer noch sich entfaltet, ein prosaisches Werk. Sie werden sich, lieber Freund! vielleicht wundern, daß ich in meinem Alter, welches

das 82. Lebensjahr bereits überschritten hat, es wage, mit einem umfassenden Werke, das die wichtigsten Lebensfragen der Menschheit berührt, vor das Publikum zu treten. Es ist aber dieses Werk das Endergebniß aller meiner Studien, Forschungen und Beobachtungen. Ich möchte es gleichsam als mein geistiges, sittlich-religiöses Testament angesehen wissen. Es macht keinen Anspruch, weder ein philosophisches noch theologisches neues System aufzustellen, sondern soll bloß der Versuch eines Mannes sein, der die Wahrheit über Alles liebt, den unheilvollen Verirrungen unserer Zeit, in welche sie durch die Wahnvorstellungen eines materialistischen Unglaubens und vernunftblinden Aberglaubens mehr und mehr zu verfallen droht, nicht durch dialectisch-spekutive Erörterungen, sondern auf dem sichern Boden der Thatsachen so verständlich und gemeinfaßlich als möglich entgegenzutreten. Möge das Buch mit eben dem guten Willen, mit dem es von mir geschrieben ist, aufgenommen werden, und rüstigere Kräfte zu einem neuen und vollkommenern Versuch veranlassen! Ich vertraue mein Buch der Obhut Gottes, unter dessen Segen die darin enthaltene Aussaat, wenn nicht für die nächste Zeit, doch wohl allmälig in künftigen Tagen gute Früchte tragen kann....

In der That konnte Wessenberg seine schriftstellerische Laufbahn nicht würdiger abschließen, als mit der Veröffentlichung dieses Werkes, das gleichsam das Centrum bildet, in welchem alle seine literarische Leistungen zusammenlaufen. Ueberblicken wir diesen Kreis nach allen seinen Radien, so tritt uns überall ein Leben und Wirken entgegen, deren Ausgangs- und Zielpunkte auf sittliche und geistige Befreiung und Veredlung seiner Mitmenschen durch die innere heilige Macht der Wahrheit und Liebe gerichtet sind. Auch in dieser Beziehung war Wessenberg ein Mann wie aus einem Guß. Seine Schriftstellerei war er selbst, und kann daher auch nur im Zusammenhang mit seinem Leben und Streben gerecht gewürdigt werden.

„Ueberblicke ich", schrieb der würdige Greis am Abend seines Lebens, „den Umkreis meiner literarischen Leistungen, so nehme ich selbst für dieselben nur das Verdienst in Anspruch, daß sie mit meinem Leben in völliger Uebereinstimmung stehen, und meinen Zweck: Liebe zur Wahrheit, Tugend und Freiheit zu verbreiten, zu fördern geeignet sind. Ob sie nachhaltig wirken werden, stelle ich vertrauensvoll der göttlichen Leitung aller Dinge anheim. Mich beruhigt das Bewußtsein, mich von der elenden Sucht zu glänzen frei erhalten, und das Talent, das mir Gott zugetheilt, nie durch Leichtsinn oder feige Wahrheitsscheu und sophistische Wohldienerei nach irgend einer Seite hin entweiht zu haben. Sie sind Ein Stück mit meinem Leben. Als solche, wünsche ich, daß man sie würdigen möge."

Wir schließen unsere Mittheilungen über Wessenbergs literarische Thätigkeit mit einem Worte unseres Dichters, das wir in die Wagschale seiner Kritiker legen wollen:

Nach Vollendung sei stets dein Streben in Allem gerichtet!
Bleibst du auch hinter dem Ziel, stets doch erfrischt es dein Herz.

Anmerk. Wessenberg hat eine ziemliche Anzahl von Manuscripten, kleinere und größere schriftliche Arbeiten aus verschiedenen Perioden seines Lebens, hinterlassen. Mit der Sichtigung und Prüfung derselben ist nach dem Willen des Verstorbenen eine Commission beschäftigt, an deren Spitze Geh. Rath Prof. Mittermaier steht, und bei der Kirchenrath Prof. Rothe, Domcapitular Haitz und Schreiber dieses betheiligt sind. Sie werden nicht der jetzt herrschenden Unsitte folgen, Alles was ein ausgezeichneter Mann je geschrieben hat, ohne Weiteres der Publicität zu überliefern, was ohne Nachtheil, insbesondere aber im Interesse der Verstorbenen selbst, besser unterblieben wäre. — Nur wirklich Gediegenes und was die gute Sache Wessenbergs weiter zu fördern geeignet ist, soll durch den Druck veröffentlicht werden.

Fünftes Kapitel.

Stillleben in Konstanz. Kunstliebhaberei. — Reisen.

Seit seinem Rücktritt vom Amte (1827) lebte Wessenberg in stiller Zurückgezogenheit zu Konstanz, nicht in lässiger Ruhe, sondern rastlos thätig bis zum späten Abend seines Lebens, um mit dem ihm anvertrauten Pfunde als ein treuer Arbeiter seines Herrn zum Wohle seiner Mitmenschen zu wuchern, und das begonnene Werk der Reform literarisch weiter zu führen. Die Vielseitigkeit und den Reichthum seiner schriftstellerischen Arbeiten haben wir in den vorhergehenden Abschnitten im Einzelnen nachgewiesen. Wir werden einem Stillleben, das keineswegs gewillt war, in ruhiger Beschaulichkeit oder in gemüthlichem Genuß des kurzen Daseins zu verlaufen, sondern zu dem männlichen Entschluß sich erhoben hatte, in unausgesetzt rüstiger Geistesarbeit anregend auf die Zeitgenossen, oder besser — vorbereitend für die Zukunft zu wirken, unsere volle Achtung gern aussprechen.

Uebrigens bildete die schriftstellerische Thätigkeit des Mannes nur die eine Seite dieses reichen Stilllebens. Sein ausgebreiteter und lebhafter brieflicher Verkehr mit einem großen Kreis von Freunden, mit so vielen hervorragenden Zeitgenossen in und außerhalb Deutschland, mit Männern der Wissenschaft, Kunst und des praktischen Staatslebens, sind nicht minder bedeutsam und bezeichnend für die rührige und umfangreiche Theilnahme an Allem was die Zeit geistig bewegte, die dieser Mann in seiner Weltabgeschiedenheit von seiner konstanzer Clause aus bethätigt hat. Fast täglich gelangten an ihn Anfragen von Privaten, häufig von Corporationen und selbst von Regierungen, über bedeutendere Vorkommnisse des geistigen, namentlich des

kirchlichen Lebens, worauf er alsbald eingehend zu antworten pflegte. Bei wichtigen Prinzipienfragen dehnten sich diese brieflichen Antworten gern zu wahren Abhandlungen aus, die den Gegenstand nach allen Seiten gründlich und erschöpfend beleuchteten, dabei vortreffliche praktische Winke zur Anwendung für gegebene Fälle anknüpfend. Schreiber dieses hat früher öfter Anlaß gehabt, diese doppelte Virtuosität des Wessenberg'schen Talents zu bewundern.

Ganze Papierberge des Wessenberg'schen Nachlasses zeugen für den riesigen Umfang einer so unermüdlichen Thätigkeit und unerschöpflichen Arbeitskraft. Nur eine fast wundersame Spannkraft des Geistes und eine seltene Energie des Willens vermochte so Außerordentliches zu leisten, darunter so viel Gediegenes und Vortreffliches auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, deren eines in der Regel eine gute Menschenkraft erschöpft.

Fast gleichgültig gegen die gewöhnlichen Genüsse des Lebens, dabei strenge an eine gewohnte Tagesordnung sich bindend, wußte Wessenberg die ausreichende Kraft und Zeit für seine vielfachen und unausgesetzten Arbeiten zu gewinnen. Bis in's hohe Greisenalter stand er im Sommer und Winter Morgens sechs Uhr auf, und begann, nachdem er die Seele durch Lesung eines Abschnitts der hl. Schrift zum Tageswerk gestärkt, was nie unterlassen ward, zuerst die nöthigen Korrespondenzen zu besorgen und Briefe zu schreiben, darunter fast täglich, wenn auch nur einige Zeilen, an eines der Geschwister, besonders an den ältern Bruder und die geliebte Schwester. Denn das liebevolle und liebebedürftige Herz des Mannes verlangte durch solchen Verkehr nach jener Befriedigung, die ihm seine vereinsamte Stellung sonst nicht gewähren konnte. — Nach 9 Uhr machte er sich an seine Studien und literarischen Arbeiten, die bis gegen 2 Uhr fortgesetzt wurden. Nach einem einfachen Mittagsmahl — für ihn regelmäßig in einer kräftigen Fleischsuppe,

gekochtem Obst mit gebratenem Fleisch, besonders Wildbraten, seinem Lieblingsgericht, einem Glas Bordeaux und einem halben Schoppen alten Seewein bestehend — wurden die Tagesblätter überschaut, und darauf fast bei jeder Witterung ein Gang in's Freie unternommen. Abends 5 Uhr trank er eine Tasse Kaffee oder Thee, worauf er, wenn keine Besuche da waren, seine Arbeiten wieder aufnahm und bis nach 8 Uhr fortsetzte. In den spätern Stunden ließ er sich gewöhnlich vorlesen, am liebsten aus Reisebeschreibungen; um 10 Uhr war er in der Regel zu Bette.

Gern und oft sah er an seinem gastlichen Tisch, der dann reichlicher aber nie üppig besetzt war, oder Abends beim Thee einige Freunde um sich, wobei dann die ganze gewinnende Liebenswürdigkeit des Mannes, seine heitere Laune, seine belehrende mit attischem Witz gepaarte Unterhaltungsgabe frei und zwanglos sich offenbarten.

Eine so einfache und streng eingehaltene Lebensordnung erhielt Wessenbergs Arbeitskraft bis in's höchste Greisenalter rüstig, und verdoppelte ihm die kurze Zeit des Lebens. Auch hat selten seit den reiferen Mannesjahren ernsteres Unwohlsein oder Erkrankung den mehr zart als stark gebauten Körper des Mannes beschlichen. Eine verständig geregelte Lebensweise, unterstützt durch eine heitere Grundstimmung der Seele und eine ungemeine Willenskraft, hat den regelmäßigen Gang dieses Lebens gegen störende Einwirkungen lange bewahrt und bis zu einem höchsten Ziel menschlichen Daseins geführt.

Zweierlei erheiterte oder unterbrach regelmäßig auf einige Zeit dieses geschäftige Stillleben am See von Konstanz, und verlieh ihm geistige Erfrischung und leibliche Erholung: Liebhaberei für schöne Kunst und alljährlich unternommene größere Reisen.

Glücklich der Mann, dessen Leben in anhaltender ernster Geistesarbeit verläuft, wenn ihm Sinn und Verständniß für die Kunst nicht abgehen; noch glücklicher, wem Mittel und Gelegenheit zu Gebote stehen, um seinen Theil zu haben an den reinsten und schönsten Genüssen, die des Menschen Herz über die Prosa und die Täuschungen des irdischen Daseins erheben und erquicken.

Wessenberg gehört zu solchen Glücklichen in hohem Grad. Wir haben bereits erzählt (S. 44 ff.), wo und durch wen bei ihm zunächst Liebe und Geschmack für die Erzeugnisse der bildenden Kunst geweckt und genährt wurden. Doch war erst die Reise nach Rom im Jahr 1817 auch in dieser Beziehung für die fernere Entwicklung und Richtung seines Lebens entscheidend. Nach Außen später ganz unabhängig und über hinreichende Mittel gebietend, war er in der glücklichen Lage, seine „Kunstliebhaberei", wie er das nannte, in bester Weise zu pflegen, und fruchtbringend für ihn und Andere zu machen. Fünfmal wurde die schöne italische Halbinsel nach allen Richtungen durchstreift, wobei er abwechselnd an einem der Hauptsitze der Kunst, zu Florenz, Rom, Neapel und Venedig, behufs kunsthistorischer Studien einen längern Aufenthalt machte. Ebenso wurden alle bedeutenderen Kunstsammlungen in Deutschland, Belgien und Frankreich wiederholt besucht und emsig durchstudirt. Auf solche Weise erwarb Wessenberg jenen feinen Sinn für die Kunst, geschärft und getragen von umfassenden kunsthistorischen Kenntnissen, weßhalb Meister des Faches ihn gern aufsuchten, und den er selbst in seinem Werke: „Die christlichen Bilder" in allgemein belehrender Weise kund gegeben hat.

Er selbst bevölkerte nach und nach seine einsame Wohnung zu Konstanz mit werthvollen Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen, in deren Gesellschaft, wie er scherzend dem besuchenden Freund bemerkte, er sich täglich sein Prämium hole, wenn er sein Schulpensum brav gemacht. — Bis dahin war

die Kunst in Konstanz ein Fremdling. Wessenberg hatte ihr in seinem Hause eine Stätte eröffnet, und diese für Jedermann zugänglich, und für Empfänglichere durch bereitwilligst ertheilte Winke lehrreich und fruchtbringend gemacht.

Durch solche von Wessenberg gegebene Anregung und Ermuthigung, noch mehr aber — in geeigneten Fällen — durch sein positives Eingreifen und Unterstützen ist die altehrwürdige Constantia, die einst unter den oberdeutschen Städten durch Einwohnerzahl, Umfang des Handels und der Gewerbthätigkeit eine hervorragende Stellung einnahm, in ihren gegenwärtigen bescheidenen Verhältnissen noch die reiche Mutter einer in Deutschland geschätzten Künstler-Schule geworden, deren Mitglieder, wenn auch nicht alle am Brode, doch am edlen Geiste des Altmeisters groß gewachsen sind, und dessen Spuren an sich tragen, wie verschieden auch sonst ihre Richtung im Einzelnen ist. Es ist Wessenbergs schönes Verdienst, daß die Bodenseestadt, wie dessen in unseren Tagen wohl kaum ein zweiter Ort in Deutschland sich rühmen darf, der Ausgang einer Anzahl Künstler geworden ist, die anerkannt zu den tüchtigeren Vertretern deutscher Kunst in der Gegenwart zählen.

Wir nenneu zuerst die ausgezeichnete Künstlerin Marie Ellenrieder, die recht eigentlich Wessenbergs geistige Tochter genannt werden darf. Er hatte zufällig einige Zeichnungen eines jungen konstanzer Bürgermädchens zu Gesicht bekommen, und an ihnen die Spuren eines besondern Kunsttalents bemerkt. Seitdem nahm er sich des Mädchens an, und als er seine Wahrnehmungen durch weitere Versuche mehr und mehr bestätigt fand, rieth er den Eltern, ihre vielversprechende Tochter ganz der Kunst zu widmen. Nur ungern und lediglich auf Wessenbergs immer dringendere Mahnung ward die Zustimmung ertheilt. Die angehende Künstlerin wurde nun nach München verbracht, und auf Wessenbergs Empfehlung in das Haus des Direktors der Akademie, des Prof. Langer, aufgenommen. Von dem

trefflichen Langer bald in ihrem ganzen Werthe erkannt, verlebte Marie Ellenrieder, in dem schönen Familienkreise ihres Lehrers wie eine Tochter gehalten, mehrere Jahre in München, und lieferte immer glänzendere Proben ihres ungemeinen Talents und jener tiefsinnigen fast kindlichen Auffassung der Kunst, wie sie nur einer reinen weiblichen Seele eigen und natürlich ist.

Nach ihrer Rückkehr in's Vaterhaus war ihr Künstlerruf bereits so wohl begründet, daß sie von vielen Seiten her Bestellungen und Aufträge, insbesondere für Kirchen, erhielt. Indessen erachtete es ihr geistiger Vormund für nothwendig, sie dieser Vielbeschäftigung zu entziehen, und auf eine Sendung nach Italien zu bringen, um dort die Weihe der Kunst zu empfangen. Nach seinem Rathe nahm die Künstlerin zuerst in Florenz, dann in Rom einen längern Aufenthalt. „Dort", schreibt Wessenberg, „überließ ich sie ganz ihrem eigenen Kunstgenius, der sie nach längerem Studium der Werke der vorzüglicheren italienischen Meister zu einem eigenthümlichen Styl führte, in welchem sie mit deutscher academischer Korrektheit die liebliche Anmuth der Florentinischen und Peruginisch-Raphaelischen Schule, zu der sich ihre Seele hingezogen fühlte, verschmolz." Die ersten größeren und vorzüglichen Leistungen dieses Styls sind die Altarbilder der Künstlerin in den katholischen Kirchen zu Karlsruhe (die Steinigung des hl. Stephanus) und zu Stuttgart (die Madonna, die das göttliche Kind aus der Himmelsglorie der Erde zuführt).

Bei einem spätern Aufenthalt in Italien verweilte die Künstlerin hauptsächlich in Venedig, wo ihr das Studium der Venetianer, insbesondere Titians, eine höhere Vollendung, namentlich in Bezug auf Harmonie der Farben und die Wirkung des Helldunkels, verlieh. Eine herrliche Probe dieser zweiten Periode ihrer Kunstleistung ist das schöne Bild: Jesus, der die Kinder segnet, im Besitz des Herzogs von Gotha.

Wir haben unserer gefeierten vaterländischen Künstlerin,

der jetzt hervorragendsten Vertreterin einer Kunstdarstellung, die wir nach ihren eigenthümlichen Vorzügen und Einseitigkeiten die berechtigte weibliche Seite der Kunst nennen möchten, hier im Lebensbild des Mannes, der ihr diesen Weg eröffnete und sie darauf leitete, unsere ganze und volle Huldigung, wie gebührt, dargebracht. Die männlichen Genossen des Konstanzer Künstlerkreises, an dessen Spitze Marie Ellenrieder steht und dem sie in ihren Schöpfungen stets als geistige Patronin voranleuchtete, werden es uns nicht mißdeuten, wenn wir ihnen gegenüber auf eine bloß namentliche Anführung uns beschränken müssen, zumal ihre in der Kunstwelt vollklingenden Namen glücklicher Weise unseres Wortes nicht bedürfen. Wir nennen unter Anderen:

Die Brüder Fritz und Joseph Moosbrugger, jener als talentvoller Genremaler, dieser als gemüthlicher Landschaftsler geschätzt; R. Eberle, zwar in dem nahen Meersburg geboren, aber in Konstanz erzogen und durch Wessenberg für die Kunst gewonnen, der größte Meister der Thiermalerei und zugleich durch treue, ächt idyllische Darstellung des Naturlebens in der Landschaft hervorragend; Friedrich Pecht, der als denkender Historienmaler und tüchtiger Zeichner eines wohlbegründeten Rufes sich erfreut, und der auch schriftstellerisch als tüchtiger und kenntnißreicher Kunstkritiker einen Namen von gutem Klang sich erwarb. Insbesondere hat er sich in seinem geschätzten Reisewerke über Italien („Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers") durch den besonnenen Freimuth seiner Anschauungen und Urtheile, namentlich auch auf kirchlichem Gebiet, als einen Solchen erwiesen, der am Wessenberg'schen Geiste seine Seele genährt.

Zwei aus diesem Konstanzer Künstlerkreise, Fritz Moosbrugger, noch in früher Jugend auf einer Kunstreise nach Rußland, und R. Eberle, im vorigen Sommer durch einen Unfall im baierischen Hochgebirg, sind aus dem Leben geschieden.

Dagegen ist ein talentvoller jüngerer Künstler, der Bildhauer Bauer von Konstanz, in ihn eingetreten, und berechtigt durch mehrere seiner Leistungen, an denen Wessenberg seine ganze Freude hatte (namentlich durch die in den Jahren 1855 und 1856 trefflich ausgeführten Statuen der hl. Konrad und Pelagius am Haupteingang des Münsters zu Konstanz), zu den schönsten Erwartungen.

Die Reisen, die Wessenberg zu seiner Erholung, noch mehr aber zu seiner geistigen Erfrischung und Belehrung, alljährlich seit der ihm gegönnten Ruhe während der Sommermonate unternahm, erstreckten sich in den früheren Jahren hauptsächlich nach Italien, Belgien, Holland, dem südlichen Frankreich und nördlichen Spanien. Die Schweiz und das deutsche Vaterland hatte er nach allen Richtungeu durchstreift, und überall „vieler Menschen Städte und Sitten" kennen gelernt.

Bei zunehmendem Alter zog er eine längere Ansiedlung an irgend einem schönen stillen Winkel, meist am Comersee oder in der Schweiz, der Unruhe des Reisens vor. Besonders gern verweilte er in späteren Jahren am Thuner- und Genfersee, namentlich auch um im Verkehr mit seinen „lieben Schweizerfreunden" [1]) das Herz gesund und den Geist frisch gegen die Last und Krankheit des Alters zu erhalten. Sie hatten ihn, den Ausländer, in ihre „schweizerische gemeinnützige Gesellschaft", welche die Besten aus allen Kantonen und Bekenntnissen zu ihren Mitgliedern zählte, aufgenommen. Ein Verein, der die Gegensätze, welche die Angehörigen eines Volkes spalten und gegeneinander kehren, durch die versöhnende

---

[1]) Wir nennen mit Uebergehung der noch Lebenden nur einige edle Heimgegangene: H. Zschokke, Gregor Girard, J. C. Appenzeller, J. J. Füßli, Joh. Casp. Zellweger, Anderwert, Munzinger u. a.

Gemeinschaft der guten That zu überwinden bestrebt ist, entsprach ganz und gar den Ansichten Wessenbergs, und wie wir hinzusetzen dürfen, den heißesten Wünschen seines Herzens, in dem deutschen, in ähnlicher Lage sich befindlichen Vaterland den gleich richtigen und praktischen Weg eingeschlagen zu sehen. Gern nahm er an den Verhandlungen auf den Vereinstagen lebhaften Antheil, und wußte auch durch manches schriftliche Gutachten die menschenfreundlichen und wohlthätigen Zwecke der Gesellschaft zu fördern. Es ist bekannt, wie fruchtbar dieser Verein in der Schweiz für Schul- und Volksbildung, für Armenwesen, Wohlthätigkeits- und gemeinnützige Anstalten aller Art geworden ist, und wie versöhnend er auf die Gemüther, und dadurch zu den Erfolgen der Schweiz mitgewirkt hat, dergleichen Diplomaten und Junker, katholische und protestantische Jesuiten, nimmer sich träumen ließen.

Bei diesen Wanderungen Wessenbergs enthielt stets ein oder der andere mit Büchern gefüllte Koffer die ihm unentbehrlichern Reiseeffekten, um auch in der Fremde die Hilfsmittel zur Fortsetzung seiner Studien nicht zu missen. Ueber seine Beobachtungen auf Reisen hat er zahlreiche, theils ausführlichere, theils scizzenartige Aufzeichnungen hinterlassen, die in passenden Auszügen einer Veröffentlichung würdig sind.

Als eine schätzbare und bleibende Ausbeute von seinen Wanderungen brachte Wessenberg in der Regel eine Anzahl Kisten mit Gemälden, Kupferstichen, die sonst im Handel nicht leicht zu erlangen waren, oder mit seltenen Büchern gefüllt, die er bei Antiquaren aufgestöbert, in die Heimath zurück. Glück und Zufall, vom Blick eines Kenners benützt, hatten namentlich in Italien seine Nachforschungen begünstigt, und ihm eine Reihe werthvoller Gemälde in die Hände geführt, darunter zwei Meisterwerke aus dem Palast Barberini zu Rom, nämlich eine Modestia, die dem Corregio zugeschrieben wird, und ein Christus am Oelberg aus der ältern Bolognesischen Schule.

Auf solche Weise schuf Wessenberg nach und nach in seinem Hause zu Konstanz so reiche literarische und werthvolle artistische Sammlungen an Gemälden und Kupferstichen, dergleichen man selbst in fürstlichem Privatbesitz nicht allzuhäufig antrifft. Jedem war der Genuß oder der Gebrauch dieser Schätze auf's Bereitwilligste gewährt. Selbst während der Abwesenheit ihres Besitzers auf Reisen war dafür gesorgt, daß die Bibliothek und die Kunstsammlungen Anderen zugänglich blieben.

Sechstes Kapitel.

Verschiedene Bekanntschaften. — Beziehungen zur Familie Buonaparte, insbesondere zur Königin Hortense und ihrem Sohne, dem Prinzen Louis Napoleon.

Wie weltabgeschieden und scheinbar einförmig auch Wessenbergs geschäftiges Stillleben in der Konstanzer Klause verlief, so fehlte es dort doch keineswegs an wohlthuendem Wechsel, an jener Würze des Lebens, welche der persönliche Umgang mit lieben und guten Menschen uns gewährt. Wir reden nicht von einem jüngern Kreise Konstanzer Freunde, die mit der Liebe von Söhnen an dem edlen Meister hingen, und in aller Weise seine alternden Tage zu erfreuen bestrebt waren; auch nicht von älteren Freunden, die wie der Fürst Friedrich Otto von Hohenzollern-Hechingen, Graf Reinhard, H. Zschokke, Obmann Füßli und Escher von der Lieth aus Zürich, Rotteck aus Freiburg, sein lieber Fridolin Huber, Pflanz, Jaumann aus Schwaben und so viele andere wackere Männer von nahe und fern regelmäßig auf ein Paar Stunden oder Tage in seinem gastlichen Haus

einzusprechen pflegten. Der Ruf des Mannes hatte auch manche ihm früher nicht näher befreundete hervorragende Persönlichkeiten herbeigeführt, die entweder vorübergehend in Konstanz, oder an einem schönen Punkte des See's zu längerem Aufenthalt sich ansiedelten, um Wessenbergs Umgang aufzusuchen.

Wir nennen hier unter Anderen: Baron Budberg, ein vielgebildeter, welterfahrener Mann, früher russischer Gesandter in Stockholm, der, von dem Grafen Fr. Stadion an Wessenberg empfohlen, mit seiner Familie längere Zeit in Konstanz sich aufhielt. — Fürst von Dietrichstein, der, nachdem er als Krieger und Diplomat im Dienste Oesterreichs sich ausgezeichnet, in der Nähe der Stadt sich niederließ, eine edle Unabhängigkeit allem Andern vorziehend. Der helldenkende und menschenfreundliche Fürst, den keinerlei Standesvorurtheile beengten, zeigte sich überall, wo er weilte, als einen wahren Vater der Armen und Bedürftigen. Beide Männer gewannen sich einander so lieb, daß sie auch nach des Fürsten Rückkehr nach Wien, wo er hochbetagt 1854 von Allen betrauert, von Vielen vermißt, starb, durch brieflichen Verkehr verbunden blieben.

Von Interesse war Wessenberg die Bekanntschaft mit Lord Stanhope und dessen Familie. Er hatte den durch ungemeine Wohlthätigkeit aber auch manche Sonderlichkeiten bekannten Briten auf einer Reise in Karlsruhe gesehen und gesprochen. Nach seiner Rückkehr nach Konstanz fand er den Grafen bereits dort und mit seiner Familie zu einem längern Aufenthalt wohnlich eingerichtet. Wessenbergs Verkehr mit dem kenntnißreichen, vielgebildeten Neffen des großen Pitt war ein sehr lebhafter. Durch ihn lernte er Englands Zustände und Verfassung genau kennen. Stanhope, wiewohl Tory, war doch in mancher Beziehung sehr freisinnig und zeigte insbesondere für Wessenbergs kirchliche Bestrebungen das lebhafteste Interesse. Eine gewisse Vorliebe zum Sonderbaren und Außerordentlichen theilte der Lord mit seiner Schwester, die, nachdem

sie ihres Onkels Haushalt bis zum Tode dieses um England so hochverdienten Staatsmannes geführt, nach dem Orient wanderte, wo die moderne Zenobia unter dem Namen einer „Königin von Palmyra" am Libanon eine so eigenthümliche Rolle spielte.

In Deutschland war Lord Stanhope hauptsächlich durch die wahrhaft väterliche Theilnahme, mit der er sich des unglücklichen Caspar Hauser annahm, bekannt worden. Er hatte den Verlassenen gleichsam adoptirt und in aller Weise für ihn Sorge getragen. Aber Hausers tragisches Ende im Schloßgarten zu Ansbach änderte plötzlich des Grafen bisherige gute Meinung von seinem Schützling. Wie von einer fixen Idee befallen, daß Hauser sich selbst den Tod gegeben, war er nun bemüht, durch einen gewissen Merker in Berlin, den er dafür reichlich belohnte, dieser Ansicht auch im Publikum Eingang zu verschaffen. „Vergebens", sagt Wessenberg, „suchte ich ihm die große Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme einleuchtend zu machen. Es half nichts, auch als ich ihm den Brief mittheilte, den Hauser kurz vor seinem Tode unter Zusendung seines Bildnisses an mich geschrieben hatte, und worin er seine kindlichen Dankgefühle gegen den Grafen und seine volle Zufriedenheit mit seinem Schicksal ausspricht."

Auch später traf Wessenberg mehrmals mit dem edlen Lord in Italien und in der Schweiz zusammen. Zum letztenmal suchte ihn dieser im Herbst 1854 in Konstanz auf, und trat dann, nachdem er einige Tage bei seinem „lieben Reformator der Zukunft", wie er Wessenberg scherzend nannte, verbracht, die Rückkehr nach England an, wo er im folgenden Winter starb.

Eine andere edle Persönlichkeit, der ungarische Graf Georg v. Draskowich, den Wessenberg früher in Wien kennen gelernt, hatte sich in dem nahen Thurgau niedergelassen, wo er das Landgut Schroffen [1]) ankaufte und in einen lieblichen Ruhe-

---

[1]) S. das Gedicht: Der Schroffen. Sämmtl. Ged. Bd. 6, S. 139.

sitz umschuf. Oft lenkte Wessenberg seine Schritte dorthin, um im Genusse einer herrlichen Natur auszuruhen, und die Seele zu erfrischen im traulichen Gespräche mit dem ritterlichen Vater und seiner gleichgesinnten geistreichen Tochter, zwei edlen vielgeprüften Menschen, derer Mitgefühl

„Nichts, was Herzen erfreut, was das Leben beugt und verdüstert“

fremd geblieben. Wessenberg hat beiden bereits Heimgegangenen in den Denkblättern der Freundschaft (Gedichte Bd. 7, S. 280) eine dankbare Erinnerung gewidmet.

Dieß waren die vorzüglicheren Personen, in deren gebildeten Familienkreis unser Konstanzer Klausner abwechselnd gerne eintrat, um von der ernsteren Arbeit auszuruhen, und im angenehmen und anregenden Umgang sich und sein Einsiedlerleben zu erheitern.

Zu ihnen gesellte sich zeitweise ein ihm längst lieb gewordener helldenkender östreichischer Staatsmann, der bekannte Graf Kuvenhüller. Dieser feingebildete und erleuchtete Diplomat hatte als langjähriger östreichischer Botschafter in Rom die Rechte seines Kaisers stets mit Würde und Festigkeit den nimmersatten Ansprüchen der Hierarchie gegenüber geltend gemacht, wie dieß nach seinem Rücktritt zum Nachtheile Oestreichs immer weniger geschah. Auf seine reichen und schönen Landgüter in der Lombardei zurückgezogen, kam er bisweilen über die Alpen herüber, um bei dem Manne einige Tage zu verbringen, dessen Ansichten und Bestrebungen er von Herzen zugethan war. Menschen und Dinge in Rom genau kennend, hatte der Graf mit seiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Zustände im Kirchenstaat schon damals kein Hehl gemacht.

Ein erhöhtes und besonderes Interesse bot Wessenberg der Verkehr mit mehreren Mitgliedern aus der Familie des ersten französischen Kaisers, die nach dem Sturze desselben in

der Nähe von Konstanz sich angesiedelt hatten, oder dort zeitweise ihren Aufenthalt nahmen.

Wessenberg war mit der weiblichen Seite der Familie des ersten Napoleon schon frühe durch Dalberg, den vertrauten Freund der Beauharnais', bekannt worden. Diese Bekanntschaft hatte durch spätern Verkehr allmälig einen freundschaftlichen Charakter erhalten, seit die beiden edlen Glieder jener Familie, das liebenswürdige Geschwisterpaar, der Herzog Eugen von Leuchtenberg (der Vicekönig von Italien) und seine Schwester Hortensia, die ehemalige Königin von Holland, nach dem Falle ihres kaiserlichen Stiefvaters in der Nähe von Konstanz im Kanton Thurgau sich angekauft hatten.

Die Königin Hortense hatte dort ihr herrlich am Untersee gelegenes Landgut Arenenberg (1¼ Stunden von Konstanz entfernt) allmälig ansehnlich erweitert, und durch ihre von dem edlem Geschmack der Besitzerin zeugenden Einrichtungen zu einem wahrhaft fürstlichen Ruhesitz umgeschaffen. Eine gewählte Kunstsammlung und Bibliothek, in der manches Buch mit Randglossen von der Hand der Besitzerin versehen, für die umfassende Geistesbildung dieser seltenen Frau zeugte, erhöhten noch den Reiz dieses lieblichen Aufenthalts. Hier verbrachte die Königin unter dem Namen einer Herzogin von St. Leu alljährlich den Sommer (den Winter verlebte sie in Florenz und Rom), bis in Folge der Ereignisse von 1830 der vielgeprüften Frau auch Italien sich verschloß, und seitdem der Arenenberg ihr bleibender Aufenthalt wurde.

Auch ihr Bruder, der Herzog von Leuchtenberg, verweilte in der Regel einige Wochen im Sommer — (bis zu seinem frühe erfolgten Tode 1824) — in der Nähe des Arenenbergs. Wessenberg hegte eine tiefe Verehrung gegen diesen Prinzen, der in allem Wechsel des Lebens dieselbe edle Mannestugend be-

währt und dadurch selbst bei Feinden Achtung sich erzwungen hatte. Der Fürst und seine ihm auch geistig ebenbürtige Schwester behandelten Wessenberg mit dem Vertrauen eines alten Freundes, hörten gerne seine Ansichten, und auf seinen Rath, wenn Angelegenheiten ihrer Familie, zumal die Erziehung ihrer Kinder zur Sprache kamen.

Es ist Wessenbergs Einfluß zuzuschreiben, daß diese eine vorzugsweise deutsche wurde, und daß zumal der jüngere Sohn der Herzogin, Prinz Louis (der jetzige Kaiser der Franzosen) in deutschen Schulen und durch deutsche Lehrer eine so gründliche Vorbildung erhielt, wie sie selbst einem bestprädicirten deutschen Gymnasiasten zur besondern Auszeichnung gereichen würde. Schreiber dieses, der jahrelang Anlaß hatte, häufig auf dem Arenenberg zu erscheinen und dort auch öfter mit Wessenberg zusammentraf, hat kaum je so fleißig und säuberlich geschriebene deutsche Schulhefte und Präparationen angetroffen, als die des jungen Prinzen Louis. Die Lectüre römischer Klassiker, zumal des Tacitus und Cäsar, Geschichte und insbesondere Mathematik bildeten auch später die anhaltend und emsig betriebenen Studien des an Jahren schon reifern jungen Mannes.

Der ältere Sohn der Herzogin, der bei dem Vater in Florenz lebte, aber bisweilen zum Besuche der Mutter auf den Arenenberg herüberkam, zeichnete sich durch eine sehr gründliche wissenschaftliche Bildung aus. Schreiber dieses besitzt von ihm eine vortreffliche Monographie über Tacitus Agricola, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Zur Charakteristik beider Brüder finden wir in Wessenbergs Aufzeichnungen Folgendes bemerkt: „Der ältere Sohn hat auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht. Durch Gestalt und Physiognomie sehr einnehmend, erschien er in Allem verständig und besonnen, dabei offen und ganz von den edlen Gesinnungen seines Vaters durchdrungen, daß Jeglicher im Staat, er sei hoch oder niedrig geboren, seine Ansprüche dem Gemeinwohl Aller unterordnen müsse. —

Sein jüngerer Bruder schien in seinen Aeußerungen ebenfalls für Volksfreiheit aufrichtig begeistert; aber sein Charakter war weit verschlossener, und konnte die Beherrschung von persönlichem Ehrgeiz nicht ganz verhehlen"...

Ueber die Mutter selbst erzählt Wessenberg: „Der Zauber, den diese Frau durch die seltensten Vorzüge des Geistes und Herzens auf Jeden, der sie kannte, ausübte, war ganz außerordentlich. Ich lernte immer etwas in ihrer Unterhaltung, zumal wenn diese auf Kunst und Literatur beschränkt blieb. Aber wenn sie auch, wie sie gern that, auf das Gebiet der Politik überging und ich hier als guter Deutscher oft den scharfen Gegner machte, schied ich nie von ihr ohne aufrichtige Hochachtung für sie, und ohne innige Theilnahme für ihr Geschick... Auch waren meine Besuche ihr jederzeit willkommen. Im Umgang war sie sehr einfach und zuvorkommend, ungemein theilnehmend und anspruchslos, ohne ihrem Stand etwas zu vergeben. Ihr Gespräch war stets belebt und geistreich. Am liebsten lenkte sie es irgendwie auf Napoleon, dem sie wie eine liebende Tochter zugethan war, und dessen Andenken alle ihre Gefühle und Gedanken zu beherrschen schien." —

Es bot ein eigenes Interesse dar, bei einer solchen Wendung des Gesprächs den deutschen Patrioten und Volksfreund, der in Dingen, die in seiner Seele keinen Widerspruch duldeten, leicht erregt werden konnte, in Opposition mit der Herzogin zu sehen. Einst klagte diese bitter — war doch der harmlosen Frau einige Zeit selbst das Betreten des deutschen Bodens erschwert worden! — über die Undankbarkeit gewisser Fürsten, die doch dem Kaiser das Meiste zu verdanken hätten! — „Ganz richtig, Madame! erwiderte Wessenberg rasch: aber eben hierin liegt beides, die Schuld und die Nemesis, die der Kaiser selbst sich bereitet hat. Denn hätte er der Sache der Völker, wie der Fürsten, sich angenommen und nur halb so viel für jene, wie für diese gethan, seine Geschicke wären sicherlich anders verlau-

fen.“ — Die Herzogin schwieg, freundlich lächelnd, und gab mit der ihr eigenen Gewandtheit dem Gespräche eine andere Wendung. Aber ihr Sohn, Prinz Louis, der aufmerksam zugehört, schien nach dem Ausdruck seiner Mienen die Wahrheit der Bemerkung vollkommen anzuerkennen.

Unvergeßlich ist dem Verfasser folgende charakteristische Scene. Die Herzogin pflegte bei ihrem Morgenempfang an Sonntagen, wo in der Regel eine größere Anzahl Besuchender anwesend war, aus den eben angekommenen Pariser Blättern das neueste Interessante kurz mitzutheilen und zu besprechen. Das Journal des Debats hatte den berühmt gewordenen Artikel von Bertin mit den Schlußworten: **Malheureux roi, malheureux pays!** gebracht. Die Herzogin überflog das Blatt, und las dann jenen Absagebrief, den jetzt auch die ruhigen und besonnenen Leute in Frankreich an die Restauration oder vielmehr gegen die Thorheiten und den blinden Fanatismus einer Faktion, die das älteste Königshaus in Europa zu Grunde richtete, ergehen ließen, mit sichtbar steigender Bewegung ihres Innern vor. Eine prophetische Ahnung schien in ihrer Seele aufzuleuchten, und eine Thräne — wohl sehnsüchtiger Hoffnung — feuchtete das seelenvolle große dunkle Auge dieser edelsten der Napoleoniden.

Bald nachher brach die Julirevolution über Frankreich herein, welche die alte Zeit in ihrem letzten Versuch, sich zu rehabilitiren, für immer abschloß. Mit ihr schien den Bewohnern des Arenenbergs der gesunkene Stern der Napoleoniden — wenn auch vorerst noch tief am Horizont — zu erneutem Glanz aufzugehen. Dieser Glaube, der nie in der Brust der Herzogin erloschen schien, gestaltete sich bei ihr zur festen Zuversicht, und bei ihrem jüngern Sohne zu einer bald all sein Thun beherrschenden fixen Idee, welche die ungemeine Energie seiner Seele anfangs zu waghalsigen Unternehmungen, dann zu einem mehr ruhigen, von Station zu Station klug berechneten Vorwärtsgehen fortdrängte.

Wohl hatte das Mutterherz der Herzogin eine nie heilende Wunde empfangen, als die beiden Söhne gegen ihre dringende Abmahnung an den Aufständen in Italien sich betheiligt, und der ältere, an den so viele schöne Hoffnungen sich knüpften, beim Anrücken östreichischer Truppen zu Forli im Kirchenstaat einen schnellen und unerwarteten Tod — angeblich in Folge einer Brustentzündung — gefunden hatte. Die Mutter gab über diese schmerzliche Episode ihres Lebens später (1834) einen ausführlichen Beschrieb heraus, der jeden Leser mit Rührung und Bewunderung für eine solche Mutter erfüllen muß.

Indessen bildete fortan die Politik den Mittelpunkt alles Lebens und Treibens auf dem Arenenberg, insbesondere bei dem Prinzen Louis Napoleon und seiner neuen Umgebung, die jetzt hauptsächlich aus italienischen und französischen Flüchtlingen bestand.

Wessenberg, dem diese Veränderung und manches Andere im Leben des Prinzen ernstlich mißfiel, konnte sich nicht enthalten, wiederholt seine Bedenken und Besorgnisse auszudrücken und der Mutter den Rath zu ertheilen, dem noch einzigen Sohne einen passenden Zügel anzulegen, damit nicht auch er das Opfer seiner Kühnheiten werde. — Die Folge hiervon war eine beabsichtigte Verheirathung des Prinzen Louis mit seiner Base Mathilde von Montfort. Diese Verbindung entsprach ganz den Wünschen der ängstlich besorgten Mutter, bei der damals diese Nichte längere Zeit zugleich mit ihrem jüngern Bruder (dem jetzigen Prinzen Napoleon) sich aufhielt.

„Anfangs August 1836", erzählt Wessenberg, „erhielt ich von dem Grafen von St. Leu aus Florenz ein Schreiben, worin er mich um Mittheilung meiner Ansicht über dieß Heirathsprojekt ersuchte, und zugleich eine Vollmacht für mich beilegte, um für den Fall des Verlöbnisses ihn, den Vater, dabei zu vertreten."

„Ich erwiederte dem Grafen, daß ich mir von dieser Hei-

rath für seinen Sohn sehr vortheilhafte Erfolge verspräche. Mein Hauptgrund dafür war die gute Erziehung, welche die erkorne Braut von ihrer vortrefflichen Mutter (der Prinzessin Katharine von Württemberg), und nach deren Hintritt von einer Frau von Reding, die damals mit ihr auf dem Arenenberg verweilte, empfangen hatte. Ich meinte, es werde wohl den Herrn Grafen von St. Leu nie gereuen, seine Einwilligung zu dieser Heirath gegeben zu haben."

„In einem zweiten Schreiben vom 21. August gab der Vater seine volle Zustimmung, und ermächtigte mich, die Zusicherung zu geben, daß er seinem Sohne jährlich 6000 Franken werde auszahlen lassen, und seiner auch in seinem letzten Willen gedenken werde. Hiebei wurde jedoch jede Verbindlichkeit wegen eines Wittwengehalts ausdrücklich abgelehnt."

„Ich theilte Alles dieß der Herzogin von St. Leu mit dem Wunsche mit, daß sie nun ihrerseits das Weitere anordnen möge. Aber zu meinem Befremden wurde es bald auf dem Arenenberg über die Sache ganz stille, und ich vernahm auch nachher nicht, woran sie eigentlich rückgängig geworden." (Der Grund ist, daß Prinz Louis Napoleon um diese Zeit, am 30. Oktober 1836, von seinen Anhängern, insbesondere dem Obristen Vaudrey, zu dem verwegenen Zug nach Straßburg sich verleiten ließ, in dessen Folge er nach Amerika verbannt wurde.) —

„Für die liebenswürdige Prinzessin Mathilde", bemerkt Wessenberg, war dieß verhängnißvoll, indem sie später durch ihren Vater zu einer Verbindung mit dem Grafen Demidoff, der in Florenz sich aufhielt, bestimmt wurde. Ich befand mich gerade zufällig in der toskanischen Hauptstadt, als ich dieß vernahm, und habe der Frau von Reding meine Verwunderung und mein Bedauern darüber nicht vorenthalten. Denn der junge Demidoff stand damals in Florenz als Roué in so üblem Ruf, daß ihm der gegen Fremde sonst so rücksichtsvolle Großherzog den Zutritt an seinen Hof verbieten zu müssen glaubte, obgleich

Demidoffs Vater, der auch in Florenz lebte, wegen seiner großen Wohlthätigkeit von dem Fürsten sehr ausgezeichnet wurde. Meine Vorhersagung, daß diese Verbindung übel ausschlagen dürfte, ging leider nur zu bald in Erfüllung."

„Während", fährt Wessenberg fort, „noch von der Verbindung des Prinzen Louis Napoleon mit Mathilde von Montfort die Rede war, kam ihr Vater Hieronymus Buonaparte nach Arenenberg, um, wie er sagte, sich wegen des Ankaufes eines Landsitzes in der Umgegend umzusehen. Seine Wahl fiel auf das (ehemalig bischöfliche) Schloß zu Gottlieben, das um einen wohlfeilen Preis zu kaufen war, dessen wohnliche Einrichtung aber einen bedeutenden Kostenaufwand erforderte. Hortense sagte mir lächelnd: er will kaufen, aber er besitzt keinen Heller, um zu bezahlen. — Louis Napoleon übernahm jedoch einstweilen die Kosten; und nun wurde das Schloß bequem und schön hergestellt, auch bedeutender Grundbesitz dazu angekauft. Aber Schloß und Gut blieben nachher Eigenthum des Prinzen Louis Napoleon."

Wir theilen aus Wessenbergs zerstreuten Aufzeichnungen aus jener Zeit hier noch Einiges mit, da es ein allgemeineres Interesse gerade jetzt in Anspruch zu nehmen geeignet ist.

„Ich hege", schreibt Wessenberg, „die Ueberzeugung, daß die Herzogin dem tollen Unternehmen ihres Sohnes auf die Festung Straßburg durchaus fremd war. Als ich einst auf den Abend nach Arenenberg kam, fand ich die ganze Gesellschaft dort in größter Aufregung und in tiefste Trauer versetzt. Kurz vorher war die Nachricht von dem Straßburger Attentat angekommen. Unvergeßlich ist mir der Schmerz und der Jammer dieser Mutter. Es blieb nichts übrig, als sie in ihrem bereits gefaßten Entschluß zu bestärken, sofort nach Paris zu eilen, um das Vaterherz des Königs Ludwig Philipp für das Schicksal des letzten Sohnes einer unglücklichen Mutter zu rühren. Es ist bekannt, daß die Reise den glücklichsten Erfolg hatte.

Der Prinz ward begnadigt unter der Bedingung, daß er in die Verbannung gehe, und nicht mehr in die Schweiz zurückkehre." —

„Nach ihrer Rückkehr auf den Arenenberg fand ich die Herzogin auffallend verändert. Ihr sonst so lebhaftes munteres Wesen schien einer trüben, fast melancholischen Stimmung Platz zu machen, und ihr Gesundheitszustand durch die heftigen Gemüthsbewegungen und die Beschwerden der schnell zurückgelegten Reise tief erschüttert. Es zeigten sich bald unverkennbare Spuren eines Uebels, das allen Heilmitteln trotzte. Mit Schmerz sah ich die unglückliche Mutter mehr und mehr dahinsiechen. Als ich Anfangs April 1837 vor meiner Abreise von Konstanz zu einer mit meiner Schwester verabredeten Zusammenkunft in München zum letztenmal die Herzogin besuchte, fand ich sie ihre Auflösung mit voller Gewißheit aber mit frommer Ergebenheit erwartend. Beim Abschiede drückte sie lange und innig meine Hand, indem Thränen ihre Augen feuchteten; und als ich schon das Zimmer verlassen wollte, rief sie mit matter Stimme mir die Worte zu: „Ich danke Ihnen! — vergessen Sie nicht meines Sohnes!"

„Es gereichte mir selbst zum Troste, daß ich der Herzogin ein Gemälde von Marie Ellenrieder, das die Künstlerin eben vollendet hatte, verschaffen konnte, dessen Anblick, wie ich hoffen durfte, sie in ihren letzten Tagen geistig aufheitern würde. Das Gemälde stellte einen Engel dar, der eine Seele in den Himmel aufnimmt. Die Kranke, mit der ich über dieß Gemälde gesprochen, wünschte sehnlich, es bald zu erhalten. Obschon die Absendung an den Besteller versprochen war, so bewog ich doch die Künstlerin, es der Sterbenden zu überlassen, und ein zweites für Jenen zu fertigen. Dieses Sinnbild vor Augen entschlief die gute Hortense während meiner Abwesenheit wenige Monate nachher (5. Oktober 1837)."

Die Herzogin hatte Wessenberg in ihrer letzten Willens-

verordnung ein schönes Bild von Titian, den Ariost darstellend, vermacht mit den Worten: „A Monsieur de Wessenberg, dont j'estime le caractère. — Er selbst hat der verehrten Freundin, die so reich war an „jenem Seelenadel und an jener ächt menschlichen Größe", die von dem Wechsel des äußern Geschicks unabhäng sind, folgenden tiefgefühlten Nachruf gewidmet:

Arenenberg.

Verwaist, ach! find' ich dich, du Zauberhügel,
Von hoher Frau zum Lieblingssitz ersehen,
Zu lindern der Verbannung herbe Wehen,
Bis Gott verleiht zur ew'gen Heimath Flügel.

Von süßer Ruh' gabst du zuerst den Spiegel
Der Dulderin in reinem Glanz zu sehen.
Von ächtem Glück, vermißt auf Prunkeshöhen,
Hat ihr dein stiller Reiz gelöst das Siegel.

Bewahre trauernd jetzt die Staubeshülle
Des edlen Geists, der dich so innig pflegte,
Und liebreich rings ergoß des Wohlthuns Fülle!

Dort wo ihr Lied oft sanfte Lust erregte,
Weh' in Gesängen durch des Grabes Stille
Zart Mitgefühl, das ihre Brust bewegte! [1])

Sämmtl. Dichtungen Bd. 6, S. 130.

„Bei dem Tode seiner Mutter", erzählt Wessenberg weiter, „war Prinz Louis Napoleon aus England, und mit ihm mehrere Theilnehmer an dem Straßburger Attentat, in die

[1]) Der Wunsch Wessenbergs, daß die Leiche der Königin in der von ihr erbauten schönen Kapelle auf dem Arenenberg, als der angemessensten Grabstätte der edlen Dulderin, beigesetzt werde, ging leider nicht in Erfüllung. Sie wurde nach Ruelle in Frankreich abgeführt.

Schweiz zurückgekommen. Er bezog nun das von ihm neu eingerichtete Schloß **Gottlieben**. **Louis Philipp**, der sich in sehr kritischer Lage befand, verlangte mit Nachdruck von der Eidgenossenschaft die Ausweisung des Prinzen. Die liberale Partei erblickte in dieser Forderung eine Verletzung des alten Asylrechts der Schweiz, und drang darauf, daß die Ausweisung selbst auf die Gefahr hin eines Krieges mit Frankreich verweigert werde. Schon dachte die französische Regierung mit allem Ernst daran, die Erfüllung ihrer im Völkerrecht begründeten Forderung durch Abordnung einer Heeresmacht zu erzwingen."

„Unter solchen Umständen, da die Parteiung in der Schweiz und damit die offenbarste Gefahr für ihre Selbstständigkeit auf's Höchste stieg, entschloß ich mich, den Prinzen ohne Zögerung in Gottlieben aufzusuchen, um ihn durch die dringendsten Vorstellungen zur freiwilligen Rückkehr nach England zu bewegen. Ich komme, sprach ich zu ihm, so schwer es mich ankommt, Sie angelegentlichst zu bitten, Ihr Vorhaben, länger in der Schweiz zu verweilen, aufzugeben, weil ich innigst überzeugt bin, daß sowohl Ihr wohlverstandenes eigenes Interesse als das der Schweiz Ihre Entfernung dringend erfordert. — Der Prinz, der von einem einmal gefaßten Entschluß nur schwer abzubringen war, wollte dieß durchaus nicht zugeben. Alle seine Freunde in der Schweiz, bemerkte er, beständen auf seinem Verbleiben, da die Forderung des Königs von Frankreich das Asylrecht des Landes verletzte, das er selbst einst in Anspruch genommen. — Diese Freunde, versetzte ich kurz und ernst, sind weder die wahren Ihrigen, noch die der Schweiz. Es sind Leute, deren Absicht dahin geht, Sie für einen Zweck zu mißbrauchen, der Ihre Zukunft compromittirt, und nur dahin geht, die Schweiz in die größte Verwirrung zu stürzen und vielleicht ganz Europa in Flammen zu setzen. Die Forderung des Königs von Frankreich ist nicht gegen das herkömmliche Völkerrecht, und gewiß werden

auch andere Mächte damit übereinstimmen. Der Erfolg eines Kriegs der Eidgenossenschaft mit Frankreich kann nicht zweifelhaft sein; er würde die Schweiz in großes Elend stürzen, und gewiß würde die Verwünschung aller rechtlichen Leute in der Schweiz und in Frankreich Sie als die Ursache dieses Unheils treffen. — Nach vielem Hin= und Herreden erklärte mir endlich der Prinz, er wolle die Sache in Ueberlegung ziehen, und mir seinen Entschluß mittheilen."

„Am folgenden Tag schickte er einen italienischen Flüchtling zu mir, um mir sagen zu lassen: Er wolle eine Rechtfertigung seines Verbleibens veröffentlichen, woraus die Welt ersehen werde, daß er nur aus dankbarem Pflichtgefühl gegen ein Land handle, das ihm schon so lange ein freundliches Asyl gewährt habe."

Ich ließ ihm hierauf Folgendes zu erkennen geben: „Eine solche Kundmachung könne die Sache nur verschlimmern, und wäre überhaupt unstatthaft. Die französische Regierung habe das Asylrecht der Schweiz vollkommen anerkannt, bis der Prinz durch einen bewaffneten Einfall auf französisches Gebiet diese Anerkennung in Bezug auf seine Person selbst verwirkt habe. Der König von Frankreich habe nichts gegen den Prinzen unternommen; dieser aber habe den König mit bewaffneter Hand angegriffen. Alle Welt müßte anerkennen, daß der Prinz kein Recht habe, sich gegen den König zu beklagen, wohl aber der König über den Prinzen. Das von ihm beabsichtigte Manifest sei im höchsten Grad unpassend und verwerflich. Der Prinz könne sich vor der Jetztwelt und vor der Nachwelt nur dadurch gerechten Vorwürfen entziehen, wenn er die Schweiz mit der einfachen Erklärung verlasse, daß er, dem Drang der Umstände nachgebend, sich aus der Schweiz entferne, um dieses Land, dem er so vielen Dank schuldig sei, nicht durch sein längeres Verbleiben augenscheinlichen Gefahren bloßzustellen."

„Dieß ließ ich durch den Italiener als mein letztes Wort dem Prinzen überbringen, dem ich als ein alter Freund seiner Familie einzig dadurch meine aufrichtige und innige Theilnahme beweisen könne."

„Schon am andern Tag in der Frühe sprach der Prinz selbst bei mir ein, um mir zu erklären, daß er sich nun entschlossen habe, meinem Rath zu folgen. Ich drückte ihm meine Freude zu dem gefaßten Entschluß aus, wünschte ihm herzlich Glück, und beschwor ihn beim Abschied, in Zukunft den Boden Frankreichs nicht wieder zu betreten, wofern er nicht von der Regierung oder von der Nation feierlich dazu eingeladen werde. Dieß sei er meines Erachtens sich selber und Frankreich schuldig." —

„Dieß war das Letztemal, daß ich den Sohn der edlen Hortense sah und sprach. Ich glaube meine Pflicht gegen ihn und die Schweiz redlich erfüllt zu haben. — Später von seinem Gefängniß zu Hamm aus ersuchte er mich um Notizen und ein Verzeichniß von Werken über Karl den Großen und seine Regierung, indem er sich mit einer Schrift darüber mit Rücksicht auf seinen Oheim beschäftigen wolle. Schon früher zu Lebzeiten seiner Mutter hatte er mit mir über sein Vorhaben, eine historische Parallele zwischen Karl dem Großen und Napoleon zu schreiben, gesprochen. Ich hatte ihm damals offenherzig bemerkt, warum ich dem Versuch einer Gleichstellung dieser Regenten kein Glück versprechen könne, da die Voraussetzungen bei beiden und die Ziele, die sie verfolgten, wesentlich verschieden seien. Indessen entsprach ich seinem Wunsche, und schickte ihm ein Verzeichniß der dahin gehörigen Werke."

„Später, im Jahre 1844, übersendete er mir seine Fragments historiques, eine Schrift, die von Talent und Belesenheit zeugt, deren eigentlicher Zweck aber dahin geht, bei dem französischen Volke eine günstige Meinung und hohe Erwartungen von den liberalen Gesinnungen und Bestrebungen des Verfassers zu

erwecken. Die Folgezeit bewies, daß dieser hierin sich nicht ganz verrechnet hat, wenn gleich die Art und Weise, wie er zur höchsten Gewalt in Frankreich sich aufschwang, und wie er diese bisher, wenigstens im Innern, geübt hat, einen gar grellen Gegensatz mit seinen Fragments bildet." —

Siebentes Kapitel.

Rückblicke und Aussichten. — Die letzten Lebensjahre.

Das Leben eines für die Mit- und Nachwelt bedeutenden Mannes, dessen Wirksamkeit in jeder bessern Brust nur Gefühle liebender Theilnahme oder wenigstens gerechter Anerkennung zu erwecken im Stande ist, in seinem allmäligen Werden zu belauschen, und dann die immer reichere Entfaltung seines innern Wesens im Kampfe mit äußeren feindlichen Mächten zu verfolgen, gehört unstreitig zu den schönsten und lohnendsten Genüssen, welche die oft so unerquickliche Geschichte unseres Geschlechtes darbietet. Denn die Beobachtung einer solchen Persönlichkeit, die durch alle Stadien ihrer Entwicklung hindurch Allem, was sie berührt, die Spuren eines urkräftigen, vielbegabten Geistes, und Allem, was sie anstrebt, die Signatur eines reinen, edlen Gemüthes aufprägt, erfüllt die eigene Seele mit fröhlicher Befriedigung und wohlthuender Anregung.

Wessenbergs Leben und Wirken bietet solchen Gewinn in hohem Grade dar. Er hat sein empfangenes Pfund im muthigen und bis an's Ende ausharrenden Dienste der Wahrheit, wie Wenige, verwerthet, und in allen Lagen jene selbstlose Liebe bewährt, die, kaum sich bewußt, zu jedem Opfer und

zu jeder Entsagung stets fertig ist, um die höheren Güter des Lebens zu fördern, oder doch die Noth der Mitmenschen zu mildern.

Was aber diese edle Persönlichkeit besonders kennzeichnet und ihr eine eigenthümliche Liebenswürdigkeit verleiht, ist die seltene Erscheinung, daß in ihr die verschiedenartigsten Kräfte des menschlichen Geistes und die manchfaltigsten Richtungen des menschlichen Lebens zu einem harmonischen Ganzen vereinigt und geordnet sind, während jene häufig bei hervorragenden Männern als mehr oder minder scharfe Gegensätze erscheinen, und daher auch, zumal in neuerer Zeit, eine gewisse Einseitigkeit des Wissens und Strebens begründen.

Bei Wessenberg hat der geistig-gesunde, innerlich wahre Mensch nie durch nachfolgende Einseitigkeiten und Standesfehler des Geistlichen und Edelmannes Schaden genommen; sein warmer deutscher Patriotismus hat ihn weder blind gemacht gegen die Mängel und Fehler des eigenen Volkes, noch ungerecht gegen die Vorzüge Anderer; die Phantasie des Dichters trübte bei ihm nicht den klaren und scharfen Verstand des Denkers; in ihm beeinträchtigte der Gelehrte, der in seiner Stube fast alle Gebiete des menschlichen Wissens durchstudirte und mehrere emsig anbaute, nie den Mann der That, der mit sicherm Blicke dem Leben und dessen Aufgaben sich zuwandte, und der, während er für Alles Große und Schöne, für alle gottgegebenen Freuden einen offenen Sinn zeigte, und in den höchsten wie in niederen Kreisen mit der Gewandtheit des erfahrenen Weltmannes — im besten Sinn des Wortes — sich bewegte, doch überall und in Allem klar wußte, was er wollte, weil er ein für allemal mit der ungetheilten Energie seiner frommen und männlichen Seele für ein höheres Ziel sich entschieden hatte, das nicht er, sondern Gott ihm gesetzt. Darum hat er auch in Zeiten, wo Andere verzagen oder zu viel hoffen, nie die maßhaltende Fassung verloren: er hat um so muthiger die Hand

an's gute Werk gelegt, je dunkler es um ihn her wurde, und konnte selbst ängstliche Befürchtungen kaum unterdrücken, wo die Freunde bei wiederkehrenden Sonnenstrahlen ungemessenen Erwartungen allzusehr sich hingaben.

Wohl war Wessenberg selbst bisweilen einer schnellen Gemüthserregung zugänglich, wo er dann selbst heftig sich äußern konnte. Doch solche Aufregung war stets nur die Wirkung eines heiligen Zorns, wenn er Unlauterkeit oder Heuchelei witterte, oder eines tiefen Schmerzes, wenn der allvertrauende Mann böslich getäuscht ward [1]). Aber dieser Fehler, wenn er überhaupt so heißen kann, berührte keineswegs den Kern seines Wesens, und solche zeitweilige Bewegungen verschwanden schnell wieder an der klaren Oberfläche seiner edlen Seele.

In Wessenberg feiern Christenthum und deutsche Nationalität die schönste Vermählung. Hiermit haben wir das eigentlichste Wesen des herrlichen Mannes, das, was ganz und gar seine Seele erfüllte, das Triebrad all' seines Thuns, das höchste Ziel all' seiner Bestrebungen, angedeutet. Es ist schwer zu sagen, ob bei diesem Manne die christliche Wahrheit mehr zur Belebung seines Patriotismus, oder seine kerngesunde ächt deutsche Natur mehr zur Läuterung seiner christlichen Ueberzeugungen eingewirkt haben. Er wird der muthige Streiter für die Freiheit, weil er im Evangelium die heilige Verpflichtung dazu findet; er stellt sich auf die Seite des Evangeliums gegen Scholastik und Romanismus, weil ihn sein deutscher Rechts- und Wahrheitssinn dazu drängt. Aber nach beiden Richtungen hin ist es immer die lautere Liebe zur Wahrheit und

---

[1]) Ein Diener hatte Jahre lang sein Vertrauen mißbraucht und namentlich auf Reisen unredlich sich gezeigt. Endlich von Freunden aufmerksam gemacht, entließ Wessenberg in großer Aufregung den Menschen. Aber schon am folgenden Tage bestimmte er ihm eine hinreichende Summe als Unterstützung, damit, wie der Gute bemerkte, er in sich gehe und nicht in noch Schlimmeres verfalle.

zur Sache seines Volkes, oder was hier gleichbedeutend ist, der von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit freie demüthige Christensinn, der seine reformatorischen Schritte leitet, ihm die rechten Mittel und Wege weist und dadurch ihn auch auf einer Bahn, wo sonst Abwege rechts und links den armen Sterblichen leicht verleiten, vor Mißgriffen und Verirrungen stets bewahrt hat.

Es hat Leute gegeben, die von Wessenberg die Erwartung hegten, er werde zur Bildung einer besondern kirchlichen Genossenschaft in Deutschland fortschreiten, wozu ihnen Name und Stellung des Mannes besondern Erfolg verheißen mochten. Die solches meinten, haben weder den Sinn noch das Streben des Mannes begriffen. Denn abgesehen davon, daß er der Ansicht des weisen Atheners huldigte, der Mann müsse, wie der tapfere Krieger, an der Stelle, wohin ihn Gott gestellt, ausharren und kämpfen, so lange es ihm vergönnt sei: — so hatte er von Anfang an immer das Ganze der Entwicklung seines Volkes im Auge, und war gewöhnt, in solchem Zusammenhang den Werth oder Unwerth der einzelnen Erscheinungen der Zeit zu bemessen. Alles was in Deutschland die Gegensätze mehrt und schärft, statt sie zu mindern und zu versöhnen, schien ihm vom Uebel. Sein christliches Bewußtsein und sein patriotischer Sinn waren daher neuen Sektenbildungen und der Religionsmacherei, aber auch dem religiösen und kirchlichen Indifferentismus, wie dieß Alles in Deutschland, wahrlich nicht zur Erstarkung unseres nationalen Lebens, wieder in Schwung gekommen, stets gleich sehr entgegen.

Es wäre überflüssig, des Weitern nachzuweisen, welche tiefe Kluft die Wessenberg'sche Reform von jener Bewegung trennt, die um die Mitte der 1840er Jahre in Folge des zu Trier an heiliger Stätte getriebenen Unfugs in Deutschland sich aufthat, und die sich die deusch-katholische nannte, ohne nach ihrem Gehalt und Verlauf je das eine oder andere werden zu können. Wessenberg war weit entfernt, in einer Er-

scheinung, der von vornherein ein ernster religiös-productiver Geist abging, und die um so haltloser und nebelhafter sich gestalten mußte, je mehr sie in bloß verneinender Richtung bald allen historischen Boden verlor, ein taugliches Element zur religiös-kirchlichen Neugestaltung unseres Volkes zu erblicken. Statt ihr eine nationale Bedeutung oder Mission, wie deutsche Schulweisheit träumte, beizulegen, hat er sie vielmehr mit seinem Freunde, dem trefflichen Schlosser, diesem unbestechlichen Tacitus der deutschen Historiker, dem man sicherlich keine blinde Vorliebe für das bestehende Kirchenthum wird beilegen wollen, als eine thörichte Verirrung schmerzlich beklagt. Denn dieser unberufene Versuch, dem deutschen Volke einen kläglichen Ersatz für die göttliche Lebensfülle der Christusreligion zu bieten, werde nur dazu beitragen, jenes nach einem natürlichen Gefühle auch gegen heilsame Reformen mißtrauisch zu machen, und folglich nur dem Pfaffenthum von neuem Vorschub geben, was bekanntlich auch der Fall war. —

Man könne sich denken, daß gewisse Schichten der Bevölkerung ohne großen Aufwand von Scharfsinn entchristlicht werden; aber mit welchem Recht man erwarten dürfe, daß das in seiner Mehrheit gesunde deutsche Volk je gewillt sein werde, die unerschöpfliche Quelle ächt menschlichen Lebens, die ihm aus dem Evangelium zuströme, gegen einige dürre Reiser, am lauten Markt schaler Aufklärerei gesammelt, hinzugeben? [1])

---

[1]) Eine solche „Zeitgeists-Religion" hält Wessenberg von gleichem Werthe mit dem finstersten Pfaffenthum, wie beide denn auch wesentlich aus einer Wurzel hervorsprossen, und gleich ungesunde Früchte bringen müssen. Er drückt seinen tiefen Schmerz über diese andere unerfreuliche Phase des religiösen Lebens der Gegenwart in folgender Weise aus:

Religion, sonst Anker im Sturm, in auftobender Meersfluth,
Soll jetzt vom Pendul der Zeit annoch der Zeiger nur sein.
Arme Religion, die der Wind wie den Wetterhahn umdreht,
Tochter des Himmels nicht mehr, heiternd und heilend zugleich;
Born der Liebe nicht und des Lichts; nur der wechselnden Meinung
Seifenblase, das Kind schimmernder Dünste nur noch!

Wie unerquicklich und verkommen auch unsere kirchlichen Zustände seien, so trage doch das Volk im Ganzen ein unauslöschliches christliches Bewußtsein, und fühle gleichsam instinktiv, daß es alles Gute und das Beste, was es errungen, nicht sowohl seinen Buch- und Schriftgelehrten, die ja zu aller Zeit ebenso oft und noch mehr im Dienste für als gegen die Tyrannei gestanden, zu verdanken habe, als weit mehr und am meisten dem armen, unscheinbaren Manne von Nazareth, seinem erlösenden Worte der Geistesfreiheit und Brudergleichheit, und seinem göttlichen Geiste, der seitdem als der gute Geist bei unserem Geschlechte geblieben, und der an dessen fortschreitender Befreiung und an der Humanisirung unserer Zustände stille aber wirksamer arbeitet, als der Undank und der Hochmuth Vieler in unseren Tagen sich einbilden mögen [1]).

Solches Bewußtsein im Volke zu pflegen, es von unreinen Schlacken und dem Beisatz der Menschen zu reinigen, müsse die nächste und eigentliche Aufgabe aller Reformbestrebungen sein, wenn sie in dem Herzen des Volkes Wurzel schlagen und die Nation vorwärts bringen sollen. —

Von diesem ächt christlichen wie ächt staatsmännischen Standpunkt aus hat Wessenberg sein Reformwerk unternommen; in solchem Sinne wünschte er es weiter fortgeführt. In jeder der

---

[1]) Wenn Wessenberg der guten Sache wegen sich entschieden gegen die sogen. deutsch-katholische Richtung erklärte, so trat er deßhalb doch den Menschen, die in jener eine Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu finden meinten, keineswegs feindlich entgegen. Gewissens- und Glaubensfreiheit galt ihm unter allen Umständen als ein Heiligthum, daß keiner äußern Vergewaltigung unterstehen dürfe. Schreiber dieses kann es bezeugen, daß die Anhänger des Deutsch-Katholicismus in Baden hauptsächlich nur dem auf seine Veranlassung eingeholten Gutachten Wessenbergs es zu verdanken haben, daß ihnen bereits in Tagen, wo fast überall in maßgebenden Kreisen ganz andere Ansichten vorherrschten als jetzt — eine Stellung eingeräumt wurde, wie sie billiger nicht erwartet werden konnte. Dafür wurden freilich Wessenberg und der Verfasser von weltlichen und geistlichen Jesuiten als Rongeaner angeschwärzt.

historischen Confessionen erblickte er einen ächten Kern christlicher Wahrheit; diesen Schatz zu heben und gegen römisches und lutherisches Pfaffenwesen geltend zu machen, hielt er für eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit, und insbesondere für eine wahre Lebensfrage deutscher Nationalität.

Die Religion ist, wie die Geschichte aller Völker nachweist, nicht nur der feste Grund, in dem das ganze Kulturleben eines Volkes wurzelt, sondern auch das stärkste Band seiner Nationalität, folglich die Grundbedingung seines Gedeihens wie seiner Existenz. Es hat noch nie eine große Nation gegeben, die religiös verkommen und zerklüftet war, noch hat je ein mächtiges und gedeihliches Staatsleben bestanden, dessen Angehörige kirchlich gespalten, oder wenigstens nicht in ihrer großen Mehrheit Einem Bekenntniß zugethan waren.

Nur eine ganz mechanische Auffassung des Volks- und Staatslebens, die beides durch bloße Summirung von Zahlen und äußere Aneinanderreihung von Kräften begreifen will, kann das schwere Gewicht dieser Wahrheit verkennen oder bezweifeln wollen. Die Geschichte zeigt, daß jedes gesunde und tüchtige Volk so innig mit seinem religiös-kirchlichen Leben verwachsen ist, daß nicht bloß seine sittlich-intellectuelle, sondern auch seine ganze politische Entwicklung dort anknüpft und von dort aus seine Richtung erhält. Die fromme Pietät und der — trotz mancher Befangenheit — gesunde kirchliche Sinn, wodurch der Kern des englischen Volkes sich auszeichnet, haben es nicht gehindert, das freieste Volk der Erde zu werden. Ja es gehört kein übergroßes Maaß von Einsicht in die menschlichen Dinge dazu, um überzeugt zu sein, daß mit dem Augenblick, wo jene Güter verkümmern und schwinden, auch die Tage der Freiheit und Machtstellung Altenglands gezählt sein werden. —

In Deutschland hat die religiös-kirchliche Zersplitterung so sehr den nationalen Sinn geschwächt und die nationale Kraft unseres Volkes gebrochen, daß hauptsächlich die kirchliche Zer-

rissenheit es war, die mehrmals sogar unsere nationale Existenz bedroht hat, und die heute noch der Wiedergeburt der Nation das größere Hinderniß bereitet. Denn die Schärfe des Dualismus, an dessen Klippen jene immer wieder zu scheitern droht, liegt nicht in Nord und Süd, sondern in der katholischen und protestantischen Religionsform, welche das deutsche Volk in zwei gleich große Hälften spaltet und leider auch gegen einander kehrt [1]).

Ueber diesen geistigen Zwiespalt, der nicht vorübergehende Ansichten, sondern die Gemüther trennt, die Nation aufzuklären und zu versöhnen, schien Wessenberg in der deutschen Frage das überall zunächst Nothwendige, und auch das allmälich Erreichbare, wenn nur mit rechter Umsicht und fester Ausdauer die Sache in die Hand genommen wird.

Im Grunde war jener Lebensfrage deutscher Nationalität sein ganzes Wirken gewidmet. Er hatte es in einem langen Leben oft und schmerzlich gesehen, wie große und heilsame Anläufe unseres Volkes verkümmert oder verdorben wurden durch halbes Wollen und halbes Thun. Aber ob denn das deutsche Volk ewig ein treues Bild vom Esel Buridans darstellen solle? (Vergl. das Gedicht „Deutschland", S. 410), und ob es nicht endlich sich ermannen und muthig einen Schritt vorwärts thun werde, um aus seiner Halbheit, d. i. aus seiner Noth und Verlegenheit zwischen den zwei Heubündeln des Römerthums und Lutherthums hinauszukommen, und auf christlicher Au sich eine urkräftige gesunde Nahrung zu holen? — Hieran zweifeln, hieße an dem gesunden Sinn und an dem Werthe der gerühmten Schulbildung des deutschen Volkes verzweifeln. Alles komme,

[1]) Wer dieß verkennen wollte, der mag sich erinnern, wie selbst noch in unseren Tagen, wo so Manches besser geworden, auf deutschen Landtagen nicht bloß einzelne Befangene, sondern ganze Faktionen auftreten, welche die einfachsten politischen Fragen nicht nach den wirklichen Bedürfnissen des Landes, sondern nach den vorgegebenen Interessen der Confession, der sie angehören, behandelt wissen wollen.

meinte Wessenberg, darauf an, daß dem Volke die rechte geistige Nahrung geboten werde. Was er als die richtigen Mittel und Wege, aus unserer geistigen Noth herauszukommen, ansah und empfahl, darüber haben wir früher öfter, insbesondere S. 314 ff. berichtet.

Zweierlei hat indeß die Entwicklung der Zeit zu Gunsten dieser Lebensfrage der deutschen Nation in die Wagschale gelegt.

Einmal ist es die Befreiung des kirchlichen Lebens von der polizeilichen Gewalt des Staates, die wenigstens dem Prinzip nach jetzt ziemlich allgemein feststeht, und in ihren weitgreifenden Folgen mehr und mehr zur Thatsache werden wird. Es ist die Hierarchie selbst, welche diese „Freiheit der Kirche" forderte und durchsetzte, allerdings zunächst nur in ihrem Interesse, da sie ein anderes überhaupt nicht anerkennt. Aber wenn je, so ist hier die Klugheit der Klugen in ihren eigenen Netzen gefangen worden. Die Hierarchie ist nur durch Unterstützung und als Stütze des weltlichen Arms und des politischen Absolutismus groß und mächtig geworden. Das freigegebene kirchliche Leben erträgt und duldet in die Länge keine unbedingte Herrschaft der Hierarchen und Pastoren; wenigstens wird jedes edlere und gebildete Volk seinen bestimmenden Antheil am kirchlichen Gemeinleben zurückfordern, je ernster und wahrer sein religiöser Sinn ist.

Soll also die Freiheit der Kirchen Sinn und Bedeutung haben, und die letzten Dinge nicht schlimmer werden, als die ersten, so muß das Werk der Selbstbefreiung innerhalb des eigenen Gebiets jener auf dem Fuße folgen. Vor dem Lichte der Oeffentlichkeit kann das bisherige hierarchische Gewebe in die Länge nicht bestehen. Es wird zerrissen werden vor dem Wehen des erstarkenden Nationalgeistes der Völker. —

Letzteres ist das Zweite, worauf wir zählen dürfen. Die neue Phase der europäischen Civilisation ruht auf der legitimstem Grundlage, nämlich auf der natürlichen, d. i. von Gott

gegebenen moralischen Weltordnung, nach welcher, wie der einzelne Mensch, so auch jede Nation innerhalb gewisser Schranken, die durch die Gleichberechtigung Anderer gesetzt sind, sich entfalten und geltend machen dürfen und sollen. Wie ist es denkbar, daß bei dieser Bewegung des nationalen Geistes, welche die europäischen Völker mit täglich steigender Gewalt durchzieht, das kirchlich-religiöse Leben, welches doch der tiefste Ausdruck des Nationlebens ist, unberührt bleiben könne?

In diesem Sinne hat schon im Jahre 1848 ein römischer Geistlicher (der bekannte Pater Ventura), der dem Papste Pius IX. persönlich sehr ergeben war, aber auch ein Herz für sein Volk und einen offenen Sinn für die Zeit und ihre Forderungen hatte, das was kommen müßte, richtig angedeutet: „Wenn die Kirche nicht mit den Völkern geht, so werden die Völker darum nicht anhalten, sondern ohne die Kirche, außerhalb der Kirche und gegen die (bestehende) Kirche vorangehen." —

Auch hier ist das Christenthum einzig. Es trägt in seiner hohen Geistigkeit und reinen Menschlichkeit ganz den Charakter der Universalität. Und doch kommt es den verschiedenartigen Bedürfnissen des menschlichen Herzens und dem eigenthümlichen Genius der Völker in so befriedigender Weise entgegen, daß es nirgends die Individualität beeinträchtigt, wohl aber sie läutert und veredelt.

Schon in den ersten Zeiten des Christenthums war die Kirche zu Jerusalem eine andere, als die zu Antiochia und Alexandria; und diese wieder anders, als die in den Abendländern, namentlich zu Rom sich ausbildeten. Aber trotz aller ihrer Besonderungen und Eigenthümlichkeiten fühlten sich alle diese kirchlichen Gemeinwesen durch das Band geistiger Lebensgemeinschaft enge mit einander verbunden, und nur als Glieder der Einen Gemeinde Christi. Auf diese Ansicht muß man wieder zurückgehen. Die Kirchen müssen innerhalb bestimmter Länder- und Völkerkreise national werden, wenn sie nicht mehr und

mehr hinter ihrem großen und schönen Berufe zurückbleiben wollen, das sittlich erziehende und veredelnde Element im Volksleben zu sein.

Was unser deutsches Vaterland betrifft, so hat man dort seit der kirchlichen Spaltung der Nation „die Vergleichung in der Religion, wodurch die zeitig Getrennten durch Gottes Gnade zu der Einen christlichen Kirche wieder vereinigt werden sollten" — wie unsere Väter im ersten Religionsfrieden den Nachkommen die Aufgabe übermachten — stets als eine der wichtigsten und dringendsten nationalen Bedürfnisse erkannt. Viele der edelsten und wahrhaft patriotisch gesinnten Geister unseres Volkes haben dieser Aufgabe ihre besten Kräfte gewidmet. Daß der Erfolg dem guten Willen wenig entsprach, hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß jene „Vergleichung in der Religion" mehr in äußerer Uniformität als im Wesentlichen angestrebt wurde, und die Getrennten von der einseitigen Richtung ihrer Partei noch zu ausschließlich befangen sich zeigten. Die rechts wiesen mit Stolz auf das Vermächtniß der Vergangenheit, das sie überliefert hätten und bewahrten; die linke Seite rühmte sich laut ihrer Freiheit, und gebrauchte sie nicht selten bis zum Uebermaß. Aber die neuere Zeit hat auch hier bereits Vieles hoffnungsvoller gewendet. Die Männer der rechten Mitte, aus Katholiken und Protestanten, sind in rascher Zunahme begriffen. Ihnen gilt das Ganze mehr als die Theile; das Vaterland steht ihnen höher als Meinungen, und Christus unendlich höher als Papst und Luther.

Ein denkwürdiger Ausspruch Napoleons I., der bekanntlich mit dem sichern Blicke des praktischen Genies die wirklichen Zustände und Bedürfnisse aufzufassen und zu beurtheilen verstand, findet ganz besonders seine Anwendung auf Deutschland. Wessenberg vernahm zur Zeit seines ersten Aufenthalts in Paris (1811) folgende Aeußerung des französischen Kaisers. Als einst in dessen Gegenwart, wie damals häufig während

des Nationalconcils, das Gespräch auf Verbesserung der kirchlichen Zustände kam, fiel der Kaiser, nachdem er einige Zeit schweigend zugehört, nach seiner Weise kurz und treffend ein: „Tout ira bien, dès que les protestants cesseront d'être intolerants et les catholiques ignorants.“ Das Wort mag Manchen paradox erscheinen, trifft aber doch den Kern der Sache; denn bekanntlich bilden Intoleranz und Ignoranz kein ausschließliches Privilegium einer Confession. Aber gewiß ist, daß sich alles in den kirchlichen Zuständen der Völker besser machen wird, wenn einmal die protestantischen Theologen von ihrer exclusiven Rechthaberei, oder wenn man lieber will, von ihrem maßlosen Subjectivismus zu Gunsten der Gemeinschaft ablassen, und die Katholiken lernen, in der Religion Nebendinge vom Wesen, Menschenwerk von Gottessache zu unterscheiden. Dann sind die Tage gekommen, wo Beide, Katholiken und Protestanten, über der christlichen Wahrheit sich die Bruderhand reichen werden, verwundert, wie menschliche Meinung und Zuthat so lange sie habe trennen und selbst gegen einander kehren mögen. —

Solche Ansichten und Ueberzeugungen müssen in Deutschland mehr und mehr ein Gemeingut aller bessern Klassen werden. Dadurch allein wird man jene finstere Macht überwinden können, an deren feindlichem Entgegenwirken bisher jede nationale Bewegung zuletzt zum scheitern kam oder doch erlahmte. —

Wessenberg hatte am 4. Novbr. 1854 seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Auch auf dieser Altersstufe, auf der es in der Regel nur wenigen Sterblichen vergönnt ist, gegen den Druck der Jahre sich aufrecht zu erhalten, hatte er stets eine lebendige Theilnahme an der geistigen Bewegung der Zeit bewahrt. Leider war ihr Gang, zumal auf kirchlichem Gebiet, meist der Art, daß seine alternden Tage eher getrübt, als er-

heitert werden konnten. Aber das Herz des Mannes ist dabei stets muthig, gottergeben, und darum hoffnungsreich geblieben.

Mit Wehmuth blickt er am Abende seines Lebens auf den in treuer Arbeit und Pflege bestellten Acker zurück: er sieht die Aussaat fröhlich sprossen, aber auch ein langes Unwetter sich erheben, das ihr Wachsthum und Gedeihen hindert, während zugleich der böse Feind giftig Unkraut einstreut. Seinem Schmerz hierüber gibt er in dem Gedichte: „Wem klag' ich es?" (7. Bd., S. 155) folgenden tiefgefühlten Ausdruck:

Ich hatt' ein Feld, das gut gepflogen,
Von Unkraut wohl gesäubert war.
Hier auf der Halme goldnen Wogen
Wuchs schöne Frucht mir manches Jahr.

Da schlich zur Zeit der Fledermäuse
Ein Schelm sich ein, und säte Lolch
Und Disteln mir auf's Feld, und leise
Zog hämisch lächelnd fort der Strolch.

Eh' ich mich deß versah, verdrängte
Die Saat des Nachtgeist's meine Saat.
Jetzt schaut' ich's, ach! — Den Thränen mengte
Mein Klaggetön sich früh und spat.

„Ein Thor, der klagt!" so hört' ich sagen.
Doch wer so spricht, hat er ein Herz?
O Gott! dir will, dir muß ich klagen;
Du kennst, nur du kennst meinen Schmerz.

Doch solche Klagen, wie gerecht sie auch waren, haben nie des Mannes Muth gebeugt. Selbst die schmerzlichste Erfahrung eines langen Lebens konnte diese starke und edle Seele nicht beirren noch bitter stimmen, als er sich mehr und mehr auf sich gestellt und von Vielen unter denen verlassen sah, auf die er einst gehofft, weil sie die christliche Wahrheit wohl er=

kannt hatten, die aber, als die Stunde der Bewährung kam, sich nicht scheuten, Rücksichten und Bequemlichkeit höher als jene zu achten.

In dem Gedichte: „Die Abtrünnigen“ (6. Bd., S. 167), spricht er neben seiner Klage über das Thun der Menschen sein unerschütterliches Gottvertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit in wahrhaft gehobener Stimmung aus:

Hab' ich doch dem Schooß der Zeiten
Hoffend meine Saat vertraut,
Und was Glaub' und Liebe streuten,
Wird vom Himmel mild bethaut.
Mögen Stürme drüber tosen;
Stürmen trotzt der Wahrheit Wort.
Mag, was sterblich, sich bemoosen;
Was aus Gott, lebt ewig fort.

Seine Briefe und zerstreute Aufzeichnungen aus dieser letzten Periode seines Lebens athmen überall denselben großen, ungebrochenen Sinn des Mannes. In einem Schreiben zu Anfang des Jahres 1850 legt er vertrauensvoll den Freunden gleichsam sein Werk von Neuem an's Herz, indem er sagt: „Den größten Trost beim Mißlingen vieler meiner Bemühungen gewährt mir der Gedanke: daß der Sieg des Wahren und Guten durch das Gelingen meiner Bestrebungen keineswegs bedingt sei; daß er in allen Sphären das Vorhergehen vieler und manchfacher Versuche erfordere; daß Rom, wie man sagt, nicht an Einen Tag gebaut worden, und die Burgfesten des Wahns, des Irrthums und des Vorurtheils nur durch lange Zeit und oft erneuerte Angriffe zertrümmert werden können.“ —

Sein patriotisches deutsches Herz und sein lauterer christlicher Sinn wurden gleich schmerzlich berührt, als er seit 1852 nach französischen Vorgängen auch in Deutschland immer allgemeiner eine Richtung aufkommen sah, die offen darauf ausging,

allen Fortschritt der Nation auf dem staatlichen wie auf dem kirchlichen Gebiete zu hemmen. Nach zwei Seiten war man eifrig bemüht, hier die Freiheit der Gewissen und die geistige Bildung in Fesseln zu schlagen, dort sie auf's Neue an Rom und seine Hierarchie zu überliefern.

„Es hat allen Anschein", schreibt er voll heiligen Zorns am Schlusse des Jahres 1852 dem Freunde, „daß die guten Deutschen auf ewig verdammt sind, erbärmliche Nachäffer französischer Zustände zu werden. Welche Schmach für unsere deutschen Regenten, nichts Besseres aussinnen zu wissen, als in dem guten Deutschland den in schlechtester Auflage wiedergebornen Napoleonismus zu copiren! Dieß jagt mir die stärkste Schamröthe in's Gesicht." —

„Der Absolutismus, der jetzt so scham- und stirnlos auftritt und heuchlerisch die Wohlfahrt der Völker zum Vorwand nimmt, verspricht sich ein goldenes Zeitalter. Er wird aber überall nur Fluch, Elend und Jammer bringen, und zuletzt neue furchtbare Stürme heraufbeschwören. Weder materielles noch geistiges und sittliches Gedeihen vermag er zu begründen, noch wird er den Völkern den Segen des Friedens bewahren, da Militärherrschaft und Machiavellismus seine Grundlagen bilden, ohne die er sich nicht halten kann. Nur die Jünger Loyola's mit ihren Gesellen frohlocken, da sie ihr Reich ad majorem Dei gloriam wie kaum je zuvor wieder aufblühen und sich ausbreiten sehen, während die Staaten der Finsterniß, heidnischer Gesinnung und der übertünchten Barbarei roher Selbstsucht aller Art verfallen." —

„Welche herrliche Aussicht in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem seine vielgepriesene Aufklärung die Welt in die heitersten Träume von lauter Licht, Freiheit und ungetrübter Glückseligkeit eingewiegt hatte!" —

„Wer alt geworden", bemerkt er ein andermal, „weiß was von solchen „„Umschlägen"" zu halten ist. Sie folgen stets auf

Uebertreibungen, und sind ihrerseits wieder der Vorläufer eines neuen Aufschwungs zum Bessern. Die Geschichte Frankreichs von 1790 bis heute liefert hierzu die sprechendsten Belege."

„Maßhalten und Selbstverläugnung, ohne die überhaupt nichts wahrhaft Gutes bestehen kann, sind leider nur wenigen Sterblichen gegeben, wogegen die Mehrzahl stets geneigt ist, schnell von einem Unmaß in's andere zu verfallen." — „Was aber die neueste Reaktion besonders kennzeichnet und ehrlichen Leuten so widerlich macht, das ist die verblendete Heuchelei, die dabei im Spiele ist, und die rohe Selbstsucht derer, die als Handlanger, Schriftgelehrte oder als privilegirte Theilhaber am Geschäft ihren Vortheil daraus ziehen wollen."

„Alle die Mißstände und Mißgriffe, welche den Giftsaamen zu Umwälzungen ausstreuen, werden jetzt mit jener Rücksichtslosigkeit und Verblendung erneuert, womit ein böser Dämon die schrankenlose Gewaltübung zu umstricken und — zuletzt zu verderben pflegt. Die ernste Lehre der Geschichte, daß bei Willkürherrschaft, Verschwendung und Pfaffenthum jedes Staats- und Volksleben innerlich erkranken, und dieser Zustand über kurz oder lang zu gewaltsamen Erschütterungen des ganzen Organismus führen müsse, scheint bei diesem Geschlechte, bei so Vielen seiner Machthaber und Wortführer, alle Geltung verloren zu haben."

„Die mittelalterlichen Kasten, Adel und Hierarchie, verlangen mit wahrhaft trotziger Forderung ihre eingebildeten Vorrechte zurück. Sie scheinen von der Herstellung derselben eben so zuversichtlich die Rettung der Gesellschaft zu erwarten, wie anderseits die Verfechter des angeblichen „„göttlichen Rechts"" — unter dem frischen Namen des „„Gottesgnadenthums"" wieder eingeschmuggelt — alles Heil von der Unbeschränktheit der obersten Gewaltenträger abhängig gemacht wissen wollen." —

„Das ist", schließt der edle Greis, ebenso richtig als treffend, „bereits die Erstlingsfrucht dieser neuesten reaktionären Weis-

heit, daß deren Schüler in ihren Anforderungen an den Staat, d. i. an die Gemeinschaft, kein Maaß mehr kennen, und daß dieser bald die einzige moralische Person sein wird, dem das geringste Maaß von Rechten zugeschieden bleibt.“ —

„In dieser Richtung“, fügt Wessenberg hinzu, „sind die Hierarchen vorangeschritten, indem sie die Freiheit der Kirche nur für sich selber auf Kosten des Ganzen und namentlich des getäuschten Volkes fordern. Auch darin bleiben sich manche Kirchenvorsteher nur consequent, daß sie in ihrem Streben nach unbeschränkter Freiheit gegenüber dem Staate zu Mitteln der Selbsthilfe greifen, wie nur der extremste Radikalismus je gethan.“

Nachdem die Rückschrittsmänner Alles versucht, blieb ihnen in der That nichts übrig, als in ihrer Weise — roth zu werden. Vergl. den oben (S. 441) angeführten satyrischen Erguß: „Die Ritter des Rückschritts.“ Mit welcher Eigenmacht und Gewaltthat die ultrakirchliche Reaktion während des letzten Jahrzehnts in Deutschland, und zwar bei Ermattung alles öffentlichen Geistes mit theilweise großem Erfolg, aufzutreten versucht hat, ist noch in Aller frischem Andenken. Wessenberg hat solches Gebahren in folgendem Epigramm mit beißender Ironie gegeißelt:

Der Kirchenstreit [1]).

1853.

(Ein Gespräch.)

„Welch wüster Lärm!“ — „Die Kirche zürnt!“ — „Ist's möglich?“ —
„Und gegen wen ist denn ihr Zorn gekehrt?“ —
„Ihr Schirmer ist's, den sie bekriegt.“ — „Wie kläglich!
Das hat sie Christus wahrlich nicht gelehrt.“

---

[1]) In Bezug auf die bekannten Vorgänge im Großherzogthum Baden hat Wessenberg in einem Schreiben vom 11. Januar 1860 seine

Doch die übermüthige Erneuerung des mittelalterlichen priesterlich-hierarchischen Faustrechts, das keine rechtlich und sittlich bestehenden Schranken anerkennt, selbst eidlich und vertragsmäßig übernommene Verpflichtungen weder für sich noch bei Anderen gelten lassen will, wenn und sobald das eingebildete oder vorgegebene Interesse der Kirche, d. i. in Wirklichkeit die Herrschsucht der Hierarchen, solche Uebergriffe zu rechtfertigen scheint — hat sich nach wenigen Jahren scheinbaren Triumphes als ein trauriger Anachronismus im neunzehnten Jahrhundert erwiesen.

Was Wessenberg schon vor einer Reihe von Jahren vorhergesehen und angedeutet, ist in Folge des Umschwungs der Dinge auf der italischen Halbinsel eingetroffen. Was längst in der geistigen Werkstätte der Zeit verhüllt da stand, trat jetzt

---

Ansicht dargelegt. Wir theilen dasselbe hier wörtlich mit, da es zu dem Letzten gehört, was er mit bereits unsicherer Hand noch schreiben konnte. Der Brief ist an seinen lieben K. Huetlin in Freiburg gerichtet und lautet:

„Unseres lieben Freundes Mittermaier Kundmachungen in Betreff des Konkordats — (es ist die Heidelberger Petition gegen das Konkordat gemeint) — und diejenigen seiner Geistesverwandten muß Jeder, der das wahre Bedürfniß seiner Kirche kennt und befriedigt zu sehen wünscht, mit vollkommener Beistimmung gut heißen und gefördert zu sehen wünschen. Wir leben in einer Zeit schwerer Prüfung. Deßwegen waren jene Kundmachungen wahrhaft verdienstlich und nothwendig. Ihrem Zweck war mein ganzes Leben und Wirken gewidmet und wird es ferner bleiben. Der ausgestreute Saamen wird ohne Zweifel unter Gottes Schutz bleibende Frucht bringen. Denn Gott verläßt seine Kirche nicht. An uns ist es aber, unsere Verwendung dafür seines Schutzes würdig zu zeigen. — Mich freut, daß so viele wackere Kämpfer für die gelästerte Wahrheit mit Muth und Entschlossenheit ohne eigennützige Absichten zusammenwirken. Die lügenhaften Gerede des Tages müssen wir durch die That entkräften, und dabei innig Gott vertrauen, dem allein es zusteht, die Zeit des Gelingens zu bestimmen. — Vielleicht wird mir noch möglich, mich in der gelindern Jahreszeit mit den trefflichen Freunden der guten Sache mündlich zu verständigen.

Der Winter war bisher streng angreifend. Dabit Deus etiam his finem, et providebit, ut eveniat id, quod nobis in votis est.

Herzlich grüße ich alle Freunde der guten Sache, die unter Gottes Obhut steht.

Wessenberg."

wie auf einen Zauberschlag — zur Verwunderung Vieler — an's volle Licht des Tages. Die weltliche Herrschaft des Papstthums, und was wir weit höher anschlagen, mit ihr die „Welt" in der Kirche, sind für immer gerichtet. Jene muß, welche Uebergänge und Kämpfe auch noch stattfinden mögen, als überreife, diese als innerlich faule Frucht über kurz oder lang vom Baume der neuern Civilisation fallen, in der sie keinen Halt und keine Berechtigung mehr finden.

Denn auch ein Anderes hat die Zeit in ihrem mächtigen Sturmschritt handgreiflich herausgestellt. Das ganze auf Verweltlichung des kirchlichen Lebens basirte curialistisch-römische System, wie es den Völkern durch Konkordate und Conventionen Fesseln anlegen und die Staaten sich geistig unterthan machen will, ist erschüttert und gerichtet. Es hat sich selbst in jenen Staaten, die sonst am innigsten mit ihm sich vermählt hatten, als unhaltbar, ja als unmöglich erwiesen, seitdem hier alle urtheilsfähigen und wohlgesinnten Leute durch die fortschreitende Auflösung, die das ultramontane System mit dem, was daran hängt, dem Staate gebracht, zu dem gemeinsamen Bekenntniß gelangt sind: daß es in biheriger Weise nicht fortgehen könne. —

Dieß ist der ernste Wahrspruch, den der gute Geist der Menschheit über die Verkehrung des armen geistigen Reiches Christi in ein üppiges Reich dieser Welt in unserer Zeit gefällt hat, und den die liebe Noth, diese mächtige Erzieherin der Völker, trotz aller täuschenden Künste der Gegner, wenn nicht heute doch gewiß in kommenden Tagen zum sichern Vollzug bringen wird. —

Wahrlich, glänzender konnte der Konstanzer Reformator am späten Abend seines Lebens nicht gerechtfertigt, und ein schönerer Triumph seinem christlichen und patriotischen Streben und Wirken nicht bereitet werden. Freuen wir uns, daß die Zeit in ihren Entwicklungen die letzten Stunden des unermüdlichen vielgeprüf-

ten Kämpfers, ehe er in die Gruft stieg, durch einige Lichtstreifen in das Morgengrauen einer hoffnungsreichern Zukunft noch erheitert hat.

„Die herbste Prüfung in einem sehr hohen Alter ist es, sich durch das Hinscheiden der vertrautesten und geliebtesten Personen immer mehr vereinsamt zu sehen. Doch eben dadurch wird die Sehnsucht nach dem Jenseits gesteigert, und unsere Seele sieht mit Verlangen dem Augenblick entgegen, der uns mit unseren Lieben wieder vereinigen wird.“ —

Mit diesen Worten (aus einem Schreiben zu Anfang 1860) trat Wessenberg sein letztes Lebensjahr an. Sie bezeichnen die Stellung wie die Stimmung des Mannes. Fast alle älteren ihm so theueren Freunde, seine innig geliebten Geschwister, deren „von frühester Jugend an stets ungetrübter traulicher Verband ihm die Quelle der süßesten Lebensfreuden“ gewesen, waren ihm vorangegangen. Der müde Pilger sehnte sich nach der bleibenden Stätte, nach der ewigen Heimath aller Guten.

Wohl erhielt sich sein kräftiger lichter Geist lebendig und theilnehmend für Alles, was um ihn vorging, bis in die letzten Stunden seines irdischen Verweilens. Aber der Körper begann doch mehr und mehr den Dienst zu versagen. Die Strenge des Winters hatte ihm sichtlich zugesetzt. Statt wie sonst beim Eintritt der besseren Jahreszeit das Freie zu suchen, um „der mildwehenden Lüfte und der Sonne belebenden Strahlen“ sich zu erfreuen, sah er sich auf sein Haus beschränkt und genöthigt, von äußerm Verkehr allmälig ganz sich zurückzuziehen.

Ohne eigentliche Erkrankung erlagen doch seit Juli die körperlichen Kräfte sichtlich den immer mehr zunehmenden Beschwerden des Alters. Mit frommer gottergebener Seele blickte er seiner Befreiung entgegen. Nur Eines schien ihn, je mehr sein Leben zur Neige ging, zu beunruhigen. Ihn schreckte das Geschick

manches wackern Mannes, dem bei überhandnehmender Schwäche pfäffische List einen Widerruf abgerungen hatte, oder fälschlich später nachredete. Er hatte Winke bekommen, daß von solcher Seite her in Bezug auf seine Person Aehnliches gewünscht und empfohlen werde. Da ließ er drei Tage vor seinem Tode Freunde vor sein Sterbebett kommen, ging mit ihnen in klarer Erinnerung die Hauptmomente seines Lebens und Wirkens durch, und forderte sie zuletzt auf, stets zu bezeugen, daß er seinem Gotte und der erkannten Wahrheit treu gestorben sei. —

Seitdem wurde er stiller, und sprach wenig mehr; seine Seele schien bereits der Erde entfremdet, nur mit sich und mit Gott beschäftigt. Was er als die rechte Stunde preist [1]) und sich wünscht, um dieser schönen Erde das Lebewohl zu sagen, ist ihm geworden. Am 9. August 1860, Abends gegen 8 Uhr, als die letzten Strahlen der scheidenden Sonne das der Wessenberg'schen Wohnung gegenüber stehende Gotteshaus, das altehrwürdige Münster, verklärend beleuchteten, erlosch ein Leben, das während seines treuen Tagwerks Vielen eine geistige Sonne gewesen, und das auch nach seinem Niedergang mit wohlthätigem Lichte in die Zukunft des deutschen Volkes fortleuchten wird.

Mit einbrechender Nacht verkündete die große Glocke des Münsters der Gemeinde den Hingang Wessenbergs. Diese

---

[1]) S. Ged. Bd. 4, S. 198:

Die Zukunft.

Wie lieblich glüht der Abend durchs Gesträuch
Dort, wo am Felsabhang der Pfad sich wendet!
O traut dem Lichtstrahl nur! Nicht täuscht er euch.
Welch' Zauberland, an Glanz und Segen reich,
In das hinab ihr dort die Blicke sendet!

Ihr Freunde! neigt sich eures Lebens Tag,
Müßt ihr das Lebewohl der schönen Erde
Jetzt sagen, und verwandten Seelen, ach!
O daß euch, blicken diese weinend nach,
Beim letzten Strahl der Himmel offen werde!

beschloß, ihrem größten Bürger ein ausgezeichnetes Grab in ihrer Hauptkirche, im Dome zu Konstanz, zu bereiten, dadurch bekennend, daß sie seinen Geist, den Geist ächt christlicher Liebe, Duldung und Milde lebendig in ihrer Mitte erhalten wolle.

Am 13. August Morgens 10 Uhr fand das Leichenbegängniß statt. Der edle Verblichene hatte gewünscht, in aller Stille beigesetzt zu werden. Man ehrte diesen Willen, indem man sonst gewöhnlichen Pomp ferne hielt. Aber die Liebe ließ sich's nicht nehmen, einen geliebten Todten zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten. Ergreifend war der unabsehbare Zug, der in ernster Stille durch die Hauptstraßen der Stadt, deren Läden zum Zeichen allgemeiner Trauer geschlossen blieben, sich bewegte, nur bisweilen von den ernsten Tönen einer Trauermusik und den Klagliedern der Zöglinge der Schulseminarien zu Mersburg und Kreuzlingen unterbrochen. Die gesammte Bürgerschaft, alle öffentlichen Behörden in der Stadt, zahlreiche Freunde und Verehrer aus den nahen deutschen Ländern und aus den schweizerischen Kantonen, zum Theil als Abgeordnete von Gemeinden und Korporationen, folgten dem mit Blumen geschmückten Sarg, der von Bürgern getragen ward.

Großherzog Friedrich, überall wahrhaft Großes ehrend, und, wie auch sein höchstseliger Vater, dem Verstorbenen stets mit vollstem Vertrauen zugethan, ließ sich bei diesem Leichenbegängniß durch einen eigens dazu abgeordneten Commissarius vertreten. „Ich bin tief betrübt", schrieb der edle Landesfürst, „über den schweren Verlust eines so ausgezeichneten Mannes, und wünsche, daß Geheimerath und Regierungsdirektor Fromherz als Commissarius in meinem Namen dem Verstorbenen an dessen Grab die letzte Ehre erweise."

Nur die klerikale Aristokratie glänzte durch ihre Abwesenheit, wiewohl mehr als Einer aus ihrem Kreise dem edlen Verstorbenen, seiner milden Nachsicht und unterstützenden Hilfe, fast Alles zu verdanken hat. Die Theilnahmlosigkeit von dieser Seite

mitten in der allgemeinen Trauer des Volkes und seines Fürsten ist ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit. —

Doch jene war in entsprechendster Weise ersetzt durch die zahlreichen Armen, Waisen und Kinder, die weinend dem Zuge folgten; denn ihnen trug man einen Vater zu Grab.

Im Münster sprach der würdige Nachfolger des trefflichen Straßer, Pfarrer Kotz [1]), tiefgefühlte Worte liebender Verehrung und frommen Dankes zu Gott, der uns in dem Abberufenen ein so gesegnetes Leben und Wirken gegeben. Hierauf versenkten sie unter einem ergreifenden Chorgesang des alamannischen Sängerbundes Bodan den Sarg mit den theuern Ueberresten in dem linken Schiff des alten Doms an der Stelle, wo der Entschlafene im Leben mit und für die Gemeinde zu beten pflegte, und bezeichneten die fortan doppelt heilige Stätte mit einem reichen Kranz von Blumen und Blüthen.

Wessenbergs Erben waren, wie bereits während seiner Lebzeiten, so auch nach seinem Tode die Armen und Bedrängten. Etwa die Hälfte seines für einen Privatmann nicht unbedeutenden jährlichen Einkommens [2]) hatte er in der Regel mit

[1]) Die Trauerrede dieses würdigen Geistlichen und Freundes Wessenbergs ist im Druck erschienen. Konstanz 1860, bei W. Meck.

[2]) Wessenbergs jährliches Einkommen bestand außer seinem Antheil an dem Wessenberg'schen Familiengut in den Bezügen von zwei Domherrenstellen (zu Augsburg und Konstanz, jede mit etwas über 3000 fl.), und einer kleinen Pension aus der badischen Staatskasse. Die Regierung des Großherzogs Ludwig hatte dem langjährigen Vorstand der badischen katholischen Landeskirche eine Pension von 1400 fl. ausgerechnet, etwa soviel, als ein ordentlicher Subalternbeamter nach gleicher Dienstzeit zu erhalten pflegt. „Sie haben nicht mir, wohl aber den Armen wehe gethan", bemerkte Wessenberg, als er von diesem großmüthigen Acte reaktionärer Gerechtigkeit und der letzten Chikane, die man in dem damaligen Karlsruhe gegen ihn schmiedete, Nachricht erhielt. — Das Ganze seines Einkommens betrug jährlich etwa 12—14000 fl.; hiervon wurde der weit geringste Theil für seine einfachen Bedürfnisse, der größere aber in jener Weise verwendet, daß des Mannes linke Hand nicht wußte, was die rechte — in vollem und vollstem Maße — zu geben nie müde ward. —

jenen getheilt. Reichthümer anzusammeln, außer geistigen in seinen Bücher- und Kunstsammlungen bestehend, war nie des Mannes Sache. Das hinterlassene mäßige Kapitalvermögen (40—50,000 fl.), für eine Zeit der Noth zurückgelegt, war ererbt.

Seine letztwilligen Verfügungen bestimmten lebenslängliche Versorgungen für seine Dienerschaft, kleine Andenken an Solche, die er geliebt hatte, und — außer kleinern milden Legaten — zum Haupterben die von ihm gegründete Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder zu Konstanz. Dieser Stadt vermachte er seine ansehnliche Kupferstichsammlung und Bibliothek, ein wahrhaft königliches Geschenk, nebst 4000 fl. zu deren Unterhaltung.

Seinem Landesfürsten stellte er seine erwählte Gemäldegallerie, gegen Zahlung von 20,000 fl. an das Konstanzer Rettungshaus, zur Verfügung, eine Bitte, welcher der kunstsinnige Fürst sofort willfahren ließ.

In dem eigenhändig geschriebenen Testament spricht der Heimgegangene den heiligsten, sein ganzes Leben beseelenden Herzenswunsch in folgender Weise aus:

„Möge Gottes ewige Reich, dessen Verkünder und Haupt Christus ist, stets wachsen und immer mehr blühen und gedeihen auf Erden! Möge die Einsicht und Ueberzeugung stets zunehmen: daß wahre und ungeheuchelte Liebe Gottes und des Nächsten nach der Anweisung unseres göttlichen Erlösers das Wesen der Religion ausmache; dieß ist mein innigster und höchster Wunsch. Mit der freudigen Hoffnung seiner dereinstigen vollständigen Erfüllung scheide ich von der irdischen Welt mit dankerfülltem Herzen gegen den liebreichen Geber alles Guten, und erheitert und beseligt durch den Frieden, den die Welt nicht zu geben vermag, voll zuversichtlichen unbegrenzten Vertrauens zu dem Vater des Lichtes, dem Urquell der ewigen Liebe.“ —

Mit diesen letzten Worten seines letzten Willens hat Wes-

senberg das höchste Ziel seines Wirkens, Leidens und Kämpfens bezeichnet. Im Lichte dieses Bekenntnisses hat er sein Tagewerk begonnen und in treuer Arbeit bis zu Ende fortgeführt.

Jedes Menschen-Leben ist eine Aussaat auf den großen Gottesacker der Welt. Jede trägt da ihre Früchte. Aber nur die Frucht ist eine gute und bleibende, die im Lichte der Wahrheit und in der Wärme der Liebe ihre Reife erhielt. — Wessenbergs Leben ist eine solche Gottesfrucht, deren Segnungen für das deutsche Volk, für seine nationale Entwicklung auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiete, nicht vergeblich bleiben werden. **Quod Deus bene vertat!**

Zur Berichtigung.

Seite 29 Zeile 1 von oben Verständniß statt Verhältniß.
" 32 " 12 " unten lautersten statt lautesten
" 60 " 13 " " ist nach „sollten" hinzuzufügen „machte".
" 124 " 2 " " treue statt Treue.
" 222 " 4 " oben ist " wegzulassen.
" 321 " 4 " " unbequemer statt bequemer.
" 333 " 6 " " Alles statt Ulles.
" 376 " 2 " " Wo statt Vor.
" 385 " 2 " " das statt des.
" 392 " 7 " " seid statt seit.
" 404 " 12 " unten Weisheitsjünger statt Weisheitjünger.
" 407 " 3 " " Geschlecht statt Geschlechts.
" 412 " 10 " oben es statt er.